H. misc. 288 c/6/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36640147940017

<36640147940017

Bayer. Staatsbibliothek

4. misc. 288 c/2

der

vereinigten Niederlande.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

von

Eduard Duller.

Zweiter Band.

(Von dem Abschluß der Utrechter Union bis zur Vernichtung der spanischen Armada, 1579—1588.)

LG

Friedrich von Schiller's
historische Schriften.

Zweiter Supplementband:

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,

fortgesetzt

von

Eduard Duller.

II.

Köln, 1841.

Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Friedrich von Schiller's

Geschichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande.

Fortgesetzt

von

Eduard Duller.

Zweiter Band.

(Von dem Abschluß der Utrechter Union bis zur Vernichtung der spanischen Armada, 1579—1588.)

Köln, 1841.

Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Drittes Buch.

(Fortsetzung.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Drittes Kapitel.

Das Schicksal der Niederlande nimmt nach dem Tode Don Juans eine neue, höchst interessante Wendung. Jetzt endlich tritt nämlich ein Mann gegen sie auf, der alle Eigenschaften in sich vereinigt, um dem König von Spanien die abgefallenen Provinzen, sich selbst aber die Bewunderung seiner Zeitgenossen, so wie der Nachwelt zu gewinnen. In den Niederlanden reifen zur selben Zeit alle Früchte des Fanatismus, der Partheiungen, der Zwietracht: Mit Gewalt zersprengen die bisher aneinandergeketteten feindseligen Elemente ihre Bande; der bis zur blinden Wuth gesteigerte Religionshaß reißt den südlichen Theil der Niederlande für immer von dem nördlichen ab und treibt jenen wie ein angeschwemmtes Land wieder zu Spanien, — während dieser, stark wie ein Felseneiland, allen Stürmen Trotz bietet, geheiligt durch die Freiheit, die darauf thronet und die dem bisherigen Beherrscher der Meere den Dreizack aus der Hand winden wird. In dem Zeitraum vom 1. Oktober 1578 bis zum 13. September 1579 liegen die Anfänge der Selbstständigkeit des holländischen Freistaats begründet, wurde der Trennung Hollands und Belgiens für alle folgenden Zeiten das Siegel aufgedrückt. Betrachten wir zuerst den Mann, der in einer so wichtigen Zeit die Bühne betrat, auf welcher das erhabenste Schauspiel, der Kampf um die Freiheit, in voller Ent-

wickelung war. Dann wollen wir diese Entwickelung selbst verfolgen.

Jener Mann war Alexander Farnese, damals noch Prinz, später Herzog von Parma. Mit zwei flüchtigen Strichen wurde sein Charakter bereits angedeutet, als wir ihn an der Spitze der aus Italien zurückgekehrten spanischen Kriegsschaaren zu seinem Oheim Don Juan treten sahen. Schon seit einiger Zeit hatte ihn Philipp II. zum Nachfolger Don Juans in der Generalstatthalterschaft der Niederlande bestimmt. Nach dem Tode des letzteren übernahm er dieselbe vorläufig und bald erhielt er aus Spanien die Bestätigung dieser Würde. — Einst, da Farnese noch ein Kind war, hatte sein Urgroßvater, Papst Paulus III., die Hand auf dessen Haupt gelegt und prophetischen Geistes gesprochen: „In diesem Kinde wird ein großer Feldherr heranwachsen!" Alexander Farnese wurde in der That ein solcher; er wurde ein größerer als Alba. Besaß Farnese Albas aristokratischen Stolz nicht, welcher diesen Mann gegen Geringere um so härter machte, als er selbst es nur mit Unmuth ertrug, unter einem höheren Herrn zu stehen, — so fühlte sich Alexander Farnese dem Monarchen ebenbürtig; Fürst war er so gut wie dieser, eine königliche Prinzessin, Maria von Portugal, nannte er seine Gemahlin. Freilich war auch Don Juan aus fürstlichem Geblüt entstammt. Aber, während Don Juan sich durch den Stolz auf die erlauchte Abkunft zu abenteuerlich-romantischen Entwürfen hinreißen ließ, weil er zu den angebornen, durch seine spätere Anerkennung neu erkräftigten Ansprüchen gleichsam keinen festen Boden finden sollte, auf dem er als Fürst herrschend wandle — konnte Alexander Farnese auf ein Land hinblicken, das sein eigen war, und um so freier war seine Stellung im Dienste des Königs, um so leichter konnte er auch die Stellung von Unter-

thanen beurtheilen. Wie Farnese alle Eigenschaften besaß, deren ein vollkommener Feldherr bedarf, — Scharfsinn und schnellen Ueberblick, Kühnheit und Ausdauer, das Talent, den Soldaten zu imponiren und doch ihre Liebe zu gewinnen und zu erhalten, — Strenge und Nachsicht am rechten Ort zu üben, — das Talent, die Verhältnisse, auch wenn sie drohend überraschen, zu beherrschen, endlich die genauesten Kenntnisse im Kriegswesen, — so fehlten ihm auch wieder jene Gaben nicht, die der Fürst in schwierigen Zeiten einem Volke gegenüber nöthig hat, um es unmerklich nach seinem Willen zu lenken, — die Würde, mit Leutseligkeit gepaart, welche den gemeinen Mann bezaubert, die scheinbare Vertraulichkeit, welche dem Adel und den höheren Klassen schmeichelt, die fromme Demuth gegen geistliche Personen, welche den Klerus gewinnt, kurz eine tiefe Menschenkenntniß und das Talent, die Menschen nach ihren Individualitäten passend zu behandeln. Dazu besaß er nun noch italienische Lebhaftigkeit und italienische Schlauheit. So vermochte er es, bestehende Risse unmerklich bloß dadurch zu erweitern, indem er Personen, die ihm wichtig schienen, an sich zog; wer mochte dabei denken, daß er andere, die er nicht zu gewinnen hoffen konnte, verdächtigte? Man sieht, daß eine solche Schlauheit oft haarscharf an Hinterlist gränzen mußte; aber selten überschritt sie bei ihm diese Gränze. Farnese wußte zu gut, daß es nicht genug ist, bloß ehrlich zu s e i n, daß es für hochgestellte Personen oft noch wichtiger ist, den K r e d i t der Ehrlichkeit zu behaupten. So war es ihm gegeben, da, wo die Schärfe des Schwertes nicht ausreichte, durch die feinen Künste der Politik zu siegen. Ueberdieß kam es ihm noch zu statten, daß er damals, als er die Generalstatthalterwürde antrat, in der Blüthe seiner männlichen Kraft stand. Was seine religiösen Ansichten betraf, so war er streng katholisch; aber sein Eifer für die Religion war

zum Theil mehr romantischer, zum Theil mehr politischer Art, als inquisitorischer. Er war der rechte Mann dafür, um die Sympathieen der belgischen Katholiken an seine Persönlichkeit zu fesseln und dadurch auch mit Spanien wieder zu vermitteln. Ueberdieß hatte er bereits früher am Hofe seiner Mutter, der Herzogin Margarethe, und als er zu Brüssel seine Hochzeit mit Maria von Portugal feierte, Gelegenheit gehabt, die Niederlande kennen zu lernen und mit manchen bedeutenden Männern in Verbindung zu treten; sein letzter Aufenthalt unter Don Juans Statthalterschaft diente ihm als treffliche Vorschule für seinen neuen Wirkungskreis. Alle verwickelten Verhältnisse der Niederlande lagen vor seinen scharfsichtigen Augen entwirrt und klar da; er durchschaute die Partheien; er erkannte die geeigneten Anknüpfungspunkte. Unmöglich konnte der damalige Zustand der Dinge von langer Dauer sein; es bedurfte nur der geschickten Hand eines Meisters, wie Farnese, um eine Entscheidung herbeizuführen, nach welcher sich Viele dringend sehnten.

Die Konflikte, welche aus den einander entgegengesetzten Prinzipien der beiden Protektoren oder (eigentlich) Prätendenten, des katholischen und des reformirten, entspringen mußten, waren nämlich bereits wirklich eingetreten; aber es waren, (was Beide entlarvte,) gerade nicht Konflikte wegen der Religion, sondern bloß wegen der Herrschaft, nach deren Alleinbesitz in den Niederlanden Jeder von Beiden trachtete; ja, es scheint, als ob erst die Nebenbuhlerschaft Jeden von Beiden zum offenen Anschluß an das betreffende religiöse Prinzip getrieben habe. Johann Kasimir zeigte sein Mißvergnügen über das Bündniß mit Anjou ganz deutlich und wollte ebenso wenig unter dem Feldherrn der Truppen der Staaten, dem Grafen Bossü stehen. Sei es, daß er die Parthei der exaltirten Reformirten ergreifen zu müssen glaubte, um die Anjou anhängen-

den Katholiken in Verlegenheit zu bringen, sei es, daß er dadurch festeren Fuß für seine eigenen tieferen Pläne zu fassen hoffte, — gleichviel, Johann Kasimir eilte mit ungefähr 500 Reitern den Gentern zu Hülfe. Sogleich verbreitete sich, ob mit Grund oder nicht, das Gerücht, man gehe damit um, ihn zum Grafen von Flandern zu machen. Auch zu Anjou's Ohren drang dies Gerücht, und es verbitterte sein Herz. Der Mißmuth, einen Nebenbuhler sehen zu müssen, welcher störend in Anjous eigene Herrschaftspläne eingriff, enthüllte mit einem Male den ganzen Egoismus des Letzteren und dessen kleinlichen Charakter; er benahm sich wie ein gekränktes Kind, das mit seinen Kameraden, die ihm hinter'm Rücken einen losen Streich gespielt haben, plötzlich nichts mehr zu thun haben will und sich einbildet, das Heil der Welt hänge daran, wenn es sich von ihnen zurückziehe. Er dankte anfangs zweitausend Mann seines Fußvolks und einige Reitergeschwader ab, welche sich zur Stelle in den Dienst der „Malkontenten" begaben, und zwar, wie man glaubte, nicht ohne Anjous Vorwissen. Dies war auch insofern nicht unwahrscheinlich, da ja die „Malkontenten" die heftigsten Feinde der Genter waren, welchen sich Johann Kasimir angeschlossen hatte. Bald darauf entließ Anjou sein ganzes Heer und kehrte grollend nach Frankreich zurück, unter dem Vorwand, sein Bruder, der König, habe ihn zurückberufen. So entschuldigte er sich wenigstens bei den Staaten, die ihm zwar Lobeserhebungen und Danksagungen nachriefen, aber im Grunde doch froh waren, seine Hülfe, so wie die Sachen damals standen, auf gute Art losgeworden zu sein. Seine Truppen hatten auch in der That gar zu übel im Lande gehaust.

Johann Kasimir folgte bald Anjous Beispiele. Er reiste nach England, um dort sein Benehmen in Bezug auf die Gen-

ter vor der Königin Elisabeth zu rechtfertigen. Indessen gefiel es seinen Reitern nicht länger in den Niederlanden; sie verlangten von Alexander Farnese freien Durchzug nach Deutschland, erhielten diesen und verließen das Land. Als nun Johann Kasimir später aus England zurückkehrte und seine Krieger nicht mehr in den Niederlanden fand, hielt er es für's Klügste, ihnen zu folgen und begab sich nach Deutschland zurück, ohne sich weder bei dem Erzherzog, noch bei Oranien und den Staaten beurlaubt zu haben. Die Staaten waren auch über den Abzug der deutschen Hülfsvölker nicht sehr betrübt; denn diese hatten ziemlich eben so schlimm wie die französischen gehaust, und überdieß hatten sich die Deutschen und die Franzosen, wo sie sich immer trafen, nie gut vertragen. Wie die Herren, so die Diener. Die sogenannten Helfer in der Noth waren dem gemeinsamen Feinde der Niederlande nicht halb so gram, als sich selbst untereinander.

Uebrigens hatten die Staaten auch ihr eigenes Heer beim Beginn des Winters größtentheils entlassen und den Rest desselben in Winterquartiere gelegt. Ihr Feldherr, Graf Bossü, starb noch im Dezember 1578 und man erzählte sich, er sei eben im Begriffe gewesen, die Sache der Staaten zu verlassen und sich wieder an die königliche Parthei anzuschließen.

So standen die Dinge in den Niederlanden, als sich die wallonischen Landschaften Artois und Hennegau und die Städte Lille, Douay und Orchies am 6. Januar des neuen Jahres 1579 zu Arras verbanden, die Genter Pacifikation und die Brüssler Union vom 9. Januar 1577, zum Schirm des Katholizismus und unter'm Gehorsam gegen den König von Spanien durch gemeinsame Kraft aufrecht zu erhalten, dagegen den Religionsfrieden nicht aufkommen zu lassen. Das Motiv zu diesem Schritte der Wallonen

war ihr Mißvergnügen über die letzten, gegen die katholische Religion gerichteten Exzesse zu Gent und über den jüngsten Vergleich, welchen Oranien dort geschlossen hatte.

Indessen hatte Oranien fruchtlos die dringendsten Briefe nach Gent geschrieben und St. Aldegonde dahin geschickt, um die Bevölkerung zur Annahme des Religionsfriedens zu bestimmen; fruchtlos hatte die Königin Elisabeth durch ihren Gesandten Davidson die Genter ermahnt, die Vorschläge Oraniens anzunehmen, wozu selbst Ryhove hinneigte. Hembyze mit der mächtigen Weberzunft bildete die Opposition, welche den Religionsfrieden so lange nicht annehmen wollte, bis die Glaubensfreiheit auch den 17 Provinzen zugestanden sei. Da entschloß sich Oranien, selbst nach Gent zu reisen, der Verdacht, welcher sich regte, als ob er bei diesen Exzessen sogar heimlich die Hand im Spiele hätte, beflügelte seine Schritte; nicht bloß seine Grundsätze, sondern auch seine Ehre forderten ihn jetzt auf, einen so schmählichen Verdacht durch die That zu widerlegen. Am 2. Dezember traf er, in Begleitung seines Bruders, des Grafen Johann, zu Gent ein, und am 4. versammelte er den Magistrat auf dem Rathhause. Die Stimme der Vernunft drang endlich gegen die tumultuarische demokratisch-protestantische Opposition durch, und am 16. Dezember 1578 brachte Oranien einen Vergleich zu Stande, welcher am 27. publicirt wurde. Dem zufolge erlangten die katholischen Geistlichen, (mit Ausschluß der vier Bettelorden) den Besitz ihrer Güter wieder und beide Konfessionen theilten sich in die Kirchen, wiewohl sich die Katholiken aller öffentlichen Prozessionen enthalten mußten.*) Dieser Ver-

*) Einige Tage zuvor hatte der Abt von St. Peter von dem Erzherzog Matthias den Befehl erlangt, der Zerstörung seiner Abtei, womit Jan van der Laer beschäftigt war, ein Ziel zu setzen; Jan van der

gleich, das Beste, was Oranien einer so furchtbar aufgeregten Zeit noch abgewinnen konnte, war jedoch beiden Konfessionen wenig zu Dank gewesen. Die Reformirten beklagten sich, daß er den Katholiken noch immer allzuviele Rechte eingeräumt

---

Laer war Commissaire de la ville und begleitet von vielen Handwerkern. Dieser Befehl, welchem sich der Magistrat nur ungern unterwarf, vermehrte das natürliche Mißtrauen Hembyzes in Beziehung auf die Katholiken noch mehr. Auch ließ er sie, obgleich der „Religionsfriede" ihnen viel feindseliger als den Reformirten erscheinen mußte, folgende Erklärung zeichnen, worunter er seinen Namen mit dem des zweiten Schöffen schrieb:

Vorme ende concept van Eede in de plaetse van Eede ghepueblicеert binnen Ghendt by de religioens-vrede den 27. Decembris LXXVIII.

Wy etc. etc. sweeren ende beloven by God almachtich vast ende onverbrekelik 't honderhoudene d'ordonnantie van den religioens-vrede up d'exercitie van beede de religien, by den magistraet der stede van Ghendt den 27. December 78 ghepubliceert, dienvolghende de previlegien der voorseyder stede, ooc alle de jnsetenen der zelver zo van d'eene als d'andere religie, ghetrouwelyk te beschermen in lyfve ende goede ende te helpen houdene in paise, ruste ende vrede up peijne van bij't voornoemde magistraet, zo in lyfve als goede, ghepuniert te werdene, alwaer wylieden zo gheestelyke als weerlicke ons te rechte stellen ende advoueren ende omme by ons van roomsche religie alle diffidentien ende misvertrouwen te weerene, renunchieren, ende gaen of by desen van alle previlegien, vryheden ende exemptien, die ons wt keyserlicke, pauselicke, cannonicke rechten, concilien, ende anderssins soude moghen te baten commen, zo by absolutien, gratien, indulten, dispensatien, vercreghem ofte te vercryghens by gheestelicke ofte weerlicke overheyt, ofte met eenighe pretexten of eede ghedaen, ofte te doene ter contrarien, ende namelyk der opinie van eenighe, dat men in styck van religie ende gheloove der wederpartije niet verbonden en zoude zyn belofte ende trouwe te houdene, de welcke wy met aldies voorseydes afzweeren ten fijne ende effecto voorscreven.

Oorconden zo es ditter onderteekend ter begheerte van beede partyen zo gheestelic als weerlic by de voornoemde heeren in Gode de Prelaeten van Sinte Pieters ende Dronghene, wten name van der

habe; die Katholiken aber beschwerten sich über das Gegentheil und noch außerdem darüber, daß er die Befreiung der Gefangenen in Gent nicht bewirkt. Den wallonischen Landschaften, die wir früher erwähnten, war nun dieser Vergleich ganz besonders anstößig, und veranlaßte sie wohl zunächst zu jener Vereinigung, welche Alexander Farnese nur mit geheimem Wohlgefallen betrachten konnte und weiter benützte, welche aber die Generalstaaten in demselben Grade beunruhigen mußte, als sie ihre Macht und ihr Ansehen beeinträchtigte. Dagegen wurde dieses Bündniß der drei wallonischen Landschaften anderseits zu einer mächtigen Triebfeder, um einen längst gehegten und wohl vorbereiteten Plan Oraniens rascher in Wirklichkeit zu setzen, als dies vielleicht unter anderen Umständen möglich gewesen wäre.

Oranien, welcher die Menschen überhaupt und die verschiedenartigen Charaktere der niederländischen Bevölkerung insbesondere sehr gut kannte, hatte nach genauer Beobachtung aller jener Entwickelungen, die in der letzten Zeit so überraschend schnell gereift waren, von den Katholiken der südlichen Provinzen, zumal von den Wallonen, einen solchen Schritt wie das Bündniß der drei Landschaften als kaum zweifelhaft vorausgesetzt. Er hatte sich überzeugt, daß bei den durchgreifenden Gegensätzen der Konfessionen und der Nationaltemperamente eine dauernde Vereinigung der südlichen und der nördlichen Provinzen unmöglich sein müsse, um so mehr, da in den ersteren die Eifersucht des Adels gegen seine Person und das zwar unschein-

---

clergie ende wten name van der werelicke by beede de voorschepene der stede van Ghendt, desen 14. January 1579.

(S.) Gheleyn abt van St. Pieters.
Lieven oitmoedich abt van clooster van Dronghen.
J. Hembyze en Gillis Borlunt.

bare, aber um so sichrere Hinwirken der Jesuiten, welche in den Beichtstühlen die Gewissen der strenggläubigen Katholiken gegen eine „Gemeinschaft mit Ketzern und Bilderstürmern" (als Verbrechen galt ja die Toleranz) einnahmen, alle ächte Eintracht vereitelten. Sollte aber darüber die Freiheit selbst Schaden nehmen? Sollten alle Opfer, die ihr gebracht worden waren, fruchtlos sein? Nimmermehr! Es mußte sich doch ein Punkt finden lassen, welchen die Freiheit fest besäße! Aber wo? Für's Erste nicht in den südlichen Provinzen, wo man damals die ächte Wesenheit der Freiheit nicht überall, oder an vielen Orten leider nur falsch verstand, wo (wie in Gent) eine augenblickliche Zügellosigkeit, gefolgt von dem Despotismus eines Demagogen, dafür gelten konnte. Man würde übrigens ein großes Unrecht begehen, wollte man glauben, daß die Bewohner der südlichen Provinzen der Freiheit nicht fähig waren, oder daß der Katholizismus Freisinn und Freiheitslust abstumpfen könnte. Der Katholizismus an und für sich war in jenem Falle außer aller Schuld. Im Gegentheil kann man die letztere vorzugsweise nur den Ausschweifungen der Exaltirten von der reformirten Parthei zurechnen, welche alle Freunde der Ruhe und Ordnung erbitterten, welche durch ihre ungerechten Angriffe gegen die katholische Religion und deren Priester alle Bekenner derselben gleichsam dazu zwangen, sich von der sogenannten Sache der Freiheit abzuwenden, die eigentlich eine Sache der Gewalt, der Anarchie geworden war. Ganz abgesehen von allen religiösen Kontroversen war die Sache des Katholizismus in den südlichen Niederlanden damals die Sache der meisten Verständigen und Gesetzlichen.

Anders verhielt es sich in den nördlichen Provinzen. Wie in den südlichen der Katholizismus den Angelpunkt der bürgerlichen Ordnung, so bildete in den nördlichen die reformirte Kon=

fession die Grundfeste der Freiheit, nämlich der ruhigen, naturgemäß sich entwickelnden, zur festen Staatsform hinstrebenden Freiheit, von welcher bereits nichts Geringeres als die Existenz der Nationalität abhing. Jahre lang hatten die nördlichen Provinzen ehrenhaft dafür gekämpft; sie hatten die bürgerliche und religiöse Freiheit endlich errungen; sie erholten sich bereits von den meisten Wunden, welche sie im Kampfe erhalten hatten. Diese Freiheit mußte ihnen nun auch bleiben, gesichert vor allen Wechselfällen, die ein Krieg herbeiführen konnte. Aber wie war dies Ziel zu erreichen? Um ein taugliches Mittel dafür zu finden, mußte man in die Erforschung der Vergangenheit zurückgehen. Ein festes Zusammenhalten der gleichgesinnten Provinzen (das große Wort: „eendragt maakt magt!") wehrt jede Uebermacht ab; dies sagte die gesunde Vernunft. Wie kam es denn nun aber, daß bis jetzt noch kein Bündniß im Stande gewesen war, eine solche Wirkung hervorzubringen? Vielleicht weil die besonderen Provinzialinteressen sich jedesmal zum Nachtheil des Gesammtinteresses der Nation allzu sehr geltend machten? Ja, darin lag es; damit war der richtige Punkt bezeichnet. Die einzelnen Provinzen waren der geschichtlichen Form bis jetzt noch zu wenig entwöhnt und hatten sich noch immer daran gehalten. Jetzt aber galt es auf einmal: Leben oder Tod. Es galt, eine neue geschichtliche Form zu begründen; und, um dies zu können, blieb kein anderes Mittel, als — sich der alten zu entschlagen. Der Form nämlich, — nicht der Individualität, nicht der Selbstständigkeit! Hätte eine Provinz diese aufgeopfert, so war es gewiß um die gemeinsame Freiheit geschehen. Aber wie nun Beide in Einklang bringen? Wie die provinzielle Selbstständigkeit erhalten und die gemeinsame (nationale) Freiheit erringen, ohne von

der ersteren auch nur das Geringste aufzuopfern? Und doch schien die letztere beinahe ein solches Opfer zu fordern! Auch hier mußte man auf die Betrachtung der Vergangenheit zurückgehen, nämlich aus dem, was nicht hätte sein sollen, das lernen, was jetzt geschehen mußte. Für die Eintracht, die man bei allen Bündnissen bisher beabsichtigte, hatte stets die centripetale Kraft der ächten Einheit gefehlt. Man hatte bisher bloß gemeinsam berathen, aber es hatten die Mittel und Wege gefehlt, um auch übereinstimmend handeln zu können. Es mußte demnach eine Centralbehörde geschaffen werden, in welcher der gemeinsame Wille repräsentirt wurde und welcher auch die gemeinsame Thatkraft zu Gebote stand. Aber sehr schwierig war es, eine solche Centralbehörde zu erschaffen; besonders schwierig war diese Aufgabe gerade für Oranien, von welchem der Plan ausging, und welcher denselben mit der ganzen Konsequenz, die ihm eigen — war, durchzusetzen trachtete, — doppelt schwierig in seiner eigenthümlichen Stellung zu Holland und Seeland. Wie leicht konnte er sich, wenn seine Feinde diese Stellung in Betracht zogen, Mißdeutungen aussetzen, welche Mißtrauen erwecken mußten! Kaum war der Schein zu vermeiden, als wolle Oranien unter dem Vorwand des Gemeinwohls durch eine Vereinigung mehrer Provinzen nur eine Herrschaft für sich begründen, für welche er in Holland und Seeland bei der Anhänglichkeit beider an seine Person, bei den oberhoheitlichen Rechten, die er über beide bereits besaß, einen festen Mittelpunkt zu haben schien. Gefährlicher als je war es jetzt, das Mißtrauen zu wecken, da auf der anderen Seite ein Mann wie Alexander Farnese bereit stand, dies eben so meisterhaft zu benützen, wie er die Separation der Wallonen insgeheim zu befestigen wußte. Endlich mußte Oranien besorgen,

daß man ihm, wenn er einen besonderen engen Verband einiger Provinzen veranlasse, vorwerfen würde, er habe die Genter Pacifikation gebrochen, an welche allein sich halten zu wollen, er doch stets und mit so auffallender Beharrlichkeit erklärte! Deßhalb trat Oranien lieber in den Hintergrund, wo er, unbeachtet, nicht weniger eifrig, aber um so sichrer wirken konnte. Oeffentlich übernahm sein Bruder, Graf Johann von Nassau, das Geschäft, einen neuen Staatskörper zu organisiren.

Schon unmittelbar nach Don Juans Ankunft in den Niederlanden hatte sich Oranien in weiser Vorsicht bemüht, eine engere Vereinigung jener Städte Hollands und Seelands, die sich noch abgesondert hielten, und des Stifts Utrecht unter seiner Statthalterschaft zu Stande zu bringen. Zu Anfang des Jahres 1577 rieth (wie es heißt,) auch die Königin von England den Staaten von Holland, Seeland, Geldern, Friesland und Utrecht zu einer solchen Vereinigung und versicherte sie dazu ihres Beistandes. Gewiß ist es, daß Oranien zur selben Zeit eifrig dafür arbeitete; in Geldern wirkten in diesem Sinne Meister Jakob Muis, in Utrecht der Advokat Floris Thin und Meister Floris van Heermaale, in Friesland Pople Uffens, Karl Roorda und Duko Martena. Doch die wichtigen Ereignisse, in deren Folge sich Oranien nach Brabant begab, brachten jenes Werk einstweilen in's Stocken. Inzwischen traten mehre Umstände ein, welche für die Wiederaufnahme der Verhandlungen äußerst günstig waren. Graf Johann von Nassau wurde zu Anfang des Jahres 1578 zum Statthalter von Geldern ernannt, und der reformirte Kultus faßte in dieser Provinz festen Fuß. In Friesland, wo sich der Provinzialhof geweigert hatte, Don Juan für einen Feind zu erklären, hatte der

tapfre Herr von Rennenberg die städtischen Regierungen größtentheils mit neuen, Oranien und der Freiheit anhänglichen Männern besetzt; er war Statthalter von Over-Yssel geworden und hatte die spanischen Besatzungen aus Kampen und Deventer vertrieben. Nun schien es Oranien an der Zeit, das Vereinigungswerk rasch durchzusetzen, und sein Bruder, Graf Johann, der schon im Juni 1578 die Vereinigung seiner Provinz Geldern mit den beiden seines Bruders, (Holland und Seeland) so wie mit der Rennenbergs (Over-Yssel) entworfen hatte, veranstaltete noch in demselben Jahre eine Zusammenkunft der Staaten von Holland und Seeland zu Gorkum, wo er sie dringend zu einer Vereinigung mit Geldern, Utrecht und Friesland ermahnte. Viele und große Schwierigkeiten standen diesem Werke entgegen, bis man sich endlich von Seiten aller betheiligten Provinzen deutlich über den eigentlichen Zweck verständigt hatte. Verschiedene Versammlungen wurden deßhalb noch 1578 gehalten (die wichtigste am 6. Dezember zu Utrecht). Erst am 23. Januar 1579 wurde zu Utrecht die neue Union von den Bevollmächtigten Hollands, Seelands, Utrechts, Gelderns und der Gröninger Umlande unterschrieben, und am 29. desselben Monats mit großer Feierlichkeit vom Rathhause zu Utrecht bekannt gemacht.*)

Diese **Union von Utrecht** war in 26 Artikeln abgefaßt, deren Inhalt wir hier ausführlicher mittheilen, weil die Errichtung eines neuen republikanischen Staatskörpers, dessen Bestand und, fast möchte man sagen: die Erhaltung der

---

*) Hierüber die „Byvoegsels“ rc. zu Wagenaer, von van Wyn u. s. w. (zu VII. Thl. p. 67—90).

batavischen Nationalität, auf diesem wichtigen Fundamentalgesetze beruhen. *)

In der Einleitung der Urkunde hieß es: „Die Bewohner der Fürstenthümer, Grafschaften und Lande von Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und den friesischen Umlanden zwischen Ems und Lauwers haben sich überzeugt, daß die Spanier seit der Pacifikation von Gent alle Mittel aufboten und es noch thun, um die niederländischen Provinzen, sowohl im Ganzen als theilweise, einer tyrannischen Regierung wieder zu unterwerfen, daß sie insbesondere die Provinzen — zu deren äußerstem Verderben — durch Waffengewalt wie durch List zu trennen suchen. Deßhalb haben es die zu Anfang Genannten für rathsam gefunden, sich noch näher und enger unter einander zu verbinden, jedoch nicht um dadurch jene allgemeine Verbindung etwa aufzuheben, welche durch die Genter Pacifikation zu Stande gebracht wurde, sondern vielmehr um diese noch zu verstärken, um sich gegen alle Anschläge der Feinde, geschehen solche nun durch List oder durch Gewalt, vorzusehen und zu vertheidigen, und um fernere Trennungen zu verhüten. Zu diesem Zwecke haben ihre Bevollmächtigten folgende Punkte festgesetzt und beschlossen, ohne sich dadurch jedenfalls dem heiligen römischen Reiche entziehen zu wollen."

„1) Die genannten Provinzen konföderiren sich hiemit unter einander für ewige Zeiten so, als ob alle dieselben nur eine Provinz ausmach-

*) Auf einem zum Gedächtniß der Union geprägten Jetton sieht man den belgischen Löwen, den Bündel von 7 Pfeilen haltend, mit der Umschrift: „Vicit leo de tribu Juda;" — auf dem Revers den Bündel von 7 Pfeilen mit der äußeren Umschrift: „Victoriae praemium libertas 1578", und der inneren: calculus ordinum Belgii".

ten. Kein anderer Verband oder Akt, welcher Art er auch sei, soll sie fürder scheiden. Jedoch soll diese Konföderation die Privilegien, Freiheiten, löblichen und wohlhergebrachten Gewohnheiten und alle anderen Gerechtigkeiten der einzelnen Provinzen und einzelnen Städte, so wie der Mitglieder oder Insaßen derselben in keiner Weise aufheben oder schmälern; vielmehr sollen sich letztere mit Leib und Gut wechselseits beschirmen. Streitsachen, welche die in dieser neuen Union einbegriffenen Provinzen, Städte und sonstigen Mitglieder über die erwähnten Privilegien und Gerechtigkeiten mit einander von früher her haben oder neu bekommen, sollen durch die gewöhnlichen Richter, „gute Männer," oder auf dem Wege des Vergleichs geschlichtet werden, ohne daß sich die anderen Provinzen, Städte und Mitglieder unberufen darein zu mischen haben."

„2) Die genannten Mitglieder dieser Union sollen einander in jeder Noth und Gefahr mit Gut und Blut mit Leib und Leben wider jede Gewalt beistehen, habe eine solche auch was immer für einen Namen oder Vorwand, sei es im Namen des Königs, oder geschehe sie unter dem Vorwand, die katholische Religion mit bewaffneter Hand einzuführen, oder endlich um dieser Union selbst willen."

„3) Die genannten Provinzen haben einander auch gegen alle fremden und einheimischen Herrn und Fürsten, Provinzen und Städte getreulich beizustehen, welche ihnen Gewalt anthun oder sie mit Krieg überziehen; vorbehaltlich, daß die Gesammtheit der Union nach der Lage der Sache eine Hülfe beschlöße."

„4) Zur besseren Versicherung der Provinzen sollen die

Städte an den Gränzen, wie auch andere, bei denen es nöthig scheint, auf Kosten der Städte und der Landschaften, in denen diese liegen, verstärkt werden, zu welchen Kosten der Gesammtverband die Hälfte beizutragen hat. Wird es für räthlich befunden, neue Festungen anzulegen, oder die alten zu verändern, so tragen die Provinzen insgemein die erforderlichen Kosten."

„5) Diese Kosten sollen in allen Provinzen nach gleicher Proportion auf einen Fuß gestellt und zur Aufbringung derselben die Imposten auf Wein, Bier, Korn, Salz, Stoffe verschiedener Art, Zug- und Schlachtvieh und dergleichen von drei zu drei Monaten an den Meistbietenden versteigert werden. Auch sollen die Einkünfte der königlichen Domänen — nach Abzug der darauf haftenden Lasten — dazu verwendet werden."

„6) Diese Mittel sollen durch gemeinsame Beschlußnahme je nach den Umständen erhöht oder vermindert werden können, aber bloß zum Zwecke der gemeinsamen Beschirmung verwendet werden dürfen."

„7) Die Gränzstädte, wie auch andere Plätze sind, wenn die Noth es gebeut, gehalten, auf Verordnung der vereinigten Provinzen Besatzungen aufzunehmen. Die Initiative des Rathes geht hierbei von dem Statthalter der betreffenden Provinz aus, die Besoldung der Besatzungen bezahlen die vereinigten Provinzen. Die Hauptleute und die gemeinen Soldaten der Besatzungen haben außer dem allgemeinen Eid auch noch einen besonderen an die Stadt oder Ortschaft und die Provinz, in welche sie versetzt werden, zu leisten. Zum Schutz der geistlichen und weltlichen Einwohner soll eine strenge Kriegszucht gehandhabt werden und die Soldaten genießen keine andere Befreiung von Imposten

als die Bürger. Letztere erhalten aus dem Gesammtschatz der unirten Provinzen „Logisgelder."

„8) Alle männlichen Bewohner einer jeden von den vereinigten Provinzen, vom 18. bis zum 60. Jahre sollen binnen eines Monats aufgezeichnet werden, damit man bei der nächsten Versammlung über die der Vertheidigung der Provinzen zu Gebote stehenden Mittel berathschlagen könne."

„9) Ohne gemeinsame Berathung und Bewilligung sämmtlicher vereinigter Provinzen darf kein Waffenstillstand oder Friede abgeschlossen, kein Krieg begonnen, keine den ganzen Verband betreffende Steuer auferlegt werden. In allen übrigen, die Verbindung betreffenden Angelegenheiten wird durch Stimmenmehrheit der Provinzen beschlossen und ein solcher Beschluß hat dann verbindende Kraft. Die Stimmen werden in der bei den Generalstaaten gebräuchlichen Weise gesammelt. Dies gilt jedoch nur provisorisch bis zu einer strikteren Verordnung der gesammten Bundesgenossen. Können sich die Provinzen in Fragen über die oben genannten Fälle nicht vereinbaren, so wird (jedoch gleichfalls nur provisorisch) die Streitfrage den betreffenden Statthaltern derselben anheimgestellt; und vermögen auch diese nicht zu schlichten, so haben sie unpartheiische Beisitzer zu ernennen."

„10) Ohne Bewilligung aller vereinigten Provinzen u. s. w. darf keine einzelne irgend ein Bündniß oder einen Vertrag mit benachbarten Herrn oder Ländern eingehen."

„11) Wollen einige benachbarte Fürsten, Herren, Länder oder Städte sich mit den zu Anfang genannten Provinzen vereinigen und in deren Konföde-

ration treten, so kann dies, nach gemeinsamer Berathung und Einwilligung derselben, allerdings geschehen."

„12) In Bezug auf die Münze und die Geldwährung sollen sich die Mitglieder der Union auf gleichen Fuß setzen, und zwar nach den Ordonnanzen, welche darüber mit Nächstem zu erlassen sind."

„13) In Beziehung auf den Gottesdienst sollen sich Holland und Seeland nach ihrem eigenen Gutachten halten. Die übrigen Mitglieder der Union sollen sich nach dem im vorigen Jahre aufgestellten Religionsfrieden richten oder solche Ordnungen festsetzen, wie die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt in jeder Provinz oder Stadt es verlangt. Frei und ungehindert darf Jedermann seinen Glauben bekennen, seinen Gottesdienst üben; keine Glaubensuntersuchung störe die Gewissensfreiheit!"

Dieser hochwichtige dreizehnte Artikel der Unionsakte wurde gleich nach der Veröffentlichung zum Theil mißverstanden, und zwar insofern, als man glaubte, daß nur solche Provinzen und Orte, welche den „Religionsfrieden" angenommen, oder in welchen mindestens zwei verschiedene Konfessionen nebeneinander bestünden, in die Union aufgenommen werden könnten. Zur größeren Deutlichkeit wurde daher schon am 1. Februar 1579 ein Supplementar-Artikel publicirt folgenden Inhalts: „Es war keineswegs die Absicht der Bundesgenossen, bloß diejenigen Provinzen und Orte, die den Religionsfrieden angenommen oder mindestens zwei Konfessionen dulden, in die Union aufzunehmen und demnach solche davon auszuschließen, in welchen entweder die katholische Religion allein herrscht oder die Zahl der Re-

formirten so gering ist, daß diese, dem Religionsfrieden gemäß, keinen eigenen Gottesdienst halten können. Im Gegentheil: auch die ausschließlich katholischen Provinzen und Städte werden bereitwillig in die Union aufgenommen, wenn sie sich nur den anderen Artikeln derselben fügen wollen und wenn sie gut patriotisch sind. Denn kein Mitglied der Union hat sich irgend einen Einfluß auf die religiösen Angelegenheiten eines andern anzumaßen.“

„14) Alle Geistlichen und Konventualen sollen den Besitz ihrer Güter wiedererlangen. Solche Konventualen aus den vereinigten Provinzen, die sich während des Krieges von Holland und Seeland mit Spanien aus ihren damals unter spanischer Herrschaft stehenden Klöstern nach Holland und Seeland geflüchtet hatten, sollen aus ihren Klöstern ihr Leben lang erhalten werden; ebenso anderseits jene Konventualen, welche sich aus ihren in Holland und Seeland gelegenen Klöstern in eine oder die andre jetzt zur Union gehörige Provinz begeben hatten.“

„15) Jene Konventualen der im Umfang der Union gelegenen Klöster, welche dieselben bis jetzt aus irgend einem triftigen Grunde verlassen haben oder zu verlassen wünschen, sollen ihr Leben lang aus den Einkünften ihrer Klöster erhalten werden.“ — (Eine nachträgliche Bestimmung vom 1. Februar 1579 fügte noch hinzu: daß, wenn solche ausgetretene Konventualen über ihnen zuständige Erbschaften Prozesse anfingen, diese Letzteren vor der Hand bis auf weitere Verfügung vertagt werden sollten) „Wer sich übrigens erst nach dem Datum der Unionsakte in ein Kloster begibt und es dann wieder verläßt, hat auf die obige Vergünstigung keinen Anspruch, sondern bloß das Recht,

beim Austritt das Eigenthum zurückzunehmen, welches er ins Kloster mitbrachte. Außerdem sollen die Konventualen Freiheit des Gottesdienstes und der Tracht genießen, in allen übrigen Stücken ihren Klosteroberen gehorsam sein."

„16) Sollten (was Gott verhüten möge!) zwischen einzelnen Provinzen der Union Mißverständnisse und Zwietracht eintreten, so haben die übrigen Provinzen oder ihre Bevollmächtigten den Zwist beizulegen. Betrifft Letzterer alle Provinzen der Union insgesammt, so sollen die Statthalter nach der im 9. Artikel angegebenen Weise binnen Monatsfrist schlichten. Eine weitere Appellation kann hierauf nicht stattfinden."

„17) Die Mitglieder der Union sollen sich wohl in Acht nehmen, fremden Fürsten oder Ländern Anlaß zum Kriege zu geben. Zu diesem Ende sollen sie sich befleißigen, Fremden, welche sich in den unirten Provinzen aufhalten, ebenso zu ihrem Recht zu verhelfen, wie Einheimischen. Sollte ein Mitglied der Union hierin fehlen, so haben die andern dasselbe ernstlich zur Handhabung der Gerechtigkeit anzuhalten."

„18) Keine Provinz oder Stadt soll die übrigen Verbündeten ohne gemeinsame Bewilligung aller mit Imposten, Convoigeldern und ähnlichen Lasten, noch überhaupt Bundesgenossen mehr beschweren als die eigenen Einwohner."

„19) Die Bundesgenossen verpflichten sich, auf Ausschreiben von Männern, welche eigens dazu ermächtigt werden zu bestimmten Zeiten sich in Utrecht zu versammeln, um über wichtige Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Das Letztere geschieht durch Einmüthigkeit oder nach Stimmenmehr-

heit, — auch in dem Falle, wenn einzelne Mitglieder der Union fehlen sollten. Wer auf der Tagsatzung nicht erscheint, ist gleichwohl gehalten, dem Beschluße nachzukommen. Wer auch ein zweites Mal, ungeachtet vorhergegangenen neuen Einberufungsschreibens, nicht erscheint, verliert die ihm zustehende Stimme. Wer durch triftige Gründe abgehalten wird, sich bei der Tagsatzung einzufinden, hat gleichwohl seine Meinung über die auf derselben zu verhandelnde Angelegenheit schriftlich anzuzeigen; zu welchem Ende die Gegenstände der Berathung, (wenn sie nicht geheim bleiben müssen) gleich in den Einberufungsschreiben angezeigt werden."

„20) Jeder Bundesgenosse ist verpflichtet, solche vorfallende Angelegenheiten, von denen er glaubt, daß sie das Wohl oder Weh Aller betreffen, jenen Männern anzuzeigen, die zur obenerwähnten Einberufung ermächtigt sind, damit diese auch die übrigen Provinzen zur Berathung über solche Angelegenheiten schriftlich einladen können."

„21) Sollten sich in der Unionsakte dunkle oder Zweifel begründende Stellen vorfinden, so steht deren Interpretirung dem gemeinsamen Ausspruch der Bundesgenossen zu. Können sie sich über den richtigen Sinn nicht vereinigen, so haben sie ihren Rekurs an die Statthalter der Provinzen zu nehmen."

„22) Sollte eine Vermehrung oder Veränderung der Artikel in der Unionsakte nöthig befunden werden, so darf eine solche nur durch vollständige Uebereinkunft aller Bundesgenossen und auf keine andere Weise vorgenommen werden."

„23) Die Anfangs genannten Provinzen geloben, allen vorstehenden Artikeln getreulich nachzukommen, wie für die Auf-

rechthaltung derselben bestens zu sorgen. Sie erklären Alles, was im Widerstreit gegen dieselben gethan werden möge, für null und nichtig."

„24) Die gegenwärtigen und zukünftigen Statthalter der Provinzen, Magistrate und Befehlshaber der Städte und Ortschaften im Umfang der Union müssen diese Akte, und zwar jeden einzelnen Artikel derselben, beschwören und sich ferner eidlich verpflichten, auch Andere zur Aufrechthaltung derselben anzuhalten."

„25) Denselben Eid müssen auch alle Schutteryen, Gilden und Kollegien in den Städten und Flecken der Union leisten."

„26) Ueber diese Vereinigung sollen Urkunden in gehöriger Form ausgestellt, durch die Statthalter, sowie durch die Mitglieder und Städte der Provinzen besiegelt und von deren Sekretären unterzeichnet werden."

Welcher Freund der Freiheit und der Humanität vermöchte dem Geiste, der diesem merkwürdigen Aktenstücke entsprach, die höchste Achtung zu versagen? Wie rein ist das Wesen einer Republik hier aufgefaßt, wie weise das Föderativsystem organisirt, wie einfach Stein auf Stein gelegt, und wie fest sind alle verkittet! Das historische Recht bleibt als unterste Grundlage; die Selbstständigkeit einer Provinz muß die der andern stützen. So bleibt der Provinzialismus, dies Lebensprincip der niederländischen Nationalität, unangetastet; doch, indem er die Exklusive aufgibt, bleibt er vor der Gefahr gesichert, zu versteinern. Entschiedener als bisher ist die Autonomie der Nation gefestigt durch die Gemeinsamkeit der Auflagen, des Geldkurses und der Volksmusterung (als Vorbereitung zur Volksbewaffnung); sie gibt sich kund durch die Bestimmung, daß auch die bewaffneten Bürger (die Schutteryen) die Union beschwö-

ren. Am Interessantesten zeigt sich der Uebergang von der Versammlung der Generalstaaten zu einer Tagsatzung der konföderirten Freistaaten.

Einen bedeutenden Fortschritt in der Erkenntniß der wahren Freiheit bekunden die die Religion betreffenden Artikel. Der Kalvinismus, einst ein Damm gegen Spanien, muß jetzt seine frühere Stellung aufgeben und sich der Toleranz unterordnen; die Union macht keinen Unterschied zwischen Katholiken und Reformirten, sie verlangt nur brave Patrioten. Vergessen wir hierbei die Bedeutung des Religionsfriedens von 1578 nicht, welcher wie eine Brücke zwischen den beiden Extremen dasteht!

Am Allerwichtigsten war für die vereinigten Provinzen die neue Stellung, welche sie jetzt Spanien gegenüber einnahmen. Man kann sagen: die eigentliche Staatsumwälzung war mit dem Abschluß der Unionsakte vollbracht. Nicht mehr abgefallene Provinzen trotzten jetzt der spanischen Monarchie, sondern bereits ein neuer Körper von organisirten Freistaaten. Allerdings mußte sich dieser auf einen Krieg gefaßt machen, welcher sich blos auf die Defensive beschränken konnte. Aber diese Defensive schloß indirekt auch wieder eine Offensive in sich. Der elfte und der dreizehnte Artikel der Bundesakte enthielten den ganzen politischen Operationsplan der vereinigten Provinzen gegen Spanien, obwohl dessen Spuren auch in anderen Artikeln deutlich durchleuchten. Indem der neue Freistaat durch jene beiden Artikel (den 11. und 13.) auch solchen Provinzen, welche sich bis jetzt noch nicht zur Theilnahme an der Union entschlossen hatten, diese offen hielt, bedrohte er Spanien sehr gefährlich. — Manche Artikel, wie z. B. der die allgemeinen Auflagen, sowie der die allgemeine Konskription betreffende, traten nie ins Leben; manche andre wurden im Laufe der Zeiten

geändert; ja selbst der Grundgedanke: „alle Provinzen sollen nur wie eine sein," wurde späterhin durch mannigfache Gegensätze der frei sich bewegenden Elemente des Staatslebens in den Hintergrund gedrängt. Aber die Union selbst blieb, was sie anfangs war, das Fundament des neuen Staatskörpers und zugleich der scharfe Eckstein der nördlichen Nationalität wider die südliche.

Nicht alle Bevollmächtigten der genannten Provinzen waren an jenem Tage, da die Unionsakte unterzeichnet wurde, zugegen. *) Graf Johann von Nassau unterschrieb sie zuerst, dann thaten es vier Bevollmächtigte der Ritterschaft von Geldern und Zütphen, hierauf die von Holland, Seeland, Utrecht und den Gröninger Umlanden. Die Stadt Gröningen hatte keinen Bevollmächtigten geschickt; die alte Spannung zwischen ihr und den Umlanden wirkte noch immer fort und hielt sie zurück. Auch einzelne Städte der betreffenden Provinzen machten noch lange manche Klauseln und Schwierigkeiten, bis sie vollständig beitraten, so Briel und das Land Voorne, die, wiewohl mit Holland und Seeland vereinigt, doch als eigene Landschaft für sich angezeichnet sein wollten, so Rotterdam, das sich anfangs gegen eine Vereinigung mit dem Adel von Geldern und Zütphen sträubte, so die Ritterschaft des Nymwegenschen Quartiers und der Stadt Nymwegen, so die Bevollmächtigten der Ritterschaft und der Städte des Arnheim'schen Quartiers, so Venloo in Geldern, so endlich auch mehre friesische Städte nebst dem Statthalter Rennenberg. Over-Yssel weigerte sich ganz und gar, der Union beizutreten, aus dem Grunde, weil man das Land erst des Kriegsvolks entlasten müsse. Doch alle

*) Vergl. „**Byvoegsels en aanmerkingen voor het 7de deel der vaderlandsche Historie van Wagenaer.**

jene Schwierigkeiten wurden, wenn auch nur langsam und allmählig, gehoben; bloß Over-Yssel trat erst im März des folgenden Jahres vollständig der Union bei. Dagegen schlossen sich Gent, (am 4. Februar) Ypern, Antwerpen, Breda, Brügge und das Freie von Brügge an, wiewohl sie wenig oder gar nicht an der gemeinsamen Regierung Theil nahmen.

Oranien selbst zögerte bis zum Mai, die Union anzunehmen. Die Motive, welche ihn so lange abhielten, waren dieselben, aus welchen er von Anfang her in den Hintergrund getreten war, — das hauptsächlichste derselben lag wohl in der Besorgniß: man dürfte ihn versteckter Herrschsucht beschuldigen, als wolle er nämlich statt des Erzherzogs Matthias — Generalstatthalter werden! Erst am 3. Mai, nachdem inzwischen mehre andere Umstände von nicht geringer Bedeutung zusammengetroffen waren, welche ihn zu der Ueberzeugung bestimmten, daß es nöthig sei, öffentlich der Utrechter Union beizutreten, that er dies wirklich und zwar schriftlich. „Ich habe bisher noch immer gehofft" (erklärte er in seiner von Antwerpen aus erlassenen Schrift) alle niederländischen Provinzen in enge Vereinigung zu bringen; deßhalb säumte ich so lange, der Utrechter Union beizutreten. Ich thue dies jetzt, da ich weiß, daß der Erzherzog und ein großer Theil der Niederlande sie gutheißen, und da ich mich überzeugt habe, daß das Ansehen des Erzherzogs durch dieselbe nicht im Geringsten beeinträchtigt wird." Mochte dies Motiv auch kein bloß scheinbares sein (Oraniens Politik durfte den erlauchten „Greffier" nicht fallen lassen) so barg sich doch noch ein wichtigerer Grund dahinter. Oranien beobachtete seinen großen Gegner Alexander Farnese und sah, in welchem Fortschritte durch dessen kluges Benehmen die Annäherung der südlichen Pro-

vinzen zu Spanien begriffen war; er überlegte die Folgen davon in Bezug auf die nördlichen Provinzen, und er war überzeugt, daß der neue Staatskörper zur Erhaltung der Existenz gegen die bald durch feindselige Nachbarn vergrößerte Uebermacht seines Namens ebenso bedurfte, als er selbst fortan freie Hand haben mußte, um helfend eingreifen zu können.

Alexander Farnese begnügte sich indessen damit nicht, durch heimliche Sendboten eine für Spanien günstige Stimmung in den südlichen Provinzen zu nähren, dieselben von der Gewißheit einer vortheilhaften Aussöhnung mit der Krone zu überzeugen und die Häupter der Malkontenten zu gewinnen. Er wollte seinen Versöhnungsversuchen anderseits auch größeren Nachdruck geben und setzte deßhalb den Krieg gegen die Widerspänstigen mit Ernst fort. So sehen wir die Begebenheiten in rascher Folge wie an zwei nebeneinander laufenden Fäden sich abrollen; bald entdecken wir auch noch einen dritten zwischen beiden, nämlich den Verlauf von Friedensverhandlungen, welche Kaiser Rudolf II. durch einen Kongreß zu Köln einleitete. Fürs Erste nimmt die Entwickelung der Verhältnisse in Belgien unsre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Häupter der Malkontenten hatten den Beschluß gefaßt, sich in Verbindung mit den vereinigten wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douay zu setzen, um ihre gemeinsame Macht gegen alle Widersacher der Pacifikation von Gent wenden zu können. Die Letztere diente hier wohl bloß als Vorwand. Dies zeigte sich ziemlich deutlich durch die Verhandlungen zwischen den wallonischen Landschaften und den Generalstaaten, welche Letztere, — in nicht geringer Besorgniß über den Schritt, den die Ersteren gethan hatten, und über die weiteren Folgen desselben, — sich mit Vorstellungen an jene wallonischen Landschaften wendeten. Artois verrieth dabei die

meiste Geneigtheit zu einer Unterhandlung mit Farnese, und stimmte zugleich für die zwei anderen Landschaften den Ton an. Die Verhandlungen zwischen den Generalstaaten und den wallonischen Landschaften drehten sich nun bestimmter um die Aussöhnung mit Spanien. Aber in Bezug auf die Grundlagen waren die Ansichten Beider wesentlich verschieden. Die Wallonen drangen bloß auf die Genter Pacifikation, die Brüssler Union und das ewige Edikt; die Generalstaaten beharrten außerdem auch auf dem Religionsfrieden. Hier war keine Aussicht zu einem Verständnisse. Die Malkontenten warfen plötzlich die Entscheidung dazwischen.

Schon waren zwei Häupter derselben, nämlich der Burggraf von Gent und der Herr von Kapres, auf Farneses Seite getreten. Am 5. April ergab sich St. Omer dem Herrn von La Motte, der sich schon früher mit dem König versöhnt hatte und seit der Zeit im Stillen für das spanische Interesse wirkte. Die Generalstaaten erklärten ihn deßhalb, durch ein Plakat vom 9. März, für einen Verräther; das betreffende Plakat trug, wunderlich genug, noch immer den Namen des Königs an der Stirne. Nun traten plötzlich Montigny, Selles, Heze und noch mehre andre Häupter der Malkontenten mit ihrem ganzen Heere zur königlichen Parthei über, auf die Grundlage der Genter Pacifikation, der Brüssler Union und des ewigen Edikts; es konnte nicht fehlen, daß unmittelbar darauf offene Kriegsbewegungen zwischen den Generalstaaten und den mit den Wallonen vereinigten Malkontenten ihren Anfang nahmen. Während dessen blieben die Verhandlungen der Wallonen mit Farnese unausgesetzt im Gange; und am 17. Mai 1579 unterzeichnete der Graf von Lalaing, Statthalter von Hennegau, (sein Bruder Montigny, Mansfeld und Aremberg hatten seinen Beitritt zum Verband der Wallonen bewirkt)

einen Seperatvertrag der Letzteren mit Farnese. Dieser Vertrag sollte jedoch erst in dem Falle in Kraft treten, wenn die Generalstaaten sich auf ein nochmaliges Anerbieten weigerten, den Frieden anzunehmen.

Mittlerweile hatte Farnese mit Glück seine Kriegspläne verfolgt. Zu Anfang des März war er mit seinem Heere plötzlich vor Antwerpen erschienen, wo sich der Erzherzog und Oranien befanden. Sein Vortrab unter Ottavio Gonzaga und Johann Baptist del Monte überraschte dreitausend Mann von den Truppen der Staaten, welche in den nahen Flecken Burgerhout verschanzt lagen, und trieb sie — unter einem hitzigen Gefecht — bis an die Wälle der Stadt, auf denen der Erzherzog und Oranien standen und Befehle ertheilten. Bis zum Abend tobte der mörderische Kampf vor den Wällen. Am anderen Morgen zog Farnese ab. Er hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Nicht Antwerpen war nämlich für diesmal sein eigentliches Ziel, sondern Maastricht, und seine Bewegung vor Antwerpen war bloß darauf berechnet gewesen, die Aufmerksamkeit seiner Gegner zu täuschen, damit sie die schwache Besatzung Maastrichts nicht bei Zeiten verstärken konnten. Gelang es ihm, Maastricht, den Schlüssel zur Beherrschung der ganzen Mittelmaas, in seine Gewalt zu bringen, so war Holland seinen Operationen blosgestellt.

Schon am 12. März erschien Farnese vor Maastricht, wo sich nur etwa über viertausend Menschen in Wehr und Waffen befanden (Bürger und geflüchtete Bauern aus der Umgegend mit eingerechnet). Befehlshaber war Melchior Schwarzenburg, ein tapfrer Kriegsmann; der Feldmarschall des Heeres der Staaten, de la Noue, wurde zum Theil durch die Schuld der Staaten (nämlich durch deren Uneinigkeit) abgehalten, sich noch zu rechter Zeit in die Stadt zu werfen. Als

er endlich ankam, fand er bereits alle Zugänge durch Farnese besetzt. Rasch wollte dieser die Stadt erobern; eine langwierige Belagerung lag außer seinem Plan; aber die Tapferkeit der Vertheidiger zwang ihn, länger, als er im Anfang gedacht hatte, vor den Mauern zu liegen. Den ersten Angriff richtete er, nach dem Rathe des Herrn von Hierges, gegen das Brüssler Thor, welches man für das schwächste hielt. Aber als die Mauern, vom dichten Hagel der Kugeln getroffen, an einzelnen Stellen zusammenstürzten, entdeckten die Belagerer hinter denselben einen Erdwall mit Streichwehren und Graben. Nun ließ Farnese die Stadt an der Seite des Hoogterthores heftig beschießen, und, als sich zwei Breschen boten, befahl er am 9. April, zu stürmen. Mit wildem Eifer rannten die Spanier gegen das Herzogenbuscher und gegen das Brüssler Thor. Die Söhne der edelsten Geschlechter Italiens standen an der Spitze der narbenvollen Veteranen, um unter Farneses Fahnen Ruhm oder Tod zu gewinnen. Aber größere Kraft gab der Trieb, Herd und Heimath zu beschützen, den Belagerten. Während die Krieger auf den Wällen mit Büchsen, Lanzen und Schwertern die anstürmenden Feinde empfingen, und die Geschütze Kugeln, Ketten, Nägel in deren Reihen schleuderten, gossen die Frauen Flammen auf sie hinab und im Schweiß des Angesichts droschen die rüstigen Bauern mit geschwungenen Flegeln statt des Korns Köpfe und Arme der nahen Feinde. Da sank die Blüthe des welschen Adels dahin; aber unbeirrt, unermattet, ja noch mehr erhitzt durch den Widerstand, dringen die Belagerer, vom Tode umsaust, fechtend voran und plötzlich erscholl der begeisternde Ruf: „Sieg und San Jago! das Regiment Lombardei ist schon in der Stadt! Das Regiment Liga und die Wallonen haben das Brüssler Thor!" Das Siegesgeschrei war eine List, um die Stürmenden zur Erringung des

Sieges zu begeistern. Sie half nichts; zum Unglück für die Feinde flog eine Mine auf, welche sie gegen den Thurm am Brüsslerthor gegraben hatten, und richtete eine gräßliche Verheerung unter ihnen an. Trotzdem wollte Farnese den Sturm fortsetzen, bis ihn endlich Serbelloni's Vorstellungen und Bitten von diesem Entschluß abbrachten. Er befahl den Rückzug und erkannte seinen großen Verlust, sah erschüttert die vielen Leichen, die zahlreichen Verstümmelten und wandelte sorglich von Einem zum Andern, erkundigte sich nach jedem Einzelnen, gab jedem Trost und Theilnahme.

Sah nun Farnese jetzt auch ein, daß er seine Hoffnung, Maastricht rasch zu überwältigen, aufgeben mußte, so vermochte ihn doch der erste ungünstige Erfolg keineswegs dazu, seinen Plan überhaupt aufzugeben. Die Belagerungskunst, in welcher er die gründlichsten Kenntnisse besaß, wollte er jetzt anwenden, um seinen Zweck zu erreichen, durch Minen die Werke Maastrichts sprengen, und die ganze Stadt mit einer Cirkumvallationslinie einschließen. Vor dem Brüssler Thore ließ er eine ebene Schanze aufwerfen, hoch genug, um von derselben, über das Ravelin hinweg, mitten in die „große Straße" der Stadt schießen zu können. Es gelang, nachdem 22 Minen gesprengt waren; das Ravelin wurde erobert; aber hinter demselben sahen die Spanier neue Werke der Belagerer. Auch diese mußten erstürmt werden. Ein breiter und tiefer Graben lag jedoch vor ihnen, und, um das Geschütz hinüber zu bringen, mußte eine Brücke geschlagen werden. Auch die Kühnsten im spanischen Heere verzweifelten an dem Gelingen eines solchen Wagestückes; denn unablässig donnerten die feindlichen Geschütze wider sie. Da ergriff Farnese selbst Schaufel und Hacke und eilte den Soldaten voran; begeistert folgten diese nun seinem Beispiel. Das Leben hatte in diesem Moment für

den Soldaten keinen Werth, der Blick, das Beifallslächeln des Feldherrn den höchsten, einzigen. Eine Musketenkugel tödtete den tapfren Hierges; rechts und links fielen die Krieger. Aber die Brücke wurde vollendet, das Geschütz über dieselbe geschafft, das Ravelin der Belagerten erstürmt. Nun hatten diese nur noch ein Werk, hinter welchem sie sich vertheidigten. Die Stadt war in äußerster Gefahr; Pulver und Brot gingen zur Reige, zwei Drittel der Besatzung waren gefallen, — die Uebrigen, es für unmöglich achtend, Maastricht noch länger zu halten, zu einer Kapitulation geneigt. Farnese wußte dies Alles (durch einen Ueberläufer) und schrieb den Bewohnern am 5. Juni, „es sei für sie nunmehr hoch an der Zeit, an einen Vergleich zu denken, welchen er ihnen jetzt noch bewilligen würde." Aber Bürger und Bauern, Frauen und Knaben hatten geschworen, bis zum letzten Augenblick ehrenhaft und treu bei einander auszuharren; auch die Soldaten gewannen neuen Muth, und Farneses Aufforderung fand eine stolze Antwort.

Inzwischen hatten die Maastrichter dem Erzherzog und dem Prinzen von Oranien ihre bedrängte Lage kund gegeben und um Hülfe gebeten. Mit großem Eifer suchten auch Beide die Staaten zu einem Entsatz zu bewegen und Holland lieferte bereitwillig Geld, Truppen, Proviant und Munition. Aber die Staaten im Allgemeinen waren (selbst von verschiedenen Seiten bedrängt und besonders durch die Wallonen bedroht,) uneins und unschlüssig; sie setzten ihre beste, ja, fast ihre einzige Hoffnung auf die Vermittlung des Friedenskongresses zu Köln. Thörichter Wahn! Von dort, wo Philipps II. Gesandter stolz das Wort führte, war keine Rettung für Maastricht zu hoffen; dort hieß es kurzab: „der Krieg ist Farneses Sache; er allein kann entscheiden." Einen besseren Trost als durch die Staaten erhielten die Maastrichter von

dem Erzherzog und von Oranien. „Binnen 14 Tagen“ (schrieben ihnen Beide) „dürften sie Entsatz erwarten“; auch zog der Graf Hohenlohe bereits Truppen zusammen. Als Farnese dies erfuhr, beschloß er, wiewohl von einer todesgefährlichen Krankheit noch nicht völlig hergestellt, die Stadt rasch durch Sturm zu gewinnen. Neun Mal ward am 28. Juni Sturm gelaufen; neun Mal trieben die Maastrichter die Feinde zurück; der Kampf dauerte den ganzen Tag und bis in die Nacht hinein. Da ermatteten endlich die tapfren Vertheidiger; die Natur verlangte ihren Tribut nach so vielen ungewöhnlichen Anstrengungen. Der Schlaf überschlich sie wie ein Verräther, um sie seinem Zwillingsbruder, dem Tode, zu überantworten. Vom Schlaf befangen lagen die Bürger in den Häusern, die meisten Wachen auf der letzten Brustwehr, welche die Belagerten noch von den Feinden trennte; mühsam rangen einige Posten mit dem gefährlichsten Feinde, dem Schlummer. Gegen Morgen entdeckte dies eine spanische Rundwacht, und schnell erfuhr es Farnese. Ungesäumt gab er Befehl, sich so still als möglich den Wällen zu nähern und sich deren eben so still zu bemeistern. Pünktlich ward dies ausgeführt. Die Spanier erklimmten den Wall, tödteten die schlafenden oder schlaftrunkenen Posten, und drangen nun in die Stadt.

Ein gräßlicher Morgen ging ihr auf; es war am 29. Juni 1579. Kaum sahen die überraschten Bürger die Feinde in den Straßen, als sie — weitentfernt, daß Schrecken ihren Muth lähmte, — ihrem Schwure getreu, jede Hand breit Erde vertheidigten. Aus den Fenstern, von den Dächern schleuderten Frauen und Knaben Steine, Balken, kurz was ihnen gerade zur Hand lag, auf die Feinde; die Männer vertheidigten sich heldenhaft mit Büchsen, Schwertern, Kolben, Dreschflegeln. Doch nun nützte kein Widerstand mehr; dieser entflammte nur

die Mordlust der Spanier bis zur Raserei. Glücklich, wer den Tod im Kampfe fand, er entging wenigstens Mißhandlungen und Foltern! So starb der tapfre Schwarzenburg. Wer sich über die Brücke retten wollte, wurde im Gewühl erdrückt, oder in die Fluthen der Maas hinabgedrängt. Verzweiflungsvoll schleuderte da so manche Mutter ihr Kind in den Strom und stürzte sich nach. Der ergrimmte Soldat hielt sich jetzt durch Morden und Plündern für alle Gefahren und Strapatzen schadlos, und rächte die gefallenen Kameraden durch brutale Grausamkeit. Als Alexander Farnese, noch leidend, von spanischen Offizieren in einem reich geschmückten Stuhle zum Triumph in die Stadt getragen wurde, sah er schaudernd den Preis seines Sieges, — Trümmerhaufen und Leichenhügel! In der vorher so gewerbfleißigen, reichen, blühenden Stadt, welche unter ihren Einwohnern bloß 10,000 Tuchweber gezählt hatte, waren jetzt kaum 300 Bettler noch übrig; an zehntausend Menschenleben hatte theils die Belagerung, theils der Mord bei der Erstürmung weggerafft; die Anderen waren bis auf jenen kleinen Rest entflohen; fast nur die Sieger allein machten jetzt die Bevölkerung aus. Aber auch Farnese hatte während der langen Belagerung so viele Soldaten eingebüßt, daß er — zum Glück für die Niederlande — für die nächste Zeit keine bedeutende Kriegsunternehmung wagen konnte. Ueberdies erholte er sich auch sehr langsam von seiner schweren Krankheit; seine Truppen, die sich meistens in der Gegend von Roeremonde aufhielten, beunruhigten die Besatzungen der Staaten in den benachbarten Orten. Indessen übten die Malkontenten und die Wallonen Feindseligkeiten, und so währte der kleine Krieg fort, verderblicher als ein großer, denn es war — ein Bürgerkrieg!

Die wallonischen Landschaften hatten während der

Belagerung Maastrichts und nach derselben ihre Unterhandlungen mit Alexander Farnese, — die Aussöhnung mit dem König, d. h. ihre Unterwerfung betreffend, — fortgesetzt. Der Fall Maastrichts verfehlte seine Wirkung auf sie nicht; das System Farneses: zu gewinnen und zu imponiren, trug seine erste Frucht. Am 13. September 1579 wurde nämlich ihre Unterwerfung, begründet auf den Vertrag vom 17. Mai, vom König bestätigt, zu Mons in Hennegau proklamirt. Die Urkunde war in 28 Artikeln abgefaßt, welche die Bedingungen enthielten. Sie beschränkten sich im Wesentlichen auf Folgendes: Erstens auf die Wiederherstellung und ausschließliche Herrschaft der katholischen Religion, sodann auf die Wiederkehr unter den dem König schuldigen Gehorsam, ferner auf die Aufrechthaltung der Genter Pacifikation, der Brüsseler Union und des ewigen Edikts, endlich auf den Abzug der fremden Truppen binnen sechs Wochen, statt deren die Staaten eine aus Landeskindern geworbene Heeresmacht zu stellen hatten; die Erhaltung der Letzteren sollte von den Einkünften des Königs, jedoch mit Beisteuer der unterworfenen Landschaften, bestritten werden. Die Anstellung eines Gouverneurs blieb dem König überlassen; einstweilen sollte Alexander Farnese die höchste Macht behalten. Unter diesen Bedingungen sollte auch den übrigen Niederlanden eine Aussöhung mit dem König von jetzt an binnen drei Monaten offen gehalten bleiben; — gewiß die äußerste Mäßigung, welche man von Philipps II. veränderter Politik erwarten konnte, und vielleicht nur deßhalb, weil bei jener Bedingung der religiöse Punkt, in welchem sein Lebensprinzip wurzelte, gewahrt war, weil die erste Bedingung die Herrschaft des Katholicismus blieb.

Die Bestimmung über den Abzug der fremden Truppen hatte bei Farnese große Bedenklichkeiten erregt, große Schwierigkeiten gefunden. Bewilligte er sie, dann mußte er die Hälfte seines Systems, von dem er sich den glücklichsten Erfolg versprach, und also auch diesen selbst aufopfern; dann konnte er voraus sehen, daß auch seine Statthalterschaft dem Interesse des Königs nicht in der Weise nützen würde, wie er es wünschte. Von seinen Truppen entblößt, auf welche er sich verlassen konnte, sah er dann für sich das traurige Schicksal seines Vorgängers Don Juan voraus. Deßhalb hatte er sich rastlos bemüht, die Bevollmächtigten der wallonischen Landschaften von jener Bedingung abzubringen; er hatte ihnen wenigstens Modifikationen vorgeschlagen; aber fest hatten sie auf ihrer Forderung bestanden. Ein direkter Befehl aus Spanien hatte ihn endlich dazu vermocht, nachzugeben, und mit den Wallonen abzuschließen. Da Philipp II. über den Hauptpunkt, den der Religion, beruhigt war, so mußte die Unterwerfung um jeden Preis erkauft werden. Und, war nur diese erst einmal gesichert, so konnte man wohl die passende Gelegenheit, oder wenigstens den geeigneten Vorwand abwarten, um — auch die Truppen wieder einzuführen!

Die Staaten der übrigen niederländischen Provinzen vermochten ihren Mißmuth über die allzurasche Versöhnung der Wallonen nicht zu verhehlen und warfen den Letzteren mit Bitterkeit ihren Wankelmuth vor, der sich im ganzen Verlauf der Unruhen durch viele Beispiele dargethan habe. Dagegen waren auch die übrigen Staaten — mit Ausnahme der Utrechter Union, (und, zwar strenger genommen, Hollands und Seelands) — von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß sie durch allzugroße Bedächtigkeit und Uneinigkeit, insbesondere durch allzuängstliche Rücksichten auf die Form, und — in der

letzteren Zeit — durch allzugläubige Hoffnungen auf den Kölner Friedenskongreß unendlich viel versäumt hatten, um sich nach außen und innenzu sicher zu stellen.

So war denn nun, im Gegensatze zu den nördlichen Provinzen, auch in den südlichen ein entscheidender Schritt geschehen. Dort im Norden die offene Lossagung von Spanien, hier im Süden die Wiederunterwerfung! Dort ein neuer Staatskörper mit Beibehaltung der Provinzialselbstständigkeit, — hier ein freiwilliges Aufgeben der Nationalität, um den Provinzialismus zu retten! Wichtiger als der Abbruch, welcher durch die Trennung der Sache der Freiheit geschieht, ist der Bruch der Nationalität, der nun für immer entschieden ist und der sich noch erweitern wird, so wie der katholische Süden auch alle übrigen katholischen Provinzen an sich zieht und sowie die Begriffe von Hierarchie und Freiheit in den Vorstellungen der Menge verwachsen.

Indem nun der Bruch der Nationalität einmal vorhanden ist, bleibt es nicht bloß dabei, sondern es reift auch immer furchtbarer die geheimnißvolle Abneigung zwischen beiden feindlichen Hälften heran, welche endlich bis zur Spitze eines glühenden Nationalhasses hinanschlägt. Wir finden dies Phänomen auf manchen andern Blättern der Völkergeschichte. So wie das Volksthum sich spaltet und die Religion die ätzenden Tropfen in die Ritze träufelt, ist die ewige Todfeindschaft, man möchte sagen: der Bruderkrieg unvermeidlich. Das slavische Volksthum bietet hierfür einen schlagenden Beweis. Die Geschichte der Niederlande zeigt seit der Utrechter Union und der Unterwerfung der Wallonen bis auf den heutigen Tag dieselbe Erscheinung.

Es war somit in jenem denkwürdigen Jahre ein erfolgreicher Wendepunkt eingetreten. Wohl nur wenige von den

Zeitgenossen ahnten denselben in dem wilden Chaos der Lokalinteressen, in der betrübenden Dissonanz der Stürme, welche sich aus dem großen Gährungsprozesse entwickelt hatten, entwickeln hatten müssen, und noch länger fortdauerten, — so lange, bis endlich die reinen Kristallformen frei und schön an den Tag kommen konnten. Noch rasete das entfesselte demokratische Element im Süden; noch bäumte sich das religiöse, nach langem Drucke elastisch aufstrebend, gegen den Norden hin, während sich die Männer zu Köln fruchtlose Mühe gaben, den Frieden zusammenzukitten. Wir werden dies Schauspiel im nächsten Buche aufmerksamer betrachten. Jetzt wollen wir die mannigfaltigen Scenen der Leidenschaften in einem Bilde zusammenzustellen versuchen.

Den Vordergrund nimmt Gent ein. Da steht die wilde trotzige Gestalt Hembyzes gewaltthätig herausfordernd gegen Jedermann. Noch immer hält er den mächtigen blendenden Schild der Religion vor sich, aber hinter demselben hervor zielt er tödtlich gegen Jeden, der sich seiner Alleinherrschaft entgegenstemmen will, gleichviel ob Geistlicher oder Laie, ob Katholik oder Kalvinist. Der tüchtige Feldmarschall der Staaten, de la Noue (ein Reformirter) muß vor Hembyzes Eifersucht aus Gent entfliehen. Anjous Gesandter, der Herr von Bonnivet, entrinnet ihm kaum, indem er in einen Kanal springt und sich schwimmend in das Haus des Herrn von Kouwenhoven zwischen Gent und Termonde rettet. Hembyzes Argwohn sieht aus hundert Augen, und hundert Arme für einen stehen ihm bei'm Pöbel zu Gebot. Auch Ryhove hat von seiner Eifersucht zu leiden, aber mit Recht. Der Zwiespalt zwischen Beiden wurzelt tief; Ryhove hat dieselben Ansprüche, wie Hembyze; soll Ryhove, der Kühnere, dem Schlaueren weichen? Schauderhaft ist der sittliche Zustand in Gent. Nicht

genug, daß die Despotie, welche im Heiligenscheine der Freiheit auftrat, Bürger und Edle verbannt, daß sie die Stadt halb entvölkert, den Gemeinschatz sich angeeignet hat, — sie hat auch das Vertrauen vergiftet; Freunde und Blutsverwandte verrathen sich wechselseits, die Wände haben Ohren und der Schlaf wird zum Verräther im Dienste des Despoten. Die Flüchtlinge aus Gent eilen zu Oranien hin, sprechen an sein Herz, beschwören ihn, dem gränzenlosen Elend durch seine Dazwischenkunft ein Ende zu machen. Dies ist jedoch nicht möglich, wenn man sich nicht Hembyzes bemächtigen kann. Der Plan dazu wird entworfen und Ryhove (wie natürlich) betheiligt sich dabei. Dieser versammelt den Magistrat und die angesehensten Bürger in seinem Hause, um über die Angelegenheiten der Stadt zu berathschlagen. Auch Hembyze ist eingeladen; man will sich bei dieser Gelegenheit seiner Person bemächtigen und ihm die Würde eines Vorschöffen abnehmen. Schon ist der ganze Plan auf dem Punkte zu glücken, als einer von den Anhängern Hembyzes diesen selbst davon unterrichtet und den Pöbel aufbietet, welcher den Demagogen aus Ryhoves Wohnung, wo er schon so gut als gefangen war, wie im Triumphe abholt. Ryhove weiß die Schuld glücklich von sich abzuwälzen. Aber Hembyze ist kaum frei, als er sich auch sicher zu stellen sucht. Er bringt am 28. Juli Truppen in die Stadt, verändert den Magistrat und läßt sich auf's Neue als Vorschöffe bestätigen. Dennoch wankt bereits seine stolze Zuversicht, wenn er an eine Ankunft Oraniens in Gent denkt, — umsomehr, da dieser an den Magistrat von Gent geschrieben und seinen Rath kundgegeben hat, die dortigen Unruhen zu stillen. Hembyze sucht durch eine weitläufige Druckschrift die öffentliche Meinung gegen Oranien einzunehmen und diesen beim Volke zu verdächtigen. „Was soll der Prinz hier in Gent?“

(ist der Inhalt jener Schrift), „man weiß, daß er es heimlich mit Frankreich hält. Wahr ist's: er hat das spanische Joch zerbrochen. Doch warum? Um euch das französische auf den Nacken zu legen.“ Der Prädikant Dathenus unterstützt ihn auf der Kanzel, auf der Straße, in den Häusern, wo und wie er kann. Hembyze fühlt gleichwohl von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, daß er verloren ist, sobald Oranien Gent betritt. Um so hastiger greift er nach den verschiedensten Mitteln, um sich zu behaupten. Er ruft dem Volke alle seine Thaten für es in's Gedächtniß; er entwickelt chimärische Pläne für Gents Zukunft; eine große, gefürchtete, unantastbare Republik, blühend durch Handel und Wohlstand, soll es alle übrigen Städte überstralen! Alles vergeblich! Hembyzes Glücksstern erbleicht. Ryhove, an der Spitze der Gegenparthei, setzt es durch, daß Oranien eingeladen wird, sich nach Gent zu begeben und dort die Ordnung herzustellen. Schon ist der Tag für Oraniens Eintreffen bestimmt; schon sind die Anstalten zu seinem Empfang getroffen. Nun verliert der stolze Hembyze plötzlich Muth und Besinnung. Sein zelotischer Helfer Dathenus flüchtet aus Gent. Hembyze versucht ein Gleiches; schon hat er ein Fahrzeug bestiegen, als ihn ein Schenkwirth findet, ihn festhält, ihm zuruft: „Nichts da von Flucht! Du hast uns in den Sumpf geführt, du mußt uns auch heraus helfen oder mit uns zu Grunde gehen,“ und ihn zu tödten droht, wenn er ihm nicht nach Gent zurückfolge. Und mit Gewalt wird der feige Despot hierauf in die Stadt zurück gebracht. Am 18. August 1579 trifft endlich Oranien in Gent ein und legt rasch Hand an's Werk. Er schafft den neuen Magistrat ab, ersetzt ihn durch verfassungsgemäße Wahlen und nimmt dem Demagogen die Leibwache ab. Indessen verbirgt sich Hembyze in seinem Hause vor Oraniens Blicken, aber

von seinem Versteck aus haranguirt er den Pöbel und tumultuarisch verlangt dieser von Oranien die Ernennung Hembyzes zum Obersten der 25 bewaffneten Kompagnien. Unerschrocken tritt Oranien mitten unter die Haufen der Tobenden und zaubergleich wirkt seine hehre Ruhe auf sie. „Vertritt diese Zusammenrottung die Gemeinde Gents?" fragt er, ernst um sich blickend; da zerstreuen sich die Haufen beschämt, Oranien aber weist das Verlangen des Pöbels entschieden von der Hand, läßt Hembyze vor sich bringen und stellt ihn zur Rede. Hierauf versucht der gestürzte Demagog zum zweiten Mal die Flucht und diesmal glückt sie ihm auch. Er entrinnt aus den Niederlanden in die Pfalz zu Johann Kasimir, der ihm und dem Prediger Dathenus eine Freistätte und einen Gnadengehalt gewährt. Nun sucht Oranien das Werk der Ordnung zu vollenden. Die Gefangenen vom Adel waren schon im Juni 1579 größtentheils entflohen, einige aber (worunter Champagny) wieder eingebracht worden. Diese bleiben denn auch im Gefängniß; die Bischöfe von Ypern und Brügge bis 1581. Später, aber noch im selben Jahre, wird, auf Oraniens Betrieb, der Religionsfriede in Gent angenommen, werden die achtzehn Volkstribunen abgeschafft und die eingezogenen oder sequestrirten Güter den Kirchen sowie den Laien zurückgegeben. Die Bürger, welche durch Hembyze verbannt worden oder aus Furcht vor ihm geflohen, kehrten hierauf zurück.

Zu Antwerpen, zu Utrecht, zu Amersfort sehen wir in diesem verhängnißvollen Jahre 1579 die Nachstürme der protestantischen Reaktion, — tumultuarische Gruppen auf jenem großen Bilde der Partheiung und Zerrüttung, dessen Boden die Niederlande sind, und in dessen Vorgrund wir Gent erblickten! In Antwerpen vertreibt das Volk die ka-

tholische Geistlichkeit. In Utrecht neue Bilderstürme! Dort wie zu Amersfort erringen die Protestanten das Uebergewicht.

Auf der anderen Seite bemerken wir die Opposition der Katholiken, welche eben so kühn, doch nicht überall mit gleichem Erfolge das Haupt erhebt. So bewirkt sie in Brügge nur den Sieg des protestantischen Prinzips. Hier erklärt sich die katholische Geistlichkeit eifrig gegen die Veröffentlichung der Utrechter Union; die Notablen und die bedeutendsten Gilden treten auf ihre Seite, und die Geistlichkeit sucht nun, durch diesen Rückhalt noch mehr ermuthigt, das Volk zur Vereinigung mit den Wallonen, somit zur Aussöhnung mit dem König von Spanien zu stimmen. Auch die Regierung des „Freien von Brügge“ schließt sich der katholischen Parthei an. Rasch führt dieser Zwiespalt zu offener Gewalt; der reformirte Gottesdienst wird gestört; ganz Brügge geräth in Aufruhr. Schon nehmen die Katholiken die Regierungsmitglieder gefangen. Da eilt protestantisches Kriegsvolk aus der Nähe den Glaubensgenossen in Brügge zu Hülfe und erringt den Sieg über die katholische Parthei. Die Geistlichen fliehen, die katholischen Kirchen werden geschlossen; Oranien, von Gent herüberkommend, stellt endlich die Ordnung wieder her. Zur Vergeltung für den Beistand, welchen das „Freie von Brügge“ der katholischen Parthei geleistet, will sich die Stadt Brügge der Jenem zustehenden vierten Stimme für Flandern in der Staatenversammlung bemächtigen; (die übrigen drei hatten bekanntlich Gent, Brügge und Ypern). Ein neuer Versuch, die alte Verfassung zu biegen oder zu brechen! Karon von Schoonewal weiß dies noch glücklich zu verhindern. — In Brüssel versucht Egmonts Sohn, Philipp, aus Eifer für den katholischen Glauben, den er bekennt, die Stadt

der königlichen Parthei zu überliefern. Am Morgen des 4. Juni bringt er seine Reiter nach Brüssel hinein und führt sie glücklich bis auf den großen Markt. Inzwischen aber ruft der Stadtoberste Olivier von Tempel die Besatzung zu den Waffen, bemeistert sich des Hofes und trifft alle Anstalten so gut, daß sich Egmont plötzlich von seinen Freunden in der Stadt abgeschnitten und den ganzen Tag, sowie die darauf folgende Nacht von dichten Haufen der Bürger umschlossen sieht. Bittere Spottreden treffen ihn von allen Seiten. „Kommt Ihr wohl, das Grab Eures enthaupteten Vaters zu besuchen?" ruft man ihm zu; „O, wühlt nur ein paar Steine auf und Ihr findet gewiß noch die Spuren seines Blutes!" So von Hohn gefoltert, weint der Sohn des berühmten Egmont bittre Thränen der Scham. Am anderen Tage jedoch läßt man ihn mit den Seinigen und mit allen Bürgern, welche ihn begleiten wollen, frei aus der Stadt abziehen.

Bessere Erfolge dagegen sehen wir die katholische Parthei in Mecheln und Herzogenbusch erringen. In Mecheln war am 1. Juni (1579) ein Zwist zwischen der Bürgerschaft und der Besatzung entstanden, und der Erzherzog so wie Oranien hatten die Letztere aus der Stadt gezogen, unter der Bedingung, daß die Bürger eine andere, welche ihnen selbst und den Staaten gleich anstünde, aufnehmen sollten. Aber kaum hat die Besatzung Mecheln verlassen, kaum hat die katholische Parthei freie Hand, als sie ihre eigentliche Absicht an den Tag legt. Der Karmeliter-Provinzial, Bruder Peter Wolf, tritt an die Spitze seiner Glaubensgenossen. Der Religionsfriede wird abgeschafft, der Schultheiß verhaftet, den Flüchtlingen die Wiederkehr in die Stadt verboten. Vergeblich senden der Erzherzog, Oranien und die Stadt Antwerpen Bevollmächtigte nach Mecheln, um die Ordnung herzustellen. Man nimmt diese dort

gefangen. Der kühne Mönch, Bruder Wolf, waltet jetzt wie ein Kriegsfürst in der Stadt, und bringt es in Kürze dahin, daß sie sich mit Alexander Farnese vergleicht und sich wieder zur spanischen Parthei hält. — Herzogenbusch, welches nur eine schwache Besatzung (von Truppen der Staaten) hatte, wurde durch Alexander Farnese brieflich eingeladen, sich mit den Wallonen zu vereinigen; Farnese baute darauf, daß die Katholiken die Mehrzahl der dortigen Bevölkerung ausmachten. Voll Besorgniß erbitten sich die Protestanten von den Staaten eine Verstärkung der Besatzung; aber vergeblich. Hierauf verlangen sie von dem Magistrat die öffentliche Verkündigung der Utrechter Union. Dieser läßt „durch einen Stadtknecht" ausrufen, daß die drei Mitglieder der Stadt jene angenommen hätten. Die Protestanten, durch diese offenbare Verhöhnung beleidigt, bewirken es endlich durch ernstes Andringen, daß die ganze Unionsakte, Artikel für Artikel, verkündigt wird. Inzwischen entsteht plötzlich ein Streit zwischen den auf dem Markte versammelten Katholiken und Protestanten; es fallen Schüsse von beiden Seiten, und vierzig Bürger büßen dabei das Leben ein. Auf's Neue verlangen jetzt die Protestanten Verstärkung der Besatzung und zwei Fähnlein holländischer Truppen rücken vor's Thor. Die katholische Parthei weigert sich, sie einzulassen; „es sind" (heißt es) „Freibeuter und Kirchenschänder," aus dem verworfensten Gesindel zusammengerafft; läßt man sie ein, so fordert man die Spanier gleichsam dazu heraus, die Stadt zu belagern." Kurz, jene Truppen müssen wieder umkehren, und nun verlieren die Protestanten die letzte Hoffnung, daß sie der Gegenparthei das Gleichgewicht halten können. Sie verlassen die Stadt. Herzogenbusch erklärt sich hierauf für die Annahme der Friedenspunkte des Kölner

Kongresses und tritt später öffentlich zu Alexander Farnese über.

Solch ein Bild der Zwietracht und Verwirrung bietet der Zustand der Niederlande in jenem Jahre 1579. Ueberall die heftigen Nachzuckungen der durch den Bruch hervorgebrachten furchtbaren Bewegung; der Gährungsprozeß noch in voller Entwickelung; die Staaten schwach, unentschlossen, wie in schweren Träumen befangen; — während Farnese alle Waffen der List und Gewalt aufbietet, um in der allgemeinen Verwirrung für das Interesse Spaniens neue Eroberungen zu machen! Mit tiefem Schmerz betrachtet Oranien diesen unglückseligen Zustand und entrüstet erklärt er endlich den Staaten: „er wolle sich aller seiner Aemter begeben, wenn er die Staaten länger so rath- und thatlos schlummern sehen müsse. Die Gefahr stehe schon vor der Pforte, rasch müsse und durchgreifend gehandelt werden, um das Vaterland vor dem gewissen Untergange zu retten.“ Diese Sprache schreckt die Staaten endlich aus ihrer Apathie auf; dringend bitten sie ihn, die gemeinsame Sache nicht zu verlassen, und mit seiner gewohnten Umsicht und Thätigkeit entwirft er ihnen rasch einen Plan zur Herstellung der Kriegsmacht, um mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit günstigen Erfolges einen Vertheidigungskrieg führen zu können. Die Staaten erklären sich damit einverstanden, obwohl es schwierig ist, die zur Kriegsrüstung erforderlichen Summen aufzutreiben. Indem nun Oranien insoweit wenigstens das Dringendst-Nothwendige bestellt, überlegt er zugleich reiflich noch fernere weitaussehende Pläne zur Rettung.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Als Kaiser Rudolf II. zu Anfang des Jahres 1579 Friedensverhandlungen in Betreff der Niederlande in Vorschlag brachte, berief der Erzherzog Matthias die Generalstaaten zur Berathung über diesen wichtigen Gegenstand, im März nach Antwerpen. Die Generalstaaten erklärten sich bereitwillig, Bevollmächtigte nach Köln zu schicken, wo der Kongreß statt finden sollte, und fertigten die Vollmacht am 9. April aus. Als kaiserliche Kommissäre erschienen auf diesem Friedenskongreße die Kurfürsten von Trier und von Köln, der Bischof von Würzburg und Graf Otto Heinrich von Schwarzenberg; der Herzog von Jülich und Kleve, sowie der Bischof von Lüttich hatten gleichfalls Gesandte dahin beordert; der Papst hatte seinen Nuntius, den Erzbischof von Rossano, Giovanni Battista Castagna, als Friedensvermittler geschickt. Als spanischer Gesandter kam der Herzog von Terranova, begleitet von dem Grafen Boucquoi und den Räthen d'Assonville und Funk. Von Seiten des Erzherzogs und der Generalstaaten erschienen der Herzog von Aerschot, die Aebte von St. Gertrudis und von Marolles, der Propst von St. Bavo zu Gent, die Ritter und Herren Schets, Meetkerke, van der Myle, Merode, van Goor, und der Rechtsgelehrte, Doktor Aggeus van Albada; der Wallone Franz von Oignies, welcher gleichfalls zum Bevollmächtigten er-

ernannt worden war, aber es mit seinen Landsleuten hielt, blieb aus.

Die erste Zeit der Verhandlungen verfloß unter weitläufigen Schwierigkeiten, welche man über die Vollmachten der niederländischen Deputirten und über das neue Siegel, (einen Löwen, der in der einen Branke ein erhobenes Schwert, in der andern einen Bündel von Pfeilen hielt,) erhoben hatte. Inzwischen lag Farnese vor Maastricht und auf diesem Friedenskongreße ließ sich nicht einmal — ein Waffenstillstand erwirken!

Die Deputirten der Staaten stellten die erste Forderung; sie bestand darin, daß alle Provinzen jenes berühmte Vorrecht Brabants erhalten sollten: „dem Monarchen abzusagen, so wie er die Freiheiten des Landes verletze," sodann verlangten sie, daß in Bezug auf den Gottesdienst Alles auf dem gegenwärtigen Fuße bliebe; endlich, daß der Erzherzog seine höchste Würde behalte, welche, nach dessen Ableben, nur einer solchen Person verliehen werden solle, für die sich auch die Staaten entscheiden würden." Es ließ sich voraussehen, daß man von spanischer Seite auf diese Bedingungen nicht eingehen würde, und die Vermittler warfen dabei die Frage auf: „wer soll denn, in dem Falle, wenn der Monarch die Landesprivilegien verletzt, zwischen ihm und den Unterthanen Schiedsrichter sein?" Die Deputirten der Staaten brachten hierauf andere Bedingungen zum Vorschein, doch der Herzog von Terranova theilte ihnen die spanischen mit, welche sie durchaus nicht annehmbar fanden.

Dieser Staatsmann hatte eine schwierige Stellung, da er an strenge Instruktionen gebunden war und außerdem noch geheime Verhaltungsbefehle zu beobachten hatte. Bei seiner Ankunft zu Köln fand er dort Briefe von Alexander Farnese, welcher ihm anzeigte, daß von Seiten der Staaten wenig Auf-

richtigkeit zur Versöhnung mit dem König vorhanden sei; Oranien habe sie bearbeitet und bezwecke, die Separatversöhnung der Wallonen zu vernichten, sowie einen Waffenstillstand zu erhalten, zu welchem Ende die Verhandlungen in die Länge gezogen werden sollten; so wolle man Zeit gewinnen, um sich gegen Spanien gehörig zu rüsten. Farnese unterhielt mit Terranova einen lebhaften Kourierwechsel, um über den Fortgang der Verhandlungen mit den Wallonen stets im Klaren zu sein; denn, waren die Letzteren für Spanien dauernd wiedergewonnen, so konnte diese Macht den Staaten gegenüber im Verlauf des Kongresses bei weitem sicherer auftreten und ihre Forderungen höher steigern. Außerdem achtete der Herzog von Terranova sowohl auf die weiteren kriegerischen Erfolge Farneses, als auch darauf, ob dessen geheime Verbindungen in den gegen Spanien feindseligen Provinzen nicht plötzlich irgend einen Vortheil brächten, den dann Terranova auf dem Kongreß rasch und geschickt benützen könne. Die Staaten beschwerten sich bitter über jene geheimen Machinationen, welche den Zweck des Kongresses, nämlich die Beendigung der Unruhen, durch den ausgestreuten Samen der Zwietracht nur vereiteln mußten. Kurz: die Staaten fingen bereits an, einzusehen, wie übereilt sie gehandelt hatten, als sie, voll Hoffnung und Vertrauens, den Friedenskongreß beschickten. Es kam noch dazu, daß, (wie Meteren versichert) Mehrere von ihren Deputirten, nämlich die zwei Aebte von St. Gertrudis und von Marolles, der Propst zu St. Bavo, Schets und der Herzog von Aerschot, bereits heimlich zur Vereinigung mit den Wallonen hinneigten, und durch Vermittlung des Herzogs von Terranova dem Könige noch besondere Vorschläge machten; zwar wies Philipp dieselben von der Hand, weil — lediglich in seinem Interesse, (und wohl auch, um Ora-

nien Abbruch zu thun) — darin auch auf eine provisorische Religionsfreiheit hingewiesen wurde. Aber immerhin war dadurch eine gefährliche Spaltung der Gesinnungen zwischen den niederländischen Deputirten vorhanden. Diese ließen die Aeusserung fallen, „leicht möchten sich die Staaten mit Anjou vereinigen, wenn man von spanischer Seite allzuhartnäckig auf den gemachten Bedingungen bestünde!"

Endlich entwarfen die kaiserlichen Gesandten neue Friedensartikel, welche sie am 18. Juli beiden Partheien vorlegten. Sie enthielten als Bedingungen die Erhaltung der Genter Pacifikation, der Brüssler Union und des ewigen Edikts, so wie der Provinzialprivilegien, eine allgemeine Amnestie, die Entfernung der fremden Truppen, die Wiedereinsetzung aller zur Zeit des ewigen Edikts aktiv gewesenen und später entsetzten Beamten, sodann die Befreiung aller beiderseitigen Gefangenen, auch des Grafen von Büren, dieses jedoch unter der zweideutigen Bedingung: „binnen drei Monaten, nachdem sein Vater Oranien alle an ihn besonders gestellten Bedingungen erfüllt haben würde," ferner die Wiederherstellung des königlichen Ansehens wie zur Zeit Karls V., die Besetzung der Generalstatthalterwürde mit einem Fürsten oder einer Fürstin von Philipps II. Hause, die Verpflichtung für den königlichen Statthalter: die Landesprivilegien zu beschwören, und die Verpflichtung für's Land: dem Statthalter alle Festungen zu überantworten, die Besetzung der Würden und Stellen mit gebornen Niederländern, — weiterhin das Einbegreifen Anjou's und Elisabeth's von England in diesen Vertrag, — endlich in Bezug auf die Religion die Bestimmung, daß Holland, Seeland und Bommel sich

nach der Genter Pacifikation zu richten, aber den Katholiken alle zur Zeit der Errichtung derselben von ihnen besessenen Plätze einräumen sollten, daß in den übrigen Provinzen bloß die katholische Religion herrschen dürfte, aber die Protestanten in denselben, — wiewohl nur provisorisch bis auf weiteren Beschluß des Königs, — ungestört leben könnten, ohne freilich ihren Kultus öffentlich ausüben zu dürfen.“ Alles, Vorschläge, die zwar unmittelbar bei dem ersten Ausbruch der Revolution vielleicht mit Erfolg hätten wirken können, aber, so wie die Sachen mittlerweile zu Extremen vorgerückt waren, ganz unzulänglich erscheinen mußten. Die Deputirten hatten den ihnen vorgelegten Entwurf an die Generalstaaten geschickt, und sowohl die kaiserlichen Gesandten als auch Terranova selbst empfahlen denselben in besonderen Zuschriften den einzelnen Provinzialstaaten und verschiedenen Städten. Die Meinungen der beiden Letzteren waren verschieden. Einige, wie Friesland und die Umlande, verwarfen den ganzen Entwurf. Andere trugen Bedenken über die zweideutige Erledigung des religiösen Punktes. Alle aber erwiederten: sie würden sich nach dem Beschlusse der Generalstaaten richten. Diese Letzteren erließen im August ihre Antwort; sie war entschiedener, als man vielleicht erwartet hatte. In Bezug auf die Erhaltung des ewigen Edikts bemerkten sie, daß Holland und Seeland dasselbe ja von Anfang an gar nicht angenommen hätten; und, träte es in Kraft, so hebe es die eigentliche Bedeutung der Genter Pacifikation auf! Was die Ueberantwortung der Festungen beträfe, so würden sich Holland und Seeland damit wohl nicht einverstanden erklären. Die besondere Bedingung, auf welche die Freilassung des Grafen von Büren gestellt

worden, sei sehr bedenklich; denn sie beziehe sich auf einen Vertrag, der — noch gar nicht abschlossen sei. Die Königin von England und der Herzog von Anjou seien zwar in dem Vergleich „einbegriffen," aber man vermisse für beide, so wie für den Erzherzog Matthias bestimmte Garantieen. In Bezug auf die Religion ergebe sich aus dem Entwurfe, daß die Protestanten außerhalb Hollands und Seelands dadurch noch bei weitem mehr beeinträchtigt würden als durch die Genter Pacifikation, die man doch angeblich — in Kraft erhalten wolle! Schließlich ersuchten die Generalstaaten die Friedensvermittler kaiserlicher Seits, den Herzog von Terranova zu neuen Bedingungen zu bestimmen, zu solchen nämlich, welche den Namen von Friedensartikeln auch in der That verdienten.

Die kaiserlichen Kommissäre hatten bei der ganzen Sache eine ziemlich offenbare Partheilichkeit für Spanien dargethan, dessen Hauptforderungen die Alleinherrschaft der katholischen Religion in den Niederlanden, die unbegränzte Unterwerfung unter den König, die Entsetzung des Herzogs Matthias von der Statthalterwürde und die Entfernung Oraniens aus den Niederlanden betrafen. Noch immer betrachtete man am spanischen Hofe Oranien als die Seele der Freiheitsparthei, noch immer haßte man ihn unversöhnlich, und noch immer ging man zugleich von der Voraussetzung aus, die sämmtlichen Niederlande würde man mit leichter Mühe wieder unterwerfen können, wenn man ihn unschädlich mache. Diese Voraussetzung verieth die Unkenntniß des spanischen Hofes über die Entwickelung der Revolution und des Nationalgeistes in den nördlichen Provinzen. Dort, wo Oraniens Ansehen wurzelte, hatte es nur in dem Freiheitsdrange des Volkes Wurzel fassen können, und

dieser Drang hatte jetzt bereits zu einer klaren, unumstößlichen Erkenntniß geführt, hatte einen neuen Staatskörper begründet, welcher zu seinem Fortbestand der Existenz einer einzelnen Persönlichkeit nicht mehr so unumgänglich bedurfte, wenn ihm auch eine solche allerdings noch immer höchst wichtig war. Dies begriff Philipp II. nicht, — diesen raschen Fortschritt einer Idee zur Begründung einer unbezwinglichen Macht! Konnte er es denn auch begreifen, er, der freilich selbst einer Idee huldigte, aber einer streng konservativen, außer welcher es für ihn überhaupt keine gültige gab? Es ist leichter, diesen Monarchen nach dem Resultat seines Lebens zu verdammen, als ihm durch das Labyrinth zu folgen, zu dessen Ausgängen der Schlüssel in der Tiefe seines Herzens lag.

Immer schroffer treten jetzt die persönlichen Gegensätze zwischen Philipp II. und Oranien hervor. Philipp hatte in der That jetzt das Aeußerste gethan, was er nach seiner Ueberzeugung als König dem Prinzen bieten durfte und konnte. Er bot ihm, den er als seinen unversöhnlichen Feind kannte, eine Summe von 100,000 Piastern an und die Freiheit seines Sohnes; alle Güter und Würden sollte dieser (der Graf von Büren) erben; und nur das Einzige forderte Philipp dagegen, — daß Oranien die Niederlande verlassen möge! Gerade an dieser letzteren Bedingung aber mußte jede Hoffnung Philipps scheitern; gerade sie zu erfüllen, konnte sich nämlich Oranien nicht entschließen, auch wenn ihn die Staaten nicht so dringend um seinen ferneren Beistand gebeten hätten. Der edlere Mensch bedarf zum Leben nicht bloß der Luft, die er athmet, sondern auch des bestimmten, abgeschlossenen Kreises, welcher ihm das Ziel seines Lebens umfaßt. Dies Ziel, diese Bedingung des Lebens war für Oranien die Freiheit der Niederlande. Es ist begreiflich, daß in Philipps Herzen, so wie es die

letzte Hoffnung gütlicher Uebereinstimmung mit Oranien für immer schwinden sah, bei der einmal festgewurzelten Ueberzeugung, daß dieser Mann, wie ein Atlas, den ganzen Himmel der Freiheit mit allen seinen Sternen allein auf den Schultern trage, — daß jetzt in Philipps Herzen kein andrer Plan mehr Platz finden konnte als der: „Oranien muß unschädlich gemacht werden. Er selbst stößt die Gnade weg, also fordert er mich auf, mich des letzten Mittels zu bedienen. Dies Mittel ist der Tod! Er ist mir verfallen, aber er steht außerhalb der Gränzen meiner Gewalt. Also muß der Mord eine Weihung durch das Gesetz erhalten, und ich als König kann das Verbrechen adeln, wenn es ein taugliches Mittel ist, um einen guten Zweck zu erreichen.“ Diese ganze Folgerung riecht nach dem Moderduft der jesuitischen Moral; aber für Philipp II. war diese ja eine heilige, und wir werden uns bald überzeugen, wie treu seine Politik, auf einem religiösen Wahne fußend, dieser Moral in Bezug auf Oranien folgte. —

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu dem Kölner Friedenskongreß zurück, der weniger durch seine Verhandlungen als durch die Folgen wichtig wurde, welche sich an die Fruchtlosigkeit derselben knüpften. Die Hartnäckigkeit von beiden Seiten mußte endlich auch die Vermittler des fruchtlosen Geschäftes überdrüßig machen. Sie verließen im November 1579 den Kongreß, nur Schwarzenberg blieb noch in Köln; ebenso thaten die spanischen und die niederländischen Gesandten. Die Letzteren gaben am 30. November ihr Ultimatum ein. Hierin war — mit besonderen Ausnahmen — die Aufrechthaltung der Genter Pacifikation, der Brüssler Union und des ewigen Edikts zugestanden. Die Staaten beharrten auf der Entfernung der fremden Truppen und zwar für immer. Die in Artois eingenommenen

festen Plätze sollten zurückgegeben werden, alle Personen, ausdrücklich aber Oranien, sollten in ihre Ehren und Würden, sowie im Besitz ihrer liegenden Güter restituirt werden. Alle Anstellungen sollten bloß mit Bewilligung der Staaten verliehen werden. Alle beiderseitigen Gefangenen, worunter ausdrücklich auch der Graf von Büren, sollten freigelassen werden, und zwar binnen 3 Monaten vom Datum dieses Vertrages an. Der Status quo aus der Zeit des Erzherzogs sollte bleiben. In Bezug auf die Wahl der städtischen Obrigkeiten sollte nach den alten Privilegien verfahren werden. Man wolle dem König gehorsam sein, nach göttlichem und irdischem Recht, in Folge der Genter Pacifikation und dieses neuen Vertrages. Der königliche Generalstatthalter müsse auch den Staaten anstehen; doch wünsche man, den Erzherzog Matthias zu behalten. Die Festungen in Holland und Seeland sollten zufolge der Genter Pacifikation bewahrt bleiben, jene in den übrigen Landschaften unter dem Oberbefehl solcher Männer, welche der Erzherzog und die Staaten dazu bestellen; jene Festungen, welche die Spanier zu räumen hätten, seien durch Inländer zu besetzen, mit Genehmigung des Königs. Die Königin von England und der Herzog von Anjou seien in den Vertrag einzuschließen. Die Reformirten und Lutheraner sollten Freiheit des Kultus genießen in allen Orten, wo sie solche bisher genossen, — aber auch der katholische sollte in solchen auf gute Bedingungen wieder eingeführt werden. In Beziehung auf diese Angelegenheit würden sich die Generalstaaten im Beisein der Bevollmächtigten des Königs alle Mühe geben, um den reformirten Kultus (außer in Holland und Seeland) nach der Genter Pacifikation in bestimmten Schranken zu halten und den katholi-

schen wenigstens in einigen Orten Hollands und Seelands wieder einzuführen. Endlich sollte der König die Privilegien aufrechthalten und ohne Bewilligung der General- und Provinzialstaaten weder neue Festungen bauen, noch alte wieder in Stand setzen. Außer diesem Ultimatum hatten die Deputirten der Staaten noch geheime Verhaltungsbefehle, in einzelnen Punkten nachzugeben, jedoch in Beziehung auf die Religion durchaus nicht. Aber gerade dies war ja der Punkt, in welchem auch Philipp II. nichts von Nachgiebigkeit wissen wollte. Zudem weigerte sich der spanische Gesandte, die Verhandlungen fortzusetzen, da die kaiserlichen Kommissäre bereits abgereist waren, und begab sich bald darauf von Köln nach Bonn. So wurden denn die fruchtlosen Friedensverhandlungen endlich abgebrochen und zu Anfang des neuen Jahres 1580 beriefen die Staaten ihre Bevollmächtigten von Köln zurück. Aerschot, Schets, und die drei Geistlichen blieben jedoch noch dort, um ihre Aussöhnung mit dem König zu betreiben. 320,000 Pfund hatte der Kongreß die Staaten gekostet.

Die nächste Folge war nun die vollkommene Aussöhnung Aerschots und seiner Freunde (mehrer bedeutender Personen vom Adel,) mit Spanien. Das Beispiel des Abfalls von der Sache der Freiheit, welches die belgische Aristokratie gab, wirkte reißend schnell fort, und immer mehr verringerte sich die Zahl der Katholiken, welche noch für die Freiheit standen. Bis jetzt war es noch das wallonische Element gewesen, in welchem sich die Sympathieen für Spanien, vermittelt durch den Katholizismus, concentrirt hatten. So wie aber diese Vermittlung auch das germanische Element in den Niederlanden inficirte, wurde die Sache der Freiheit auf ein immer engeres Terrain

zurückgedrängt und befand sich in größerer Gefahr als jemals gegen die von allen Seiten hereinbrechende Uebermacht.

Eine solche Gefahr schien allerdings zu Anfang des Jahres 1580 durch den Abzug der fremden Truppen beseitigt zu werden, welcher, gemäß dem Vertrage Farnese's mit den Wallonen, statt fand. In die Festungen, welche bisher spanische, deutsche und italienische Truppen im Dienste Farneses besetzt gehalten hatten, rückten jetzt wallonische ein; Farnese behielt bloß eine kleine Anzahl von ausländischer Reiterei, aber — die erfahrenen Oberbefehlshaber bei sich. Aufmerksame Beobachter hätte der letztere Umstand befremden müssen; die Wallonen überließen sich jedoch allzusehr dem Freudentaumel über die Entfernung der fremden Soldaten, als daß sie in solcher Aufregung für Mißtrauen hätten empfänglich sein können. Vielmehr nahm ihr Vertrauen zu Farnese immer mehr zu, und bald konnte dieser über ein wallonisches Heer von 35,000 Mann gebieten. Zwar vermochte ihm dieses die erprobten alten Truppen nicht zu ersetzen; aber für die Niederlande entsprang aus dieser Umwandlung der Verhältnisse gleichwohl ein bedeutender Nachtheil.

Die Wallonen eröffneten die Feindseligkeiten, Montigny bemächtigte sich der Plätze Mortagne und St. Amand; der Herr von Alleines überraschte Courtray. Die Truppen der Staaten dagegen gewannen Nivelles, wo sie den Herrn von Glimes, und Avennes, wo sie den Herrn von Noyelles gefangen nahmen; der Feldmarschall de la Noue eroberte zu Ende März Ninove, wo die beiden Grafen Philipp und Karl von Egmont in seine Gewalt fielen. Der letztere erhielt, auf Oraniens Verwendung, bald seine Freiheit wieder, der erstere aber wurde nach Gent und von dort nach

dem Schlosse Rammekens gebracht, wo er fünf Jahre lang in Haft lag. Im April überfiel der Oberst Olivier von Tempel mit englischen Hülfstruppen die von den Staaten abgefallene Stadt Mecheln. Ein wüthender Kampf tobte in den Straßen; vor allen Kämpfenden sah man jenen kühnen Karmelitermönch, Bruder Peter Wolf, dem Feinde die Spitze bieten. Die Hellbarde in der Hand, focht er heldenmüthig bis zum letzten Athemzug. Die siegreichen Engländer hausten mit Mord und Plünderung so übel in der eroberten Stadt, daß ihre Gräuel an die einst von den Spaniern zu Antwerpen verübten erinnerten, und wie von der „spanischen Furie" so sprach man jetzt von der „englischen." Rasch wechselte das Kriegsglück in jenem Feldzuge und Farnese vermißte bereits schmerzlich seine alten Kerntruppen, wiewohl die Eroberungen, welche die Truppen der Staaten machten, nicht bedeutend waren. Dazu kam nun noch ein alle seinen Unternehmungen lähmender Geldmangel. Philipp II. hatte damals sein Hauptaugenmerk auf die Eroberung Portugals gerichtet und diese verschlang ungeheure Summen.

Im Mai traf die Staaten ein harter Schlag. Der tapfre La Noue wurde bei Ingelmünster durch den Burggrafen von Gent besiegt und gefangen genommen. Zwar bemeisterten sich ihre Truppen bald darnach (im Juni) der Städte Diest, Sichem und Aerschot; auch mißglückte ein Anschlag des Burggrafen von Gent auf Brüssel und des Herrn von Selles auf Bouchain. Die letztere Stadt ging jedoch im September, nach einer Belagerung durch Vertrag an die Wallonen über. Im selben Monat mißglückte ein Anschlag Oraniens auf Maastricht.

Inzwischen tönte durch allen Waffenlärm auch die Stimme der Versuchung; Farnese war jetzt, da er sich auf das Waffenglück weniger verlassen konnte, unermüdlicher als je, die Ge-

genparthei durch Stiftung von Zwietracht, durch Anregung zum Abfall zu schwächen. So suchte er im Oktober Brüssel zu gewinnen, indem er unter großen Versprechungen zur Versöhnung mit dem Könige rieth und als einzige, leicht zu erfüllende Bedingung das Verlassen Oraniens, „dieses Urhebers und Hauptes aller Unruhen,“ bezeichnete. Er erreichte jedoch seinen Zweck nicht. Dafür hatte die königliche Parthei im Norden durch den Verrath des Statthalters Rennenberg einen Stützpunkt erhalten, und um diesen sich sogleich ein Krieg entsponnen, durch welchen die Freiheit und der neue Staatskörper sehr gefährlich bedroht wurden.

Rennenberg hatte, wiewohl Katholik, bisher mit Eifer und Tapferkeit für die Sache der Freiheit gefochten. Gleichwohl war er zu schwach, um dieser alle Privatinteressen zu opfern; auch machte sich der Einfluß der Religion bei ihm geltend und vielleicht vollendeten der Hinblick auf die Uneinigkeit unter den Staaten in der letzteren Zeit und die Voraussetzung, daß sie zu schwach seien, sich für die Dauer gegen die Uebermacht zu behaupten, in ihm den Entschluß, sich lieber bei Zeiten mit dem König auszusöhnen. In dieser Absicht hatte er im verflossenen Jahre geheime Verhandlungen mit dem Herzog von Terranova angeknüpft und unterhalten, welche jedoch ins Stocken geriethen, worauf sich Rennenberg wieder zur Staatenparthei hinneigte und im Juni 1579 die Stadt Gröningen durch eine Belagerung gezwungen hatte, sich für den Erzherzog, für Oranien und die Generalstaaten zu entscheiden und sich mit den feindlichen Umlanden zu versöhnen. Dieser neue Eifer für die Staatenparthei war jedoch von keiner langen Dauer und wurde im Januar 1580 wieder völlig entkräftet. Damals kam nämlich Rennenbergs Schwester mit ihrem Gemahl, dem Baron von Monceaux, nach Koeverden zum Besuch

und wußte ihren Bruder zum Abfall zu überreden; das Heil seiner Kirche schien dieß als Pflicht von ihm zu fordern. Obwohl man nun in Friesland Verdacht zu schöpfen begann, so kam doch der Verrath nicht sogleich an den Tag. Rennenberg wollte seiner Versöhnung mit dem König durch einen wichtigen Dienst, den er diesem erwies, Nachdruck geben und suchte, so lang, bis alles zur Ausführung seines Vorhabens gehörig vorbereitet war, sogar den scharfsichtigen Oranien, der sich damals zu Kampen befand, zu täuschen. Sein Plan war, die Stadt Gröningen für den König zu überwältigen. Am 2. März veranstaltete er dort in seinem Hause ein fröhliches Mahl, das bis spät in die Nacht hinein dauerte. Auch der Bürgermeister von Gröningen, Jakob Hildebrands, ein Reformirter und die Hauptstütze seiner Glaubensgenossen, war eingeladen und konnte sich nicht enthalten, den freundlichen Wirth auf die Gerüchte aufmerksam zu machen, welche einen Flecken auf dessen Ehre warfen; „doch," fügte er hinzu, „es ist wohl nicht zu besorgen, daß Seine Gnaden Schlimmes im Schilde führen." Da drückte Rennenberg dem Bürgermeister die Hand und sprach, wie gekränkt: „Ihr, den ich wie meinen leiblichen Vater ehre, Ihr könntet Dergleichen von mir argwohnen? Nein! Laßt uns der frohen Stunde ungetrübt genießen, meine werthen Gäste!" Nachdem Hildebrands das Mahl verlassen hatte, eilte er zu seinen Glaubensgenossen und erzählte ihnen, wie herzlich sich Rennenberg gegen ihn benommen habe; gleichwohl rieth er allen zur Vorsicht. Kaum aber war Rennenberg allein, als er die letzten Anstalten zur Ausführung des lang vorbereiteten Anschlages traf. Er rief seine Dienerschaft zu den Waffen und verstärkte sie durch Soldaten, die er unbemerkt in die Stadt hereingebracht und bei spanisch gesinnten Bürgern versteckt gehalten hatte. Um 5 Uhr wurde die protestantische Wache abgelöst und

von einem katholischen Hauptmann bezogen; schnell ließ jetzt Rennenberg Truppen auf dem Markte aufstellen und die Zugänge besetzen. Dann erschien er selbst zu Pferde in voller Rüstung, den Degen in der Hand und rief: „Herbei, ihr frommen Bürger! Jetzt erst bin ich des Königs wahrer Statthalter!" Um jeden Widerstand durch Schrecken im Keim zu ersticken, wurden zwei Geschütze vor dem Rathhause aufgepflanzt und geladen, die Trompeten geblasen, die Trommeln gerührt und einige Reiter durchsprengten die Straßen. Still blieben die angesehensten Bürger in ihren Häusern; doch der Bürgermeister Hildebrands eilte nebst einigen Protestanten unerschrocken herbei. Er ward erschossen und so wie er sterbend niedersank, schwand jede Hoffnung seiner Parthei dahin. Ueber 200 Bürger wurden gefangen; die reformirten Prediger flohen verkleidet aus der Stadt. Nun berief Rennenberg die Zünfte, besetzte den Magistrat neu, und ließ die Bürgerschaft dem König von Spanien den Eid der Treue schwören.

Nicht zufrieden mit diesem glücklichen Erfolge, versuchte er unmittelbar darauf, auch die Gröninger Umlande durch freundliche und vielverheißende Worte auf die Seite der königlichen Parthei zu bringen. Doch diese, von Freiheitsliebe erfüllt, waren taub für alle Ueberredungskünste. Viel lieber machten sie mit dem tapfren Hauptmann Johann Kornput, und mit dem wilden Meergeusen Barthel Entes, die gegen Gröningen heranzogen, rasch gemeinschaftliche Sache wider die den Umlanden längst verhaßte Stadt, und Rennenberg sah sich in derselben belagert.

Bei dieser Belagerung, welche bis zum 18. Juni 1580 dauerte, fand Entes durch einen Schuß den Tod. Rennenberg vertheidigte sich mit seinem alten Muth und im Juni schickte ihm Alexander Farnese den Partheigänger Mar-

tin Schenk mit 3600 Mann zum Ersatz. Schenk hatte früher den Staaten gedient und diente jetzt mit gleichem Eifer der königlichen Parthei. Ihn kümmerte weder das Interesse der ersteren, noch das der letzteren, sondern bloß sein eigenes; er trieb den Krieg als Handwerk, und war Soldat mit Leib und Seele. Sein höchster Genuß war, die Gefahr aufzusuchen; taumelnd stürzte er ihr oft, vom schwelgerischen Gelage aufspringend, wie einer wilden, feurigen Geliebten entgegen. Dieser Schenk nun zog mit seinen gefürchteten Schaaren Gröningen zu Hülfe, schlug unterwegs die Truppen der Staaten unter dem Grafen von Hohenlohe bei Hardenberg, nicht weit von Zwolle, und nahm am anderen Tage Koeverden ein. Da brachen die Belagerer vor Gröningen auf, und triumphirend zog Martin Schenk in die Stadt, welche der Schrecken der Feinde vor seiner Nähe so rasch befreit hatte. Zwei Tage darnach, am 20. Juni, rückten Rennenberg und Schenk vor Delfzyl und eroberten es, wie auch zwei Schanzen. Bald darauf wurde Hohenlohe durch Rennenberg auf der Bourtange besiegt. Das Glück begünstigte hier im Norden auffallend die Waffen der königlichen Parthei.

Nur eine kleine, schlecht befestigte, mit einer Besatzung von kaum 600 Soldaten versehene, zum größtentheil sogar von spanischgesinnten Bürgern bewohnte Gränzstadt in Over-Yssel, Steenwyk leistete dem tapfren Rennenberg vom Oktober 1580 bis zum 23. Februar 1581 Widerstand, und zwar unter Leitung des bereits genannten Hauptmanns Kornput. Ein seltener Mensch, einer von jenen Charakteren, die durch das Ueberwältigende ihrer Thaten, Worte, Mienen und Blicke eine Zauberkraft über ihre untergeordneten Umgebungen ausüben. Dabei ist Kornput eine ächt niederländische Natur, derb und tüchtig, kaltblütigentschlossen, unverwüstlich in Ausdauer, während ihm

das Schlagwort immer zu rechter Zeit, immer national, zündend, hervorblitzt. Hier nur einige charakteristische Züge zu seinem Bilde! Sein erstes Geschäft in Steenwyk ist, daß er die Soldaten um sich versammelt und sie schwören läßt: „nie von Uebergabe zu reden." Und jeder gelobet, den nächsten besten Kameraden, der dies Wort über die Lippen bringen würde, niederzustoßen. — Die Bürger Steenwyks schreiben an die Staaten und erbitten sich von diesen Hülfe, weil sie sich gegen Rennenbergs Uebermacht nicht halten zu können glauben. Als Kornput dies erfährt, erklärt er dagegen: „Es ist nicht wahr! Wir bedürfen der Hülfe nicht!" Hiezu noch ein Beweis, wie sein Geist auch die unter ihm stehenden Soldaten beseelte! Rennenberg läßt eine mit Brennmaterialien angefüllte Tonne vor ein Thor Steenwyks wälzen, um die Fallbrücke in Brand zu stecken. Da läßt sich ein Soldat mit einem Wassereimer am Walle herab, schwimmt durch den Graben, löscht während die feindlichen Kugeln um ihn sausen, den Brand, ruft dann den Feinden zu: Ich bin der Brauerssohn Aart von Gröningen," schwimmt ruhig zurück und erreicht glücklich wieder den Wall. — Rennenberg fordert die Stadt auf, sich ihm für den König zu ergeben; Leib und Leben, Hab und Gut sollen ihnen gesichert sein, und die Besatzung frei abziehen. Die Antwort darauf heißt: „Wir bewahren Steenwyk für den König, aber unter der Verwaltung der Staaten und des Prinzen von Oranien." — Als die Gefahr dringender wird und die Bürgerschaft abermals die Staaten um Ersatz angeht, schreibt Kornput diesen: „Noch ist's nicht so weit. Uebereilt euch nur nicht." — Rennenberg läßt die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen und die kleinmüthige Bürgerschaft will die neuen Vergleichsvorschläge des Feindes wenigstens anhören. „Nichts da," entgegnet Kornput, — „eine Jungfrau, die auf den Buhler hört, — ist schon keine mehr."

— Da rotten sich die Bürger erbittert zusammen, und verlangen trotzig die Uebergabe. Plötzlich tritt Kornput unter sie, und erwiedert einem Fleischer, der ihn fragt: „Was soll denn aber aus uns werden, wenn Hungersnoth einreißt?“ ganz kaltblütig: „Dann speisen wir dich, du Schuft, und deines Gleichen,“ und die Menge zerstiebt. — So gelang es dem seltenen Manne, der Uebermacht des Feindes zu trotzen, bis die Staaten endlich doch nicht länger säumten, Anstalten zum Entsatze Steenwyks zu treffen; die Obersten Norrits und Sonoy eilten herbei, um es vor Allem mit Mundvorrath zu versehen; denn schon meldete sich in Steenwyk die Hungersnoth mit ihrem ganzen Gefolge von Schrecken. Auch jetzt erprobte Kornput wieder die Zauberkraft des rechten Schlagworts. Drei Wachteln flogen eines Tages über den Markt und zwar so niedrig, daß man sie mit den Händen greifen konnte. „Seht, ihr Kleingläubigen!“ rief Kornput; „drei — eine heilige Zahl! In drei Wochen, wird der dreieinige Gott euch speisen, wie einst die verzagenden Juden in der Wüste!“ Diese Deutung wirkte; die Muthlosen schöpften frische Hoffnung, und wirklich brachte Norrits, der sich auf einer Anhöhe vor der Stadt gelagert hatte, am 22. Februar 1581 den Belagerten Proviant. Am andern Tage zog Rennenberg, welcher die Hoffnung, Steenwyk zu erobern, aufgegeben hatte, mit seinem Heere ab, und nun lächelte das Glück den Truppen der Staaten wieder; Kuinder, Lemmer, Slooten und Staveren fielen in ihre Gewalt; Rennenberg verlor eine gemachte Eroberung nach der andern und sah sich endlich genöthigt, sich nach Gröningen zurückzuziehen, wo er im Juli 1581 starb, nachdem er, wie es heißt, in den letzten Augenblicken seines Lebens seinen Abfall von der Sache der Freiheit schmerzlich bereut hatte. Die von ihm bekleidete Statthalterschaft verlieh Farnese dem Spanier Verdugo.

Wir haben hier, in gedrängter Uebersicht, den Verlauf der Kriegsereignisse im Norden zusammengefaßt. Ungestört können wir jetzt die innere Entwickelung der im Kampf gegen Spanien verharrenden Niederlande verfolgen. Ihre Lage war, seit den fruchtlosen Verhandlungen zu Köln, eine sehr bedenkliche geworden. Im Süden die von der gemeinsamen Sache abgefallenen Wallonen, immer schlagfertig, und fast noch erbitterter als die Spanier selbst gegen die übrigen Niederländer; — im Norden der neue Kampf; — überall vielleicht neuer Verrath zu befürchten; — wer konnte das Umsichgreifen des Abfalls, wer die fortzeugende Kraft des katholischen Prinzips ermessen? — im Schooße der Städte religiöse Gährungen; — bei den Generalstaaten Zwist; — der Erzherzog ohne Macht und Ansehen; — die Finanzen in Verlegenheit! Was blieb unter solchen Umständen zu thun? Sollte man abwarten, bis Spanien eine Provinz um die andre wieder an sich gerissen? Oranien war's, der im Stillen solche Fragen anstellte, und er verkannte dabei, ungeachtet aller seiner Thatkraft und Thatlust, doch die schwierige Stellung nicht, welche er selbst einnahm. Fast nur auf Holland und Seeland konnte er fest rechnen, daß sie ihm unbedingtes Vertrauen schenkten; und selbst in diesen Provinzen bemerkte er in einigen Orten, wie z. B. Middelburg, verdrießliche Spannungen aus Lokalrücksichten. Betrachtete er die übrigen, besonders die südlichen, katholischen Provinzen, so konnte er sich nicht verhehlen, daß bei der Verschiedenheit der Religion die Eifersucht der Aristokratie seinen redlichen Absichten stets Hindernisse in den Weg legen würde; hatte er ja doch deren Intriguen schon erprobt! Und nun noch dazu ein Alexander Farnese im Hintergrunde, ausgerüstet mit so viel Menschenkenntniß und Politik, mit so vielen gewinnenden Gaben! Oranien erkannte nur einen ein=

zigen Ausweg, nämlich: die Herrschaft über die Niederlande einem fremden Fürsten anzutragen. Auch die Staaten hatten sich mit dieser Idee wieder befreundet und beriethen sich darüber zu Anfang des Jahres 1580 in Antwerpen. Nur drängte sich jetzt die alte Frage wieder auf, an wen man sich wenden sollte, ob an Frankreich, oder an England? Die Gründe für wie gegen das Eine und das Andre machten sich auf's neue geltend; dringender als je schien für Frankreich die Rücksicht zu sprechen, daß die größte Gefahr von den wallonischen Provinzen im Süden kam. Vergeblich widerriethen die katholischen Deputirten den Vorschlag des gänzlichen Abfalls von Spanien und regten, für den äußersten Fall, lieber die Konstituirung einer gänzlich unabhängigen Republik an. Die Protestanten hatten die Majorität und Oranien wies alle Blicke auf den Herzog von Anjou hin, der ja bereits früher den Titel eines „Beschützers der Niederlande" angenommen habe, und welcher sogar die Verbindung mit der Königin von England, wovon schon im Jahr 1579 die Rede gewesen war, hoffen könne. Jedenfalls aber mußten durch die Uebertragung der Herrschaft an eine fremde Macht wenigstens die Ansprüche Spaniens für immer vernichtet werden; und dies schien für den Augenblick schon der größte Gewinn. Für die Erhaltung der inneren Selbstständigkeit suchte man sich dann durch möglichst scharf abgegränzte Bedingungen für immer sicher zu stellen. Die betreffenden Verhandlungen wurden denn mit Anjou angeknüpft und unterhalten. Ein neuer Beweggrund für Philipp II., seinen Entschluß gegen Oranien, den er für die Seele jener Verhandlungen hielt, auszuführen.

Interessant sind die Verhandlungen, welche Philipp II. darüber mit Alexander Farnese pflog; unverkennbar zeigt sich darin die geheime Absicht des Ersteren, den Letzterer bei der Ausfüh-

rung des unwiderruflichen Beschlusses zu Oraniens Verderben näher zu betheiligen. Schon am 30. November 1579 schrieb Philipp II. von Madrid aus an Farnese und entwickelte demselben alle Gründe seines Hasses gegen Oranien. „Man müsse mit allen erdenklichen Mitteln gegen diesen Mann Krieg führen, und Jedermann bemerkbar machen, daß der Krieg ganz allein Oranien gilt und durch ihn verschuldet ist; dieß müsse man, um ihn verhaßt zu machen als einzige Ursache aller Leiden, die das arme Volk zu erdulden hat.“ Im Verlauf dieses Schreibens weihte der König seinen Neffen Farnese in den Plan gegen Oranien ein. „Es dünke ihm gut,“ fuhr er fort, „daß, abgesehen von dem unter Alba gegen Oranien erlassenen Strafurtheile, jetzt noch eine besondere Achtung gegen Letzteren ergehe. Endlich halte er es, im äußersten Falle, für nöthig, um das Land von einem so höchst gefährlichen Menschen zu befreien, einen Preis auf dessen Kopf zu setzen. Farnese möge die königlichen Vorschläge dem Rath an seiner Seite zur Ausführung von dessen Seite übergeben. Alles würde wohl um so weniger einem Anstand unterliegen, „da man ja wisse, daß Oranien meuchelmörderische Anschläge auf Alba, Don Juan und Andere unternommen habe.“ — Und „Andere!“ Es scheint in der That: Philipp wollte, daß Farnese — sich selbst unter diesen „Anderen“ verstehen und sich veranlaßt fühlen müsse, zur eigenen Sicherheit den Absichten des Königs die Hand zu leihen, während der letztere dann die Gehässigkeit einer blutigen That von sich abwälzen könnte! Farnese theilte dem Rathe das königliche Schreiben mit, und da dasselbe nicht gebilligt wurde, so meldete er dies dem Monarchen am 28. Januar 1580. Indessen war es Philipp II. nicht um ein Gutachten oder eine Billigung dessen zu thun, was er längst fest beschlossen hatte. Er verlangte, in einem Brief an Farnese

(vom 3. März) eine bestimmte Erklärung. Bevor er diese erhielt, nämlich schon am 15. März unterzeichnete er das Edikt gegen Oranien und am 1. Mai befahl er seinem Neffen, „so schnell als möglich" die Achtserklärung zu publiciren. Farnese sah nun, daß hier nichts übrig blieb als zu gehorchen und publicirte denn das Manifest Philipps, von Mons aus, am 15. Juni 1580, in einem Circular an die Statthalter und Provinzialräthe, mit ausdrücklicher Berufung auf den bestimmten Willen des Monarchen, dem er gehorchen müsse. So erschien denn die mit allen stolzen Titeln Philipps II. prunkende und mit dem großen Siegel bekräftigte Achtserklärung gegen den Prinzen von Oranien. Philipp, von Gottes Gnaden König von Kastilien, Leon, Arragon, Navarra, Neapel, Sicilien, Majorka, Sardinien, der Inseln Indiens und des Festlandes im Ocean, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund, Lothringen, Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern und Melanen, Graf von Habsburg, Flandern, Artois, Burgund, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen, Fürst von Schwaben, Markgraf des heiligen römischen Reiches, Herr von Friesland, Salins, Mecheln, Stadt und Landen Utrecht, Over-Yssel und Gröningen, Gebieter in Asien und Afrika. Philipp II. verrieth durch die Achtserklärung „Allen, welche dieselbe sehen würden," daß er vor einem Manne auf Erden zittre, nämlich vor Oranien. Konnte er diesem einen größeren Triumph bereiten? Er verrieth seine Furcht nicht durch den Schritt selbst, den er that; sondern vornämlich durch die Art, wie er diesen einleitete, durch die Gifttropfen der Prostitution, die er bedächtig in die Einschnitte der Proskription zählte; er verrieth seine Furcht, indem er das Verbrechen adelte, wenn ihn dieses von seiner Furcht befreien würde. Wir müssen uns darauf beschränken, aus dem sehr weitläufigen Inhalt der Achtserklärung bloß

die charakteristischen Punkte hervorzuheben. Das Centrum der Beschuldigungen bildete begreiflicherweise die festgewurzelte Idee, daß Oranien der alleinige Urheber des Abfalls der Niederlande sei. Dieß Verbrechen wurde nun zunächst durch eine Reihe von Vorwürfen und Nebenumständen in ein grelleres Licht gestellt, welches Oraniens sittlichen Charakter in voller Gehäßigkeit beleuchten sollte. Der Undank stand an der Spitze jener Reihe; wie viele Gnaden, Auszeichnungen und Wohlthaten hätten ihm, (hieß es in dem Manifest) Kaiser Karl V. und Philipp II. selbst erwiesen, — und wie schnöde habe Oranien dieß vergolten! An den Vorwurf des Undanks schloß sich der schwerere der Felonie gegen den Lehensherrn, und der lächerliche, daß Oranien, als ein Fremdling in den Niederlanden, sich so verbrecherischer Eingriffe habe schuldig machen können. Die Vorwürfe der Heuchelei und des Meineids, des Intriguirens gegen alle Friedens- und Versöhnungsversuche, der Ketzerei und der Angriffe gegen den Katholizismus hingen damit zusammen. Dazwischen wanden sich schlangengleich die giftigsten Angriffe auf Oraniens Sittlichkeit; und vor allen sprang die Beschuldigung des Ehebruches hervor; noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin Anna von Sachsen habe sich Oranien mit einer anderen Frau verbunden, — was schon an und für sich ein Frevel, dadurch noch besonders ruchlos sei, daß die Person, welche er seine dritte Gattin nenne, eine geweihte Äbtissin gewesen sei. Alle diese Vorwürfe erhielten durch Schimpfworte, die wunderlich klangen aus dem Munde des „Gebieters in Europa, Asien, Afrika und Amerika," noch ein eigenthümliches Relief. Philipp II. bezeichnete Oranien — als einen argen Tyrannen, als die Pest der Christenheit, als den Feind des Menschengeschlechtes, als einen Kain

und Judas Iscarioth! Der Haß leerte seine ganze Rüstkammer von Worten, die gleich zündenden Pfeilen den Abscheu der Tugendhaften und den Fanatismus der Gläubigen entflammen sollten; diese impertinente Rhetorik, die sich selbst zu übertaumeln schien, rannte gleichwohl auf einer klug vorgezeichneten Bahn, und stellte sich an, als höbe sie erst im Lauf unterwegs die Steine auf, die sie wider den Feind schleuderte. Am Ziele der Bahn stand das Urtheil des Königs über Oranien, und ein weithinschimmernder Blutpreis sollte die verworfensten Schurken anlocken, den mächtigen König von seiner Furcht zu erlösen. Kann ein Monarch sich tiefer erniedrigen? Oranien ist als ein Verräther (so hieß es am Schlusse des Manifestes) in die Acht erklärt; alle seine liegenden Güter verfallen. Niemand soll mit dem Geächteten handeln, verkehren und sprechen; niemand ihn aufnehmen und beherbergen, ihm Speise und Trank reichen, ihm beistehen in der höchsten Noth, — alles bei höchster Ungnade und scharfer Ahndung. Binnen Monatsfrist soll, bei Verlust von Adel und Ehre, Gut und Leben, jeder Freund und Anhänger ihn verlassen, auf daß Oranien, geächtet und vogelfrei, jedermanns Hand preisgegeben sei. Wer ihn lebendig oder todt überliefert, sei es ein Fremder oder ein Unterthan des Königs, ja wer ihn tödtet, soll sogleich nach gelungener That für sich oder seine Leibeserben eine Summe von 25,000 Goldkronen erhalten, sei es baar oder den Werth in Ländereien, nach des Mörders Belieben; soll, hätte er früher auch die schwersten Verbrechen begangen, dafür völlige Verzeihung erhalten, und, wenn er nicht von adeliger Abkunft ist, mit allen denjenigen, die ihm zum Werke die Hand geboten haben, in den Adelstand erhoben werden.

Oranien hatte durch seine geheime Verbindungen in Spanien von dem über ihn verhängten Schlag bereits früher Nach-

richt erhalten, als derselbe wirklich gefallen war. Jetzt, da das Letztere geschehen war, theilte er die Achtserklärung in Abschriften den Staaten von Holland und Seeland mit, in der doppelten Absicht, daß eine Antwort darauf im Namen der Staaten ausgehen möchte und daß diese seine Leibwache verstärkten. Wenn er auch der Liebe des Volkes in Holland und Seeland versichert war, so mußte er dennoch größere Sorgfalt anwenden, da der Preis auf sein Leben für Schurken aus der Ferne zu lockend, da das Verdienstliche des Ketzermordes für blinde Fanatiker zu hinreißend war. Gerne bewilligten ihm Holland und Seeland eine Verstärkung seiner Leibwache auf Kosten der engeren Union. Was aber Oraniens Wunsch betraf, daß die Staaten darauf antworten möchten, so gingen sie nicht darauf ein; dies stünde ihm selbst zu, meinten sie; die den Staat betreffenden Punkte könne man ja eigens widerlegen. Oranien beauftragte nun seinen französischen Hofprediger Peter de Villers, eine Rechtfertigung („Apologie") aufzusetzen, und ließ dieselbe, als sie vollendet war, am 13. Dezbr. den Staaten zu Delft vorlesen. Am 17. erfolgte der Ausspruch der Letzteren: „Mit Unrecht sei Oranien in die Acht erklärt worden und seine Berufung auf sie erkännten sie als wahr an." Schlüßlich ersuchten sie ihn, „seine bisherige Stellung auch ferner einzunehmen." Oranien schickte die „Apologie", in verschiedenen Uebersetzungen an die bedeutendsten Fürstenhöfe der Christenheit.

Scharf und treffend war diese Widerlegung. Spanien blieb die Antwort darauf schuldig; sei es, weil es den Prinzen von Oranien nicht der Lüge zeihen konnte, ohne selbst die eigene Lügenhaftigkeit zu verrathen, — sei es, um durch das Stillschweigen Oranien sicher zu machen und dann mitten in der Sicherheit um so gewisser zu vernichten. Unzweifelhaft mußte gerade diese „Apo-

logie" Philipps Grimm auf's neue stacheln, und, hätte in einer Sekunde ein menschliches Gefühl in seiner Brust den Gedanken an Gnade aufkeimen lassen, diesen unwiderbringlich verscheuchen. Lebhaft fühlte dies Oraniens Freund, St. Aldegonde, als er in Frankreich, wo er sich wegen der Unterhandlungen mit Anjou befand, die Apologie las. „Jetzt ist der Prinz ein todter Mann", rief er ahnungsvoll aus.

Da die Apologie Oraniens unstreitig für diesen späterhin sehr verhängnißvoll nachwirkte, so gebührt ihrem wesentlichen Inhalt hier ein Platz. Dies merkwürdige Dokument in seinem ganzen Umfang mitzutheilen, verbietet uns die allzugroße Ausdehnung desselben; es umfaßt in den Beilagen authentischer Aktenstücke zu Bor's Geschichtswerk nicht weniger als 32 Foliospalten. Der Ideengang der Apologie war folgender: „Wohl hat Oranien von Kaiser Karl V. Gnaden und Ehren empfangen; doch werden diese wohl durch die wichtigen Dienste aufgewogen, welche Oraniens Vorfahren, welche er selbst dem Hause Oesterreich erwiesen? Dem Könige Philipp aber war Oranien zu keinem Dank verpflichtet; Macht, Ehren und Titel, mit großen Kosten verbunden, das goldne Vließ, dessen Privilegien bei ihm, wie bei Egmond, Hoorn und Anderen so schändlich verletzt wurden, könne sich Oranien dies Alles als „Wohlthaten" anrechnen lassen? Alle jene Herrschertitel, mit denen der Name Philipps II. an der Spitze des Manifestes prunkt, — Philipp besäße sie ja gar nicht, hätten nicht Oraniens Ahnen sie erringen helfen, bevor dieser Philipp, der den Prinzen jetzt einen Verräther schilt, noch geboren war! Philipp wagt es, Oraniens gesetzmäßig eingegangene dritte Ehe zu brandmarken, Philipp, der mit der Tochter seiner Schwester vermählt, seine Gattin Isabella von Frankreich und seinen Sohn Karlos ermordet, Philipp der seine Bulerin

Donna Eufrasia dem Prinzen von Ascoli zur Frau aufgedrängt, seinen Bastard diesem als Sohn untergeschoben?" (Ueber diese Punkte konnte sich die Apologie allerdings nur auf Gerüchte stützen, deren Ungrund sich heutzutage größtentheils ausgewiesen hat; damals aber waren diese Gerüchte bei der öffentlichen Meinung beglaubigt). „Uebrigens fand die Ehescheidung Oraniens" (so heißt es in der Apologie weiter) „mit Bewilligung der Verwandten Anna's von Sachsen statt, und seine jetzige Gemahlin hatte nie ein Klostergelübde abgelegt, oder höchstens vielleicht in zartester Kindheit, also jedenfalls bloß ein solches, das sie nicht binden konnte. Einen Fremdling in den Niederlanden nennt man Oranien! Warum? Weil er dort nicht geboren wurde? Dies ist wahr; aber wenn Oranien deßhalb als Fremdling betrachtet wird, so muß dasselbe wohl auch für Philipp gelten, der gleichfalls kein geborner Niederländer ist. Geboren ist Oranien in Deutschland, mit welchem Reiche die Niederlande natürliche Freundschaft und Einigkeit erhalten; das Haus Nassau besaß von alten Zeiten her in Brabant, Flandern, Luxemburg und Holland bedeutende Besitzungen, und man rechnet in den Niederlanden Besitzer von dortigen Grafschaften und Herrlichkeiten, wenn sie die Seite des Landes halten, zu den Einheimischen. Als Philipps Ahnen bloß noch Grafen von Habsburg waren und im Schweizerlande saßen, waren die Nassauer schon Grafen von Geldern. — Will Philipp nochmals erfahren, wer die Unruhen in den Niederlanden angestiftet? Nicht Oranien war's, sondern Philipps eigenes Herz, diesen Landen feindselig von jeher, die Verkehrtheit der spanischen Politik war's, die freche und blutige Verhöhnung der niederländischen Nationalität. Wahr ist's: Oranien hat sich des unterdrückten evangelischen Glaubens und der Protestanten warm angenommen; wahr ist's: er und die mit

ihm gleich Gesinnten haben es dahin gebracht, daß die Staaten auf die Entfernung der Spanier drängten; wahr ist's: er wußte um das Kompromiß und billigte es. Aber alles dieses rechnet sich Oranien nicht als Verbrechen, sondern zur Ehre an; denn er that's fürs Wohl des Vaterlandes. Man nenne ihn immerhin einen Ketzer; ward Christus doch ein Samariter gescholten! Zu den Tempelschändereien und Bilderstürmen hat Oranien nie gerathen, nie hat er sie gebilligt; wer wüßte das in den Niederlanden nicht? Wer erinnerte sich der Schmähungen nicht, die er, eben wegen seiner Mißbilligung jener Excesse, von der exaltirten Gegenparthei erdulden mußte? Philipp wirft dem Prinzen von Oranien vor, daß er die Waffen gegen ihn ergriffen! Zwang ihn Philipp nicht dazu, da er ihm seinen Sohn und seine Güter raubte, da er seine Ehre antastete? Uebrigens durfte es Oranien nicht bloß, er mußte es auch als Mitglied der Staaten von Brabant, da man von ihm verlangte, Land und Volk zu beschützen. Was die Aufhebung des katholischen Gottesdienstes in Holland und Seeland betrifft, — die Staaten beider Provinzen würden denselben geduldet haben, hätte nicht die Verrätherei einiger geistlicher und anderer Personen sie zum Gegentheil gezwungen. Ganz Niederland weiß, welcher fremde Tropfen in Oraniens Blute die Intoleranz ist; wie käme er nun dazu, katholische Priester zu mißhandeln, zu ermorden, was ihm Philipp zur Last legen will? Was den Vorwurf des Intriguirens gegen Friedens- und Versöhnungs-Versuche betrifft, — wer hat denn eigentlich die Genter Pacification gebrochen, Oranien oder Don Juan? Und verdienten wohl die Verhandlungen zu Köln den schönen Namen des Friedens, diese Verhandlungen, welche von spanischer Seite nur die Zerrüttung, nur das sichere Verderben der Niederlande bezweckten? Falschheit und Verstellung legt man Oranien zur

Last! Aber war das vielleicht Verstellung, daß er bei Zeiten vor künftigen Mißhelligkeiten warnte? Eben so wenig darf man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er, nachdem keine Warnung genützt hatte und als das Gemeinwohl seinen Arm verlangte, diesen ehrlich zum Kampfe hergab. Eines ewigen Argwohns und Mißtrauens zeiht man Oranien, und „ein böses Gewissen, wie Kain Judas es hatten, sei der Grund davon", sagt man. Doch, es ist etwas ganz anders, an Gott verzweifeln, als — schlechten Menschen mißtrauen, die an den Mauren in Granada, die hier zu Lande an Egmonts und Hoorns blutigen Häuptern Beweise gegeben, wie sie das Vertrauen zu lohnen verstehen, und die in dieser Achtserklärung selbst vor aller Welt ihr Gewissen brandmarkten wie Iscarioth, die wie Kain verzweifeln und die wie Saul von Gott verworfen sind. Zum Vorwurf macht man es Oranien, daß er sich kürzlich durch kein noch so glänzendes Anerbieten, wie man es ihm von Spanien machte, bewegen ließ, die Niederlande zu verlassen! Ist dies eine Schande, oder ist es nicht vielmehr der edelste Ruhm, ein solches Anerbieten abzulehnen, und das Wohl des Vaterlandes höher anzuschlagen als jeden zeitlichen Vortheil? Auf so morsche unhaltbare Fundamente nun, wie jene Anschuldigungen waren, bauen Oraniens Feinde das Verdammungsurtheil, und stellen dabei alle ihre Redekünste zur Schau; ja, wie die Erinnyen auf der Bühne treten sie auf, unter Donner und Blitz, gräßlich anzuschauen. Oranien kümmert sich wenig um diese Aechtung. In Gottes Hand liegt sein Schicksal; so lang es Gott gefällt, will er mit seinen Freunden leben. Erst jetzt hat Philipp öffentlich einen Preis auf Oraniens Haupt gesetzt; heimlich geschah es längst schon, wie Oranien selbst aus guter Quelle weiß. Geadelt soll der Mörder werden! O gränzenlose Schamlosigkeit, die einen

ächten Edelmann, der das Wesen des Adels in sich fühlt, zwingen will, einen feilen Schurken als Standesgenossen anzuerkennen! Einem Missethäter zu vergeben, um einen Beschützer der Freiheit und eines unterdrückten Volkes aus dem Wege geräumt zu wissen! Das Manifest betrifft in diesem Punkt auch die Staaten. Mögen sie sich nicht beirren lassen. Solches Wortgekläffe ist das letzte Mittel der Weiber. Mögen sie nur treueinig zusammenhalten und dem Spanier die Stirne bieten; dann wird sein Trotz schon zusammenschrumpfen. Doch, gilts Oraniens Leben allein und kann seine Entfernung die Ruhe wieder herstellen, kann sein Blut den Frieden, das Glück der Niederlande besiegeln, dann giebt er ihnen freudig sein Haupt, über das kein Fürst der Erde, über das bloß sie allein zu gebieten haben, zum Sühnopfer hin. Doch, kann sein Leben dem Vaterlande noch nützlich sein, dann hofft er es mit Gottes Gnade noch treulich zu verwerthen."

Die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou hatte man schon im Mai 1580 neuerdings angeknüpft und im August desselben Jahres war St. Aldegonde mit noch sechs anderen Bevollmächtigten (für Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Mecheln, Friesland und die Grönninger Umlande) nach Frankreich gereist, um dort die Bedingungen festzustellen, unter welchen Anjou die Herrschaft über die Niederlande erhalten sollte. Geldern, Tournay, Utrecht und Over-Yssel hatten in Betreff dieser Sache noch zu keinem Beschluße kommen können. Ueberhaupt benahmen sich die Staaten bei dem wichtigen Schritte, den sie zu thun im Begriffe standen, mit der äußersten Vorsicht. Die traurigste Rolle spielte der Erzherzog Matthias dabei. Durch eine Intrigue herbeigerufen, durch Oraniens kräftiges Dagegenwirken festgehalten, stets nur dem Titel nach den Generalstatthalter, mußte er jetzt, wenn Anjou die Bedingungen der

Staaten annahm, auch noch jenen schalen Titel verlieren. Was sollte er unter solchen Umständen noch länger in den Niederlanden? Er sah ein, daß er wohl nichts Besseres thun könne, als sie zu verlassen. Die Staaten befanden sich übrigens, ihm gegenüber, ebenfalls in Verlegenheit und suchten die Verhandlungen mit Anjou durch den äußersten Drang der Nothwendigkeit zu entschuldigen.

Im September 1580 wurden die Verhandlungen mit Anjou zu Plessis-les-Tours gepflogen. Mit der größten Genauigkeit unterschied und erwog man von beiden Seiten Punkt für Punkt der Bedingungen, ja beinahe Wort für Wort. So nahm man von französischer Seite gleich an dem Wort „empfangen“ Anstoß, bei Einleitung der Bedingungen nämlich, unter welchen die Niederlande den Herzog von Anjou als ihren Fürsten und Herrn „empfangen“ würden; man schloß daraus, als gebe dies den Anschein, daß Anjou bei den Staaten vorher darum „nachgesucht.“ Noch größeren Anstoß erregte bei den Niederländern der Antrag der Franzosen: dem Worte „Herr“ die doppelsinnige Bezeichnung „Souverain“ beizufügen; die niederländischen Deputirten wollten dies Wort durchaus nicht aufnehmen und, — Anjou ließ sich gefallen, daß es wegblieb. Aber manche andere, noch bei weitem mehr wesentliche Punkte, welche die Niederländer nicht aufopfern wollten, um nicht aus einer Tyrannei in die andre zu gerathen, mußten den Sprößling eines Königshauses, wie das französische, das die Unterthanen nur als angeerbte Sachen, nicht als naturrechtlich freie Personen betrachtete, noch mehr befremden. Noch mehr befremdet es den unpartheiischen Beobachter, zu bemerken, daß Anjou auf alle Bedingungen einging, so auf die Ausschließung der weiblichen Descendenz von der Erbfolge, auf das Recht, welches sich die Staaten vorbehielten, nach ihrem Gutdünken einen der Söhne Anjous zum Nachfolger desselben zu erwählen, sodann

auf die Regentschaft durch die Staaten während der Minderjährigkeit des Erbfolgers, ferner auf die Besetzung der Hausdienerschaft Anjous mit Niederländern (im Staatsrath bewilligte man ihm einen oder zwei Franzosen zu den übrigen Niederländern) endlich besonders auf den Punkt, daß die Staaten ihres Eides und Gehorsams entledigt sein sollten, sowie Anjou den mit den Niederlanden abgeschlossenen Vertrag irgendwie verletzte. Dieser Punkt wurde nicht ohne heftige Diskussionen bewilligt, da die Deputirten den verschiedenen Anmuthungen von französischer Seite auch nicht im Geringsten nachgaben. Sie waren gehörig gewitzigt, um sich bei einem neuen Vertrage über die Herrschaft völlig sicher zu stellen; die Deputirten drangen auch darauf, daß der König von Frankreich den Niederlanden in bestimmten Worten seinen Beistand zusagen sollte.

Am 19. September 1580 wurde der Vertrag, aus 27 Artikeln bestehend, zu Plessis les Tours unterzeichnet. Anjou erhielt darin die Oberherrschaft über die Niederlande, mit allen Titeln und Hoheitsrechten wie die früheren Landesherren, für sich und seine männliche Nachkommenschaft, unter den bereits erwähnten und noch mehren anderen Bedingungen, worunter begreiflicherweise das Gelöbniß von seiner Seite, die Provinzial- und Lokalprivilegien zu achten und aufrecht zu erhalten, sowie die Bewahrung der Utrechter Union — in wiefern sie den gegenwärtigen Vertrag nicht beeinträchtigen — obenanstanden. Er verpflichtete sich ferner, die Generalstaaten wenigstens einmal im Jahre zusammenzurufen; sie selbst aber sollten sich, so oft es ihnen nöthig schiene, versammeln dürfen. Eine andere Hauptbedingung betraf die Selbstständigkeit der Niederlande; nie sollten sie Frankreich einverleibt werden. Anjou mußte ferner geloben, nie einen Vertrag mit

dem König von Spanien einzugehen, es sei denn mit Bewilligung der ihm freiwillig untergebenen Provinzen, — keine Bündnisse mit fremden Mächten zum Nachtheil des Landes zu schließen, und nur mit Bewilligung der betreffenden Provinzialstaaten die Festungen mit Franzosen zu besetzen. Wenn die Staaten es verlangten, müßten alle fremden Truppen, (auch französische) das Land verlassen. Anjou habe den Krieg auf seine und seines Bruders Kosten zu führen, wozu jedoch die Staaten jährlich 24 Tonnen Goldes beizutragen sich anheischig machten. Noch ein wichtiger Punkt — bei dem Vertrag mit einem katholischen Prinzen — war die Religion. Hier ward nun festgesetzt, daß Holland und Seeland auf dem bisherigen Fuße bleiben sollten. „Ebenso auch in anderen Dingen," nur in Bezug auf Münze, Krieg, Besteuerung und Vorrechten zwischen Landen und Städten sollten sich diese beiden Provinzen den Beschlüssen Anjous und der Generalstaaten fügen.

Diesen Vertrag theilte Anjou bald seinem Bruder, dem Könige, mit, welcher (am 26. Dezember 1580) ihm und den Niederlanden seine Hülfe versprach, sobald die Unruhen in Frankreich gestillt seien. Diese Versicherung war allerdings sehr unbestimmt und genügte den Niederlanden nicht, aber der König war zu keiner genaueren zu bewegen. Die Generalstaaten genehmigten den mit Anjou abgeschlossenen Vertrag am 30. Dezember 1580 zu Delft, und zu Bordeaux wurde derselbe im Januar 1581 eidlich bekräftigt. Zum Gedächtniß wurden Medaillen geschlagen, auf denen man einen gefesselten Löwen sah, dessen Bande eine Maus zernagt, mit der Ueberschrift: **Rosis leonem vinculis mus liberat.** Der Revers zeigte den König von Spanien und den Papst, welche den Löwen wieder

fesseln wollen, mit der Ueberschrift: Liber revinciri leo pernegat.

Der die speziellen Verhältnisse Hollands und Seelands betreffende Artikel des Vertrages gründete tiefer, als es den Anschein hatte. Man wird sich erinnern, daß diese beiden Provinzen im Jahre 1576 dem Prinzen von Oranien die Souverainetät für die Dauer des Krieges übertragen hatten, obschon er den Titel eines Grafen von Holland und Seeland nicht geführt. Gleichwohl hatte er die Rechte deßwegen nicht aufgegeben und nun trat eine nicht bloß für ihn, sondern auch für die Nationalität jener beiden Provinzen bedenkliche Kollision ein; denn was den Herzog von Anjou in den katholischen südlichen Provinzen beliebt machen, was ihm dort das Vertrauen gewinnen konnte, stand ihm in Holland und Seeland entgegen, Sprache, Sitten, Religion. Wie war nun diese Kollision auf friedlichem Wege auszugleichen? Am einfachsten dadurch, daß Oranien die Statthalterschaft über Holland und Seeland in der ganzen früheren Machtvollkommenheit, wenn auch unter dem fremden Schutze behielt, und daß ihm Anjou dieß feierlich verbürgte. Es geschah, und Anjou stellte dem Prinzen von Oranien darüber zwei „Reversale“ aus, durch welche der Erstere die Rechte des Letzteren anerkannte. Daran knüpfte sich nun aber auch ein neuer Konstitutionsentwurf für Holland, welchen man im Oktober 1580 beschloß, und dessen Ausführung im März des folgenden Jahres auf einer Tagfahrt zu Amsterdam betrieben wurde. Die Uebertragung der Souverainetät vom Jahre 1576 wurde dabei zu Grunde gelegt, aber mit folgenden zwei Abänderungen, nämlich erstens, daß ihm die Souverainetät nicht bloß für die Dauer des Krieges sondern überhaupt und für immer übertragen werde, und zweitens, daß

er die reformirte Konfession allein (wiewohl ohne Glaubensuntersuchung) zu beschirmen habe. Dagegen erhoben sich jedoch bedeutende Schwierigkeiten von Seiten Goudas, Schiedams, Amsterdams, Middelburgs, und das Endergebniß war, daß man die alte Form von 1576, nur mit der hinzugekommenen Veränderung in Betreff der Religion beschwor. Alle diese weitläufigen Verwickelungen hatten die Folge, daß Holland und Seeland später Anjou nicht huldigen wollten. Wir werden in kurzer Zeit die wichtige Wendung sehen, zu welcher die Entwickelung aus den hier bezeichneten Motiven führt.

Außer den bereits erwähnten Klauseln hatten die vorsichtigen Generalstaaten noch an ein anderes Mittel gedacht, um die Macht Anjous zu beschränken, nämlich an die Zusammensetzung eines Landrathes (gleichbedeutend mit Staatsrath), welches Kollegium, aus 31 gebornen Niederländern (und zwar aus allen Provinzen) bestehend, die ausübende Gewalt mit dem Herzog von Anjou theilen sollte. Nachdem der Vertrag mit diesem abgeschlossen war, beeilte man sich mit der Vollendung des den Landrath betreffenden Entwurfes; man wollte nämlich dies Institut noch bevor Anjou die Niederlande beträte, ins Leben rufen. Am 13. Januar 1581 wurde der Entwurf festgestellt. Von jenen 31 Mitgliedern des Landraths sollten 4 durch Brabant, 4 durch Geldern und Zütphen, 5 durch Flandern, 4 durch Holland, 3 durch Seeland, 2 durch Tournay (Stadt und Gebiet), 3 durch Utrecht, 2 durch Mecheln und Over-Yssel, 2 durch Friesland und 2 durch die Gröninger Umlande erwählt werden. Die Verrichtungen des Landraths waren die Erhebung der bewilligten Steuern und deren richtige Verwendung, die Vergebung der Aemter (wie es sonst dem König von Spanien und dessen Generalstatthalter zustand) in Ueberein-

stimmung mit der hohen Obrigkeit (in Holland und Seeland blieb dies jedoch dem Prinzen von Oranien reservirt), die Anstellung der Kriegsobersten und seiner eigenen Beamten. In Bezug auf die Münze mußte der Landrath das Gutdünken jeder Provinz einholen. Ueber Steuern, Landesabtretungen, Gesetzgebung, Krieg und Frieden durfte er nichts verfügen ohne Einwilligung der Staaten. Wichtige Angelegenheiten mußten in einer Versammlung von wenigstens 10 Mitgliedern berathen werden, wovon sieben aus verschiedenen Landschaften, Sachen von geringerem Belang wenigstens im Beisein von 7 Mitgliedern, wovon 5 aus verschiedenen Landschaften. Der Landrath sollte seine Sitzungen in solchen Orten halten, welche die hohe Obrigkeit zur besseren Aufsicht in Bezug auf den Krieg als geeignet bezeichne, so zwar, daß an welcher Seite der Maas sich die hohe Obrigkeit und der Landrath befinden möchten, der Letztere stets acht bis zehn bevollmächtigte Mitglieder auf die entgegengesetzte Seite der Maas zu beordern habe, um auch dort die Angelegenheiten beaufsichtigen zu können. Uebrigens sollten sich die Generalstaaten zweimal im Jahre an dem Orte versammeln, wo der Landrath seine Sitzungen hielte, unbeschadet jedoch des den General-, sowie den Provinzialstaaten zustehenden Rechtes, sich außerdem so oft, als es ihnen gutdünke zu versammeln.

Mit der Uebertragung der Oberherrschaft an Anjou hing nothwendig noch eine andere Maßregel der Niederlande zusammen. Sie mußten ihr Verhältniß zu Spanien, welches sie bereits faktisch aufgelöst hatten, auch öffentlich als aufgelöst erklären, bevor Anjou das Terrain seiner neuer Herrschaft betrat. Schon früher hatte man darüber berathen, sich der Form zu entschlagen, und den Namen des Königs an der Spitze der Verordnungen wegzulassen. Im

Januar 1580 war dieser Vorschlag aufs Neue aufgegriffen worden, und im März desselben Jahres hatte man beschlossen, künftighin die Plakate im Namen „der Gräflichkeit und hohen Obrigkeit von Holland“ auszufertigen. Im Mai 1581 beriethen sich die versammelten Generalstaaten über die Frage, ob man den König von Spanien nicht für einen Feind erklären solle. Damals meinten jedoch Brabant und sogar Holland, man dürfe nicht zu diesem Aeußersten schreiten, bevor sich Anjou in den Niederlanden befände. Bald darnach aber änderte Holland seine Meinung, und im Juli vereinigten sich die Staaten der Utrechter Union zu dem Beschluß, ihren Abfall von Spanien durch ein Plakat zu veröffentlichen. Dieses wurde im Haag am 26. Juli 1581 von den Deputirten Brabants, Gelderns, Zütphens, Flanderns, Hollands, Seelands, Frieslands, Over-Yssels und Mechelns unterzeichnet.

„Ein Volk“ (hieß es darin) „ist nicht wegen des Fürsten, sondern ein Fürst um des Volkes willen geschaffen; denn ohne das Volk wäre er ja kein Fürst. Er ist dazu vorhanden, daß er seine Unterthanen nach Recht und Billigkeit regiere und sie liebe, wie ein Vater seine Kinder, daß er treu walte, wie ein Hirt über seine Herde. Behandelt er sie aber nicht so, sondern bloß wie Sklaven, dann hört er auf, ein Fürst zu sein, und ist ein Tyrann. Die Unterthanen aber haben das Recht, nach gesetzlichem Beschluß ihrer Vertreter, der Stände, wenn kein anderes Mittel mehr übrig ist, wenn sie durch keine Vorstellung ihrer Noth irgend einige Versicherung der Freiheit für Leib und Gut, für Weib und Kind von dem Tyrannen erwerben können, Diesen zu verlassen. Dies ist der Fall in den Niederlanden. Seit uralten Zeiten wurden sie nach beschworenen Bedingungen regiert,

deren Bruch den Fürsten der Herrschaft verlustig macht. Unter'm Vorwand der Religion hat der König von Spanien hier eine Tyrannei einzurichten versucht und, ohne auf irgend eine Vorstellung des Landes zu achten, dessen Privilegien verletzt, den Eid gebrochen, den er auf deren Erhaltung geschworen. Und so erklären denn die Generalstaaten jetzt den König von Spanien verlustig jedes Anspruches auf die Herrschaft in den Niederlanden, sie erkennen ihn von nun an nicht mehr als Landesherren an; sie entbinden hiemit alle Amtleute, Obrigkeiten, Herren, Vasallen und Einwohner von dem einst Philipp II. von Spanien geleisteten Eide des Gehorsams und der Treue. Da nun die meisten der vereinigten Landschaften sich nach gemeinsamer Verständigung, unter gewissen Bedingungen, der Herrschaft des Herzogs von Anjou unterworfen, da ferner der Erzherzog Matthias kürzlich den Generalstaaten die ihm übertragene Regierung zurückgegeben, so sollen fortan alle Obrigkeiten und Beamte den Titel und die Siegel des Königs von Spanien nicht mehr gebrauchen, sondern in Holland und Seeland den Namen des Prinzen von Oranien und der Staaten dieser beiden Provinzen, in den Landschaften, welche mit dem Herzoge von Anjou in Uebereinkunft getreten, den Namen dieses Fürsten und des Landrathes, oder so lange der Letztere noch nicht in ausübende Kraft getreten, den Namen der Generalstaaten gebrauchen. In allgemeinen Regierungsangelegenheiten soll das Siegel der Generalstaaten, in Sachen der Polizei, Justiz und dergleichen, welche die einzelnen Provinzen betreffen, das der besonderen Landschaft angewendet werden. Alle Siegel des Königs sind den Provinzialstaaten einzuliefern. Philipps Bild und Wappen müssen auf

den Münzen verschwinden. Alle Beamte haben den Provinzialstaaten, unter welchen sie stehen einen Eid abzulegen, des Inhalts, daß sie den Generalstaaten gegen den König von Spanien und dessen Anhang, getreu sein wollen."

Die Ausführung dieser Maßregel wurde eifrig betrieben, fand aber an einzelnen Orten eben so große Schwierigkeiten, als die Bekanntmachung einzelnen Personen tödlichen Schrecken erregte. Jokko Nalda, Mitglied des Hofes von Friesland, ein verständiger und den Staaten zugethaner Mann, fiel in Ohnmacht, als man ihm den neuen Eid vorlegte, und gab mitten in der Versammlung des Landrathes den Geist auf. Manche Beamte weigerten sich hartnäckig, den neuen Eid zu leisten, so daß man sich genöthigt sah, Jeden, der dies that, seines Amts zu entsetzen; diese Maßregel drang denn endlich durch. Middelburg, dessen alter Groll noch immer nicht versöhnt war, wollte das Plakat durchaus nicht öffentlich anschlagen lassen und ebensowenig den neuen Eid leisten, bevor die städtischen Beschwerden genügend erledigt seien. Auch außerhalb des Landes erregte der kühne Schritt, der doch einmal hatte geschehen müssen, das größte Aufsehen. Mancher Fürst zitterte auf seinem Throne, wenn er des gefährlichen Beispiels dachte, das die Staaten der Utrechter Union unterdrückten Unterthanen gegeben hatten, besonders wenn man den Grundsatz erwog, welcher in der Einleitung des Manifestes ausgesprochen war. Die Presse verbreitete in hoch- und niederdeutscher wie in französischer Sprache die Ideen von angebornen Menschenrechten, von der Souverainetät des Volkes, die Theorie des Vertrages zwischen Fürsten und Unterthanen; es erschienen „Beweisgründe, daß man einen Fürsten, der zum Tyrannen geworden, absetzen darf," „brüderliche Warnungen an alle christlichen Brüder, die von Gott zur

Wahl der Obrigkeiten und Magistrate in den evangelisch-reformirten Städten der unirten Provinzen verordnet sind" und dergleichen. Die Generalstaaten sahen sich, um den üblen Eindruck ihres Schrittes auf fremde Mächte zu verwischen, in der Folge genöthigt, eine Gesandtschaft an den Reichstag zu Augsburg zu schicken, welche ihr Benehmen gründlich rechtfertigen mußte.

Nachdem nun die Verhandlungen mit Anjou endlich abgeschlossen, bekräftigt und beschworen worden waren, gab der Erzherzog Matthias am 21. Juli 1581 zu Antwerpen seine bisherige Würde den Generalstaaten zurück, blieb aber noch bis zum Oktober in den Niederlanden; dann begab er sich durchs Kleve'sche nach Köln und von dort nach Wien zurück. Er hatte sich wenige Freunde in den Niederlanden erworben, und mußte sich noch die üble Nachrede seiner Feinde gefallen lassen, als habe er, im Einverständniß mit König Philipp II., einen Anschlag gegen Oranien im Schilde geführt. Uebrigens dankten ihm die Staaten in ehrenvollen Ausdrücken für die Dienste, welche er dem Lande geleistet, was freilich wie Ironie klang, da man weniger seiner Person als seinem Range, weniger seiner Thätigkeit als seiner Geduld verpflichtet war, die ihn bewegen konnte, sich, so lang man ihn brauchte, zur bloßen Repräsentation herzugeben. Man überlegte, ob ihm ein jährliches Einkommen von 50,000 Pfund zu bewilligen sei; man schlug in Holland vor, ihm 7000 Gulden zuzulegen; endlich wollte man ihm das erledigte Bisthum Lüttich verschaffen. Die Wahrheit ist, daß Matthias jenes Einkommen eben so wenig erhielt, als diese geistliche Würde, in welche Herzog Ernst von Baiern eingesetzt wurde.

Zweites Kapitel.

Am 16. August 1581 betrat der Herzog von Anjou, begleitet von einem stattlichen Heere, die Niederlande, — als Herrscher, ohne den Titel eines Souverains zu besitzen, geschweige dessen Macht, und, wohl kann man hinzufügen: ohne Liebe und Treue im Herzen für das Volk; denn selbst um eine politische Heuchelei konsequent durchzuführen, selbst dazu gebrach es ihm an Kraft. Sehr richtig bemerkt der verdienstvolle van Kampen über ihn: „Er gab" (bei den Unterhandlungen mit den Staaten) „Alles zu, vielleicht, weil er schon damals das Vorhaben hatte, nichts davon zu halten." Wir fügen noch hinzu, das Temperament war dabei mit im Spiele und bestimmte den Charakter. Es war wohl für Anjou selbst ein eben so großes Unglück wie für die Niederlande, daß ihn die Wellen der Verhältnisse erfaßten und in eine Stellung schleuderten, für die er nicht paßte, und in welcher er nur einerseits zu hochfahrenden Plänen, anderseits zur Treulosigkeit verleitet wurde. Er büßte dabei seine Ehre, die Niederlande büßten dabei Eintracht und Stärke ein. Einer von jenen Menschen, die Alles unternehmen zu können glauben, weil sie Vieles anfangen, täuschte Anjou sich selbst nicht weniger als die Niederlande. Genau betrachtet, war er bloß bestimmt, die Repräsentationsrolle des Matthias fortzuspielen und der Politik als Hebel zu dienen. Er sollte Frankreich und England für das Interesse der Niederlande

anspannen; er sollte ihnen seine Fürstlichkeit bloß hingeben, damit diese als Schild, zur Abwehr, gegen Spanien vorgestreckt werden konnte. Kurz: die junge Freiheit brauchte ihn als Werkzeug; aber sie mußte es büßen, daß sie ihre Vertheidiger in der Fremde suchte.

Anjou wollte den Antritt seiner neuen Herrschaft mit einer kriegerischen Unternehmung bezeichnen. Er rückte mit seinem Heere (es bestand aus 14,000 Mann) gegen die Stadt Cambray, welche Alexander Farnese schon seit ungefähr Jahresfrist belagerte, weil sie, wiewohl dem Wallonenbunde angehörend, sich doch mit Farnese noch nicht versöhnt und den Provinzen Artois und Hennegau Abbruch gethan hatte. Anjou's Ankunft bewog den feindlichen Feldherrn zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge. Wenige Tage nach dem Entsatze Cambrays brachte Anjou Chateau Cambresis, durch Vergleich, in seine Gewalt. Eifrig drangen nun Oranien und die Generalstaaten in Anjou, die erste Gunst des Glückes zu benützen, in Artois einzurücken und sich dann mit dem niederländischen Heere und den englischen Hülfstruppen zu vereinigen. Geschah dies, so war Farnese außer Stande gesetzt, der Uebermacht die Spitze zu bieten. Doch verschiedene Umstände vereinigten sich, um einen solchen für die Niederlande vortheilhaften Plan zu vereiteln. Die französischen Edelleute in Anjous Heere glaubten nun genug gethan zu haben, da Cambray entsetzt war; der Herzog konnte die Soldaten nicht bezahlen, und so zerstreuten sie sich.

Ueberdieß hing Anjou auch bereits ganz anderen Plänen nach, als den kriegerischen Operationen in den Niederlanden. Seine Gedanken waren auf die Hand Elisabeths von England gerichtet. Unter dem Vorwand, den Niederlanden den Beistand dieser Königin zu erwirken, begab er sich unmittelbar

darauf, nachdem sich sein Herr zerstreut hatte, in Begleitung mehrer Niederländer (worunter St. Aldegonde und Justin von Nassau, ein natürlicher Sohn Oraniens waren) nach England. Und in der That hatte es den Anschein, als ob Elisabeth Anjou's Bewerbungen nicht gleichgültig aufnehme. St. Aldegonde beobachtete eines Abends, als er sich in dem Zimmer der Königin befand, wie sich Elisabeth mit Anjou, in ziemlicher Entfernung von den Herrn und Damen des Hofes, vertraulich besprach und wie sie während dieser Unterredung einen kostbaren Ring vom Finger zog, den sie dem Herzog von Anjou überreichte und den dieser mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude annahm. St. Aldegonde zweifelte nicht, daß Anjou von Elisabeth den Trauring erhalten habe und daß sonach die Verbindung zwischen beiden endlich entschieden sei. Noch in derselben Nacht berichtete er den Staaten darüber und diese beeilten sich, die Freude der Niederlande über das wichtige Ereigniß an den Tag zu legen. In allen Städten erscholl Festgeläute, donnerten die Geschütze, flammten Freudenfeuer. Welche Verlegenheit für die Staaten, als man plötzlich erfuhr, daß die Nachricht St. Aldegondes unbegründet gewesen sei! Man führt verschiedene Motive an, welche Elisabeth veranlaßt haben sollen, die Verbindung rückgängig zu machen. Die wahrscheinlichsten sind, einmal die wohlbegründete Abneigung der Engländer gegen eine Vermählung ihrer Königin mit dem Bruder Karls IX. und Heinrichs III. von Frankreich, dieser beiden katholischen Fürsten, welche an dem Protestantenmord in der Bartholomäusnacht Theil genommen, und sodann die Besorgniß Elisabeths, daß sie durch ihre Vermählung mit Anjou (bei dessen offenem und ihrem bisher heimlichen Verhältniß zu den Niederlanden) einen Bruch mit Spanien zu erwarten hatte, ohne jedoch dabei zu gleicher Zeit auf energische Hülfe von

Seiten Frankreichs rechnen zu können.*) Gleichwohl blieb Anjou noch längere Zeit am Hofe Elisabeths, welche ihn nach wie vor mit großer Auszeichnung behandelte. Wenig kümmerte ihn dabei der Zustand der Niederlande, zu deren Bekämpfung Farnese inzwischen alle Mittel aufbot.

Schon vor Anjous Ankunft in den Niederlanden (nämlich zu Ende Junis 1581) hatte Farnese sich der Stadt Breda in Brabant, welche nebst der gleichnamigen Herrschaft dem Hause Nassau gehörte, in seine Gewalt gebracht; der im Schlosse zu Breda auf Befehl der Staaten verhaftete, spanisch-gesinnte Herr von Fresin stand (aus Rache gegen dieselben) mit Farnese im Einvernehmen und hatte die Besatzung des Schlosses theils bestochen, theils trunken gemacht, worauf dann Herr von Hautepenne (einer von Barlaimonts Söhnen) das Schloß, wie auch nach einem kurzen aber heftigen Kampfe die Stadt Breda für die königliche Parthei eingenommen hatte. Zunächst erlitt Oranien, welcher um dieselbe Zeit die Städte und Herrlichkeiten Veere und Vliessingen käuflich an sich gebracht hatte, durch die Eroberung jener seiner Herrrschaft Breda einen empfindlichen Verlust.

Nach dem Entsatze Cambrays durch Anjou rückte Farnese am 1. Oktober vor Tournay, dessen Kommandant, der Prinz von Espinoy, damals mit einem Theile der Besatzung von Tournay ausgezogen war, um sich des Städtchens St. Guilain zu bemeistern. Statt des Prinzen übernahm nun dessen Gattin, Maria von Lalaing, männlichen Muthes die Vertheidigung Tournays. Sie scheute keine Gefahr, selbst eine Schußwunde

---

*) Vergl. den Inhalt des Briefes von Sir Philipp Sidney an Elisabeth, worin sämmtliche Gründe gegen die Heirath zusammengestellt sind, bei Hume „history of England“ chap. XLI (negotiations of marriage with the duke of Anjou.)

am Arme beirrte sie nicht; mehr als mancher Mann, machte sie durch ihren Geist und ihre Kühnheit dem feindlichen Feldherrn zu schaffen, bis sie ihm endlich am 29. November die Stadt Tournay, nach zweimonatlicher Belagerung auf ehrenvolle Bedingungen (freien Abzug der Besatzung und der Reformirten) übergab. Während sich Alexander Farnese durch den Besitz dieses wichtigen Platzes an der oberen Schelde festsetzte, machten die Truppen der Staaten verschiedene vergebliche Anschläge auf Bourbourg, Grevelingen und Oudenaarde.

Oranien war damals über das Benehmen der Staaten im hohen Grade ungehalten. Laut klagte er (im November 1581) in der Versammlung der Deputirten der Staaten zu Antwerpen über die Saumseligkeit in Herbeischaffung der zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Geldmittel, über die allzu große Beschränkung der Macht des Landrathes und dgl. Da erhoben sich manche Stimmen dafür, daß man die Kriegsangelegenheiten gänzlich Oranien und dem Landrathe überlassen solle; andere dagegen bestanden darauf, zuerst die Rückkunft Anjou's aus England abzuwarten, und der letzteren Ansicht pflichtete auch Oranien bei. Zu diesem Ende wurden denn Gesandte nach England abgeordnet, um Anjou zur Beschleunigung seiner Rückkunft zu bewegen. Anjou konnte nicht ausweichen, und mochte sich wohl auch endlich überzeugt haben, daß er selbst bei einem längeren Aufenthalt in England seine Absichten auf eine Verbindung mit Elisabeth nicht würde durchsetzen können. Am 1. Februar 1582 trat er seine Rückreise nach den Niederlanden an; Elisabeth begleitete ihn bis Canterbury und mehre Große Englands leisteten ihm auf 15 Kriegsschiffen Gesellschaft bis in die Niederlande.

Zu Vliessingen trat Anjou am 10. Februar ans Land, wo

ihn Oranien nebst vielen niederländischen Edelleuten empfing. Am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Middelburg, dann besuchte er die übrigen Städte auf Walchern, und am 17. Februar fuhr er in einer zahlreichen und glänzenden Begleitung nach Antwerpen. Am 19. traf er dort ein, und wurde von der bewaffneten Bürgerschaft und von dem Magistrat zu Pferde empfangen. Auf einer prachtvoll geschmückten Schaubühne beschwor er die „joyeuse entrée“ und leistete den Baronen, Edlen, Städten und allen Unterthanen Brabants einen besonderen Eid. Hierauf brachte man den purpurnen, mit Hermelin ausgeschlagenen Herzogsmantel; Oranien hing ihm denselben um und sprach beim Zuknöpfen: „Sire, dieser Knopf muß wohl fest halten, damit Niemand Ew. Hoheit den Mantel abreißen könne!“ Dann setzte ihm Oranien den Herzogshut auf und beglückwünschte ihn als Herzog von Brabant. Nun schwuren und huldigten dem Herzog die Barone, Edlen und Deputirten der Städte, worauf jener der Stadt noch einen besondern Eid ablegte. Da riefen die Herolde Brabants: „Es lebe der Herzog von Brabant und Lothringen;“ die Trompeten schmetterten, Gold- und Silbermünzen (mit den Wappen Anjous und Brabants, dem Emblem einer aus Wolken hervorstrahlenden Sonne und der Devise: Fovet et discutit) wurden unter das Volk ausgeworfen. Dann bestieg Anjou ein kostbar geschirrtes neapolitanisches Roß und hielt durch das Kaiserthor seinen Einzug.

Im Verlauf der nächsten Monate empfing Anjou auch die Huldigung der übrigen Provinzen, so im April die Gelderns und Zütphens, später die der Gröninger Umlande, im August die Flanderns. Nur Holland, Seeland und Utrecht leisteten noch keine Huldigung. Die beiden ersteren thaten es aus dem Grunde nicht, weil die bereits früher erwähnten Reversale, welche Anjou dem Prinzen von Ora-

nien, dessen Rechte auf Holland und Seeland betreffend, zugestellt hatte, dem Prinzen nicht genügten; und so erhielten denn die Deputirten dieser beiden Provinzen keinen Auftrag, Anjou zu huldigen. In Utrecht scheint ein anderer Grund der Huldigung im Wege gestanden zu haben. Die katholische Geistlichkeit, welche noch immer Sitz und Stimme in der Versammlung der dortigen Provinzialstaaten hatte, war nämlich gegen die Uebertragung der höchsten Macht an den protestantischen Oranien; deßhalb weigerte sich aber der dritte Stand, welcher schon längst darauf gedrungen hatte, daß die Geistlichkeit Sitz und Stimme in der Staatenversammlung verlieren solle (wie dies z. B. in Brabant der Fall war) dem katholischen Herzog von Anjou zu huldigen.

Noch dauerten die Festlichkeiten zu Antwerpen fort, als ein Meuchelmord sie gräßlich unterbrach. Philipps Manifest trug die erste Frucht. In Antwerpen wohnte Caspar d'Anastro, ein Kaufmann aus Biskaya, welcher in seinen Geschäften so zurückgekommen war, daß er im Begriffe stand, Bankrutt zu machen. Während er nun — rathlos und verzweiflungsvoll über seine üble Lage, brütete, erhielt er (von Lissabon aus) einen Brief von seinem Landsmann Juan d'Isoncha, welcher ihm plötzlich einen Ausweg der Rettung öffnete. Wenn Anastro Oranien ermorde, so werde ihn der König durch eine Summe von 8000 Dukaten und eine Kommende von San Jago belohnen. Der gewissenlose Mensch ging darauf ein, hatte aber den Muth nicht, das Verbrechen selbst zu begehen. Er suchte zuerst seinen Buchhalter Antonio de Venero, und, als dieser sich weigerte, seinen Handlungsdiener, Johann Jauregui, einen Franzosen, dazu zu überreden. Jauregui war ein Jüngling von 22 bis 23 Jahren, für seine Jahre zu schwermüthig und im

Bayerische Staatsbibliothek München

höchsten Grade bigott. Er entschloß sich zu der That, und Anastro gab ihm eine Schreibtafel mit mehreren Gebeten, deren Inhalt Blasphemie war; der Mörder empfahl darin sich und sein Vorhaben dem Heiland, der Himmelskönigin Maria, allen Heiligen und Engeln, und gelobte, wenn ihm die That gelänge, den wunderthätigen Marienbildern zu Regova, Arancanzu, Guadelupe, Montserrate, dem Kruzifix zu Burgos, u. s. w. kostbare Weihgeschenke. Nachdem Anastro den Fanatismus Jaureguis hinreichend entflammt hatte und des Erfolges gewiß zu sein glaubte, entfernte er sich aus Antwerpen und begab sich zuerst nach Dünkirchen, dann zu Alexander Farnese nach Tournay. Am 16. März (einem Freitag) beichtete Jauregui dem Dominikanermönch Anton Timmermann, welcher in Anastros Hause heimlich die Messe zu lesen pflegte, und entdeckte ihm sein Vorhaben. Der Mönch billigte dasselbe, wenn es nicht wegen zeitlichen Vortheils, sondern bloß aus der Absicht zur größeren Ehre Gottes und zum Nutzen des Königs hervorgegangen sei; er ertheilte dem Jüngling die Absolution und reichte ihm das Abendmahl. So innerlich ruhig betrat Jauregui am Sonntag darnach (dem 18. März 1582) das Schloß zu Antwerpen, wo Oranien wohnte. Eben war dieser von der Mittagstafel aufgestanden und mit seinen Gästen in das Vorzimmer getreten, als Jauregui sich an ihn drängte, ihm eine Bittschrift überreichte, und in demselben Augenblick eine Pistole auf ihn losdrückte. Die Kugel traf Oraniens Haupt; sie drang unterm rechten Ohre ein, durch den Gaumen, und zum linken Kinnbacken heraus. Oranien taumelte und glaubte im ersten Augenblicke, ein Theil des Hauses sei über ihm zusammengestürzt. Schnell brachte man ihn zu Bette und gab die Hoffnung nicht auf, ihn zu retten, weil der Pulverbrand die Verblutung gehindert. Indessen hatte Jauregui den Degen

Bayerische Staatsbibliothek München

gezogen; aber, rasend vor Grimm, stürzten die Umstehenden auf ihn und durchbohrten ihn.

Schnell flog das Gerücht durch ganz Antwerpen: „Oranien ist ermordet!" und der ersten Bestürzung des Volkes folgte sogleich ein furchtbarer Argwohn. Der Gedanke an eine zweite Pariser Bluthochzeit zuckte plötzlich durch alle Köpfe; man hielt Anjou für den Anstifter der That, alle Franzosen für Mitwisser und Verschworene. Eilig wurden die Thore Antwerpens geschlossen, die Straßen durch Ketten gesperrt; die Bürger erschienen in Waffen, und bezogen die Posten. Anjou, dessen Geburtstag gerade war, erfuhr mit Entsetzen das Gerücht, das ihn als Anstifter des Mordes anklagte und erwartete zitternd den Ausbruch der Volkswuth. Zu seinem Glücke fand indessen Oraniens Sohn, der junge Graf Moritz von Nassau, in den Kleidern des todten Mörders mehre Briefe, jene Schreibtafel mit den Gebeten, und einen jesuitischen Katechismus. Nun war es klar, daß der Antrieb des Mordes von Spanien ausgegangen; rasch ließ Graf Moritz dies und die Erklärung, daß die Franzosen keinen Theil an dem Frevel hätten, durch St. Aldegonde dem Volke bekannt machen; Jaureguis Leiche wurde auf dem Markte öffentlich ausgestellt und bald als die eines Dieners Anastros erkannt. Venero und der Dominikanermönch wurden eingezogen und bekannten auf der Folter ihre Mitwissenschaft; aufgefangene Briefe Anastros an Venero, verscheuchten endlich jeden Zweifel. Jaureguis Leiche wurde geviertheilt; gleiches Urtheil erging über Venero und den Mönch; doch erdrosselte man sie früher, auf die ausdrückliche Bitte Oraniens; sie einen sanfteren Tod sterben zu lassen. Anastro hatte indessen, auf das erste Gerücht hin nichts anderes gedacht, als daß Oranien todt sei, und Alexander Farnese, welcher dasselbe glaubte, schrieb am 25. März

an verschiedene Städte Brabants, Flanderns und Hollands, so wie an Privatpersonen: „Gott habe ihnen durch Oraniens Tod die Augen geöffnet, um alle Ränke und den ganzen Ehrgeiz desselben nun endlich klar zu durchschauen. Jetzt sei ein günstiger Augenblick für sie da, um sich mit dem König auszusöhnen, der es aufrichtig gut mit ihnen meine und ihnen seine volle Gnade schenken werde." Mit Abscheu wies man diesen Vorschlag von der Hand. Die Staaten von Holland verordneten einen allgemeinen Bettag, um Oraniens Erhaltung vom Himmel zu erflehen; zugleich aber ermahnten sie die Städte, jetzt um so sorglicher auf der Hut zu sein. Die Edlen und der dritte Stand wurden zu einer außerordentlichen Versammlung einberufen, um für den schlimmsten Fall des Landes Heil zu bewahren. — Der elende Anastro begab sich nach Spanien, wo es ihm jedoch schlecht genug ging.

Nur langsam wurde Oranien wieder hergestellt; erst am 2. Mai war er so weit genesen, daß er seinen ersten Kirchgang halten konnte. Drei Tage darnach starb seine geliebte Gattin Charlotte von Bourbon. Der Schrecken über die Todesgefahr ihres Gemahls, die lange Besorgniß an seinem Krankenlager, der erneuerte Schrecken, als später die fast geheilte Ader wieder sprang und Oranien sich beinahe verblutete, unabläßiges Wachen und Pflegen hatten ihr ein hitziges Fieber zugezogen, welches sie schnell hinwegraffte.

Kurz nach dem Attentat auf Oranien und so lange für dessen Erhaltung noch wenig Hoffnung da war, hatte Anjou die Deputirten von Holland, und wohl auch die von Seeland und Utrecht dringend aufgefordert, ihm jetzt ohne weiteres zu huldigen. Aber trefflich wußten die Deputirten jenem Ansinnen auszuweichen. Als Oranien wieder hergestellt war, veränderte Anjou plötzlich sein Benehmen. Er hatte sich von der innigen

Theilnahme des Volkes in Holland für Oranien, und dadurch auch von dem unerschütterlichen Ansehen desselben hinlänglich überzeugt und fand es daher für sein eigenes Interesse gerathen, die Ansprüche Oraniens durch ein völlig genügendes Reversal anzuerkennen, worin er die Staaten von Holland, Seeland und Utrecht, wenn sie ihm (Anjou) huldigen würden, zu weiter nichts verpflichtete, als zur Eintracht in Betreff der Landesvertheidigung, zur Theilnahme an den gemeinsamen Kriegskosten, zur Uebereinstimmung im Münzfuß und zur gegenseitigen Beschützung der Rechte, Freiheiten und Küren. Zu noch größerer Beruhigung schrieb Anjou ferner den Staaten von Holland unterm 6. Mai, er wolle sich keineswegs die Regierung der Landschaften aneignen, die bisher unmittelbar unter Oraniens Oberhoheit gestanden. Nun leisteten ihm denn auch Holland und Seeland den Huldigungseid. Utrecht weigerte sich jedoch immer noch, aus dem bereits früher angegebenen Grunde. Oranien hatte die Streitsache zwischen der Geistlichkeit und dem dritten Stande an den auf der rechten Maasseite versammelten Landrath gewiesen, welcher folgende Entscheidung gab: „Die fünf Kapitel sollten sich fortan mit Regierungssachen nicht befassen, dagegen sollten sechs bis acht reformirte oder dem Protestantismus doch nicht abgeneigte Kanoniker, deren Wahl der Ritterschaft und den Städten zustünde, unter dem Namen der „Erwählten," und für Laien geltend, das erste Mitglied der Staaten repräsentiren." Oranien bestätigte diesen Beschluß, durch welchen der Zwist beigelegt wurde.

Anjou suchte sich nun der Regierung mit Berücksichtigung der Landesbedürfnisse thätig anzunehmen und erbat sich zu diesem Zwecke von Oranien und mehren Mitgliedern des Staatsrathes eine genaue Darlegung des Zustandes der Lande. Er

erhielt einen gewissenhaften Bericht, welcher zugleich nöthige Verbesserungen inbegriff, und legte denselben den Generalstaaten zur Berathung vor. Sie beschlossen (unter Anderem) die vier und zwanzig Tonnen Goldes, welche sie zu Bordeaux verwilligt hatten, auf dreißig (jährlich) zu erhöhen und außerdem noch für die Dauer eines halben Jahres monatlich 50,000 Gulden herbeizuschaffen. Die Kriegsgefahr, welche durch Farnese's Kühnheit und Glück immer dringender wurde, nöthigte dazu. In Bezug auf die Rechtspflege wurde ein Vorschlag in Anregung gebracht, welcher den Staaten von Holland gänzlich mißfiel und sie veranlaßte, ein bereits früher berathenes und bis jetzt zurückgelegtes Projekt wieder aufzugreifen, nämlich die Errichtung des Gerichtshofes oder schlechtweg „Hofes" von Holland, welcher denn am 21. Mai 1582 ins Leben gerufen wurde und vor welchen alle solche Sachen kamen, die vor dem sogenannten „großen Rathe" zu Mecheln und vor dem „geheimen Rath" zu Brüssel unerledigt geblieben waren. In Beziehung auf die Religionsfreiheit geschahen weniger Fortschritte, als die sehr in Nachtheil gestellten Katholiken*) von der Herrschaft eines Glaubensgenossen erwartet hatten. Nur in Antwerpen erlangten sie (am 15. März 1582) von Anjou das verlorene Recht der freien Ausübung ihres Gottesdienstes wieder.

So schien denn nun der Zustand der von Spanien abge-

*) Am 20. Dezbr. 1581 war in Holland ein, im Namen Oraniens, als der höchsten Obrigkeit erlassenes, Plakat erschienen gegen die öffentliche Ausübung des katholischen Gottesdienstes daselbst, das Tragen geistlicher Gewänder u.s.w.; auch in Brüssel und Antwerpen erschienen ähnliche Plakate, durch die Besorgniß veranlaßt, daß die spanische Parthei unter dem Vorwand und durch Vermittlung des Katholizismus das Uebergewicht erlangen möchte.

fallenen Provinzen endlich gefestet zu sein; doch noch allzuviele innerliche Gegensätze regten sich unter der glatten Oberfläche; die Nationalitäten der nördlichen und der südlichen Provinzen waren durch die Einigung unter einem neuen Oberhaupte noch immer nicht verschmolzen; der religiöse Fanatismus beider Partheien war noch nicht beschwichtigt. Ueberdies war, seit dem Mordanfall auf Oranien und dem dadurch entstandenen Gerücht in Antwerpen, der Keim des Mißtrauens gegen die Franzosen einmal vorhanden und er ließ sich nicht mehr ganz ausrotten. Anjou selbst mußte sich durch alle jene Bedingungen, die er so leichthin eingegangen hatte, bald sehr gedrückt fühlen und suchte eine passende Gelegenheit, um sich jener Fesseln zu entledigen, um das wirklich zu werden, was er zu werden gehofft hatte, — nämlich ein Herrscher. Uebrigens war der damalige Zustand, — abgesehen davon, daß er in sich selbst keine Bürgschaft der Existenz trug, — auch noch von außen durch Farneses Waffenglück gefährlich bedroht. Doch bevor wir den Verlauf der Kriegsereignisse im Jahre 1582 verfolgen, müssen wir Farneses Stellung und geheime Bestrebungen ins Auge fassen.

Schon kurze Zeit, nachdem die Aechtung Oraniens veröffentlicht worden war, hatte Alexander Farnese plötzlich eine Nebenbuhlerin in den Niederlanden auftreten sehen; es war seine eigene Mutter, Margaretha von Parma. Philipp II. hatte nämlich den Wallonen versprochen, ihnen einen Fürsten oder eine Fürstin aus seiner nächsten Verwandtschaft zum Statthalter zu geben, und indem er dies Versprechen jetzt erfüllte (Margaretha von Parma war ja Philipps Schwester), hatte er zugleich einen trefflichen Vorwand, sein Mißtrauen gegen ihren Sohn Alexander zu verdecken. Mag vielleicht auch des

einflußreichen Granvella Rath*) auf Philipps Entschluß mit eingewirkt haben, — das Hauptmotiv blieb gewiß die Besorgniß, ob Farnese sich durch das Vertrauen der Wallonen, durch die Zuversicht auf die glücklichen Erfolge nicht verleiten lassen könne, die Rolle eines Vermittlers in die des Herrschers zu verwandeln? Philipp fühlte gar wohl, welchen wichtigen Antheil an der Unterwerfung der Wallonen Farneses Persönlichkeit hatte. Margaretha von Parma kam denn, auf Befehl des Königs, im Jahre 1580 aus Italien wieder nach den Niederlanden, und traf im August zu Namur ein. Sie sollte die Regierung übernehmen, was ihren Erinnerungen, ihrem Ehrgeitze entsprach. Sie hoffte, wie Philipp, man würde in den Niederlanden ihre Wiederkunft ebenso freudig begrüßen, als man ihr Scheiden schmerzlich empfunden hatte; das alte Vertrauen der Nation zu Margarethen würde die Herzen der Nation für Spanien wiedergewinnen. Sowohl Philipp als Margarethe täuschten sich jedoch; die Zwischenzeit hatte jenen Nimbus verwischt, welcher ihr Bild zur Zeit eines Alba umgab. Alexander Farnese sollte übrigens die oberste Leitung des Krieges behalten; auf diese Weise dachte man auch ihn zufrieden zu stellen. Aber auch hierin täuschte man sich. Je uneigennütziger Alexander Farnese für das Interesse des Königs wirkte, um so tiefer mußte ihn dessen Mißtrauen kränken. Ueberdieß bedachte er auch seinen Ruhm. Ohnehin sehr beengt durch die Entfernung seiner Kerntruppen, hatte er, wenn er nun auch einen wesentlichen Theil der Gewalt in andre Hände legen mußte, fast gar keine Aussicht, das Werk, welches er klug und energisch begonnen hatte, glücklich und ehrenvoll zu beendigen,

---

*) Vergleiche Ranke über Philipps II. zweites Ministerium („Fürsten und Völker von Süd-Europa“, 1. Band, 2. Auflage.)

und lieber wollte er noch bei Zeiten sich gänzlich zurückziehen, als einen solchen Ausgang abwarten. Somit konnte denn das Zusammentreffen von Mutter und Sohn nicht anders als kalt und förmlich sein; Alexander vermochte es nicht, seine Stimmung vor der Mutter zu verbergen, und Margarethe, welche dies lebhaft fühlte, wünschte wenigstens einen offenen Zwist zu vermeiden. Sie schrieb deßhalb im September an den König: „sie hätte die Angelegenheiten in den Niederlanden viel bedenklicher gefunden, als man ihr in Italien dieselben geschildert habe. Nur die Waffen könnten hier das Beste ausrichten, und sie hielte ihren Sohn unter solchen Umständen für viel tauglicher, die Statthalterschaft zu führen, als sich selbst. Aus diesem Grunde bitte sie denn den König, ihr die übertragene Würde abzunehmen und dieselbe ihrem Sohne ferner zu lassen.“ In einem ähnlichen Sinne schrieb der Letztere an Granvella; aber vielleicht bestärkte dies den König nur noch mehr in seinem Mißtrauen und bewog ihn, auf seinem Entschlusse zu beharren. Alexander Farnese aber hielt es im Interesse Philipps für's Beste, sich darum nicht zu kümmern; er entzog seiner Mutter alle Macht in Regierungsangelegenheiten. Ein kühner Schritt, dem er dadurch Nachdruck zu geben wußte, daß er beim König um seine Entlassung von der obersten Gewalt im Kriege nachsuchte. Philipp konnte dies unmöglich zugeben und bestätigte endlich am 29. Dezember 1581 Alexander Farnese in seiner ganzen Würde; doch sollte dessen Mutter gleichfalls in den Niederlanden bleiben. Sie weilte dort bis zum September 1583, aber ohne Macht und Ansehen, ja sogar, wie es scheint, in Mangel.

Farnese sah übrigens ein, daß er, um den üblen Eindruck seines eigenmächtigen Schrittes bei dem König zu verwischen, oder vielmehr um jenen zu rechtfertigen, glänzende Er-

folge für Spanien erringen mußte, was ihm so lange sehr erschwert blieb, als ihm seine alten Kerntruppen nicht wieder zur Verfügung standen. Sie jedoch unter irgend einem nichtigen Vorwand herbeizurufen, würde, als Treubruch von seiner Seite, das Vertrauen, welches ihm die Wallonen schenkten, vernichtet haben; Don Juans Beispiel diente ihm zur Warnung. Seine Politik arbeitete nun dahin, daß die Wallonen selbst sich von der Nothwendigkeit der Zurückberufung jener ihnen einst so verhaßten Truppen überzeugten, ja, daß sie dahingebracht würden, dieselbe zu erbitten. Trefflich benützte er zur Verwirklichung dieses Wunsches die Lage der Provinzen Artois und Hennegau, welche, in Folge der Einführung Anjous, jetzt sowohl durch die französischen Truppen, als auch durch die der Staaten doppelt bedrängt und ausgesetzt waren. Es fiel Farnese'n nicht schwer, durch seine zahlreichen Anhänger auf die besorgten Provinzen dahin zu wirken, daß sie endlich eben nur in der Zurückberufung der fremden Truppen Schutz und Rettung sahen. Und wirklich gelang es seinem Anhang, bei den Wallonen, trotz des Widerspruchs einiger Edelleute, den Vorschlag durchzusetzen, daß man einen Gesandten nach Spanien abgehen lassen solle, um sich von dem König die Zurückberufung der abgezogenen Truppen zu erbitten.

Inzwischen hatte Farnese schon im April 1582 die Stadt Lens in Artois, welche die französischen Truppen durch einen Ueberfall bewältigt hatten, wiedergewonnen, und die Stadt Oudenaarde belagert. Zwar eroberten die Truppen der Staaten Aalst; dagegen nahmen die Königlichen die Schlösser Gavre und Kastelet. Oudenaarde ergab sich nach einem ruhmvollen Widerstande am 5. Juni an Farnese, und Hautepenne bemächtigte sich im August der Stadt Lier in Brabant, durch Verrath des schottischen Obersten David Simple.

Die Truppen der Staaten hatten sich in einem Lager bei Gent so trefflich verschanzt, daß Farnese es nicht für gerathen fand, sie dort anzugreifen; deßhalb zog er rasch nach Seeflandern, um eine neue Verstärkung von 1500 Mann deutscher Reiterei, die über Calais bei Dünkirchen angekommen war, und sich mit einer französischen Heeresabtheilung vereinigen wollte, abzuschneiden. Er kam jedoch zu spät, um die Vereinigung zu hindern, und griff am 2. August beide Truppen bei St. Wynoksbergen an. Der Kampf war von beiden Seiten gleich heftig, blieb jedoch unentschieden.

Mittlerweile hatte sich der Gesandte der wallonischen Landschaften, der Abt von St. Waast, des Auftrags am spanischen Hofe glücklich entledigt. Der König hatte ihn huldvoll aufgenommen, die Bitte der Wallonen, wie sich voraussehen ließ, gern bewilligt und Farnese'n zugleich eine Summe von 700,000 Dukaten zur Bestreitung der Kriegskosten überschickt. Bald nach dem Gefecht bei St. Wynoksbergen trafen die spanischen und italienischen Truppen bei dem Heere Farneses ein, und rasch beschloß nun dieser das bedeutend geschwächte französische Heer, welches zu St. Lievenshout (zwei Meilen von Gent) lag, zu überfallen. Die Franzosen waren jedoch gewarnt worden und, um den ungleichen Kampf gegen die Uebermacht zu vermeiden, zogen sie sich bis dicht vor Gent zurück, wo sie durch die Geschütze auf den Wällen gedeckt waren. Dies gelang ihnen glücklich, trotz der wohlgeordneten Gegenanstalten Farneses; aber kühn griff sie dieser in der günstigen Stellung an, welche sie eingenommen hatten. Es war am 29. August, als der Kampf vor den Mauern Gents losbrach. Oranien und Anjou, welche sich eben in Gent befanden, sahen auf den Wällen der Schlacht zu, welche bis zum Abend währte. Da zog Farnese ab, nicht ohne großen

Verlust, wiewohl auch seine Gegner keinen geringen erlitten hatten. Hierauf begaben sich Anjou und Oranien mit dem Heere nach Termonde und von dort (zu Anfang Septembers) nach Antwerpen. Farnese musterte seine Heeresmacht am 14. desselben Monats; sie belief sich über 60,000 Mann und kostete den König monatlich 642,356 Gulden. Gleichwohl konnte Farnese kaum die Hälfte jener Krieger ins Feld stellen, da ein großer Theil derselben die Besatzungen bildete; die Zahl der Uebrigen wurde durch Seuchen sehr verringert. Die vereinigten Truppen der Staaten und Anjous hatten sich zwar in der letzteren Zeit durch bedeutenden Zuwachs vermehrt, wurden jedoch ebenso durch ansteckende Krankheiten heimgesucht. Beide Streitkräfte endlich litten Mangel an Subsistenzmitteln. Indessen war der Nachtheil doch hauptsächlich auf Farneses Seite. Obwohl er sich gegen Ende des Feldzuges von 1582 einiger fester Plätze bemächtigt hatte, so befand er sich doch in großer Verlegenheit, da ihm Anjou den Weg nach der Landschaft Waas abgeschnitten hatte. Herzogenbusch war von Feinden umschlossen und schon nahe daran, sich Anjou zu ergeben; das Durchstechen einiger Dämme bedrohte ihn und sein Heer mit der äußersten Gefahr; und schon hatte er einen Vertrauten nach Spanien geschickt, um sich vom König Hülfe zu erbitten. Bang sah er der Zukunft entgegen, als er seine Truppen die Winterquartiere beziehen ließ. Gleiches that auch Anjou.

Wie in den südlichen Provinzen, so schwankte das Waffenglück während des Feldzuges von 1582 auch in den nördlichen zwischen den Staaten und der königlichen Parthei. Zwar kam es den Truppen der Staaten sehr zu Gunsten, daß ihnen im April ein Zufall den gefürchteten Partheigänger Martin Schenk in die Hände lieferte; zwei Jahre lange blieb er ge-

fangen; um so mehr machte ihnen jedoch der nach Rennenbergs Tode zum Statthalter von Gröningen ernannte Spanier Verdugo zu schaffen, ein tüchtiger Kriegsmann voll Umsicht und Kühnheit, welcher sich in der Ausführung seiner Pläne nicht so leicht beirren ließ. Im Juni war er vor Lochem in der Grafschaft Zütphen gerückt und hielt diese Stadt eng umschlossen. Vergeblich suchten ihn einige westfriesische Truppen durch verschiedene Diversionen von Lochem fortzulocken, und verwüsteten zu diesem Ende wohl zwanzig Kirchspiele in Twente und Drenthe. Verdugo blieb unbeweglich vor Lochem und umschloß es nur noch genauer, nachdem Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, (Oraniens Neffe, ein Sohn des Grafen Johann) Mundvorrath in die belagerte Stadt zu bringen gewußt hatte. Erst im September gelang es dem Grafen von Hohenlohe, nachdem er schon früher einen fruchtlosen Versuch dazu gemacht hatte, Lochem zu entsetzen. Dagegen war Steenwyk in der Nacht vom 16. auf den 17. September durch Verrätherei eines katholischen Bauers, welcher dem königlichen Obersten Tassis eine Fuhrt durch den Graben vor dem Osterthor gezeigt hatte, in die Gewalt der Feinde gerathen. Die Einnahme von ein paar Schlössern und der Stadt Hasselt, (im Oktober) wo der reformirte Gottesdienst eingeführt wurde, war den Truppen der Staaten ein geringer Ersatz für Steenwyks Verlust.

So war das Jahr 1582 abgelaufen. Das neue Jahr sollte dem Schicksal der vereinigten Provinzen eine gefahrdrohende Wendung geben, zu welcher der erste Anstoß von dem Herzog von Anjou ausging. Dieser Prinz befand sich, seit dem Attentat Jaureguis gegen Oranien, in einer sehr unruhigen Stimmung. Er hatte bei jener unseligen Gelegenheit das Ansehen

Oraniens im Volke im ganzen Umfang kennen gelernt, und mußte sich gestehen, daß er selbst, dem das Volk doch als seinem Beherrscher gehuldigt hatte, stets bloß der Zweite nach Oranien blieb, dem er noch dazu die volle Hoheit in Holland, Seeland und Utrecht lassen mußte, —ein unerträglicher Gedanke für einen Mann von so viel Eitelkeit wie er! Fort und fort nagte die Erinnerung in ihm, daß man ihn — wenn auch nur kurze Zeit — für den Anstifter des Meuchelmordes hatte halten, daß man, um Oraniens willen, ihm und allen Franzosen hatte den Tod drohen können! Er mußte sich (so trieb ihn eine mächtige Stimme in der Brust) losreißen von den Fesseln jenes Vertrages, in welche er sich ja doch freiwillig geschmiegt hatte; unwürdig dünkte ihm sein ganzes Dasein, so lang er bloß den Titel des Herrschers zur Schau trage und nicht einen einzigen Ort habe, in welchem er, ohne lästige Vormünder und Aufpasser, sich erlauben konnte, das Wort auszusprechen und zu bethätigen: „Mein Wille ist das Gesetz.“ Seine Seele war fortwährend in peinlicher Aufregung, und er mußte sich dabei stets in Acht nehmen, dies nicht zu verrathen; er war krank, zerrissen, und mußte gesund scheinen. Die Ankunft vieler stolzer und thatkräftiger Edelleute, welche unter seinen Fahnen kämpfen wollten, trug dazu bei, seinen Gram, seinen Mißmuth zu vermehren. Sahen sie nicht täglich, welche klägliche Rolle er als Herrscher ohne Macht spielte? Sie waren gewohnt, ihn als Bruder ihres Königs zu ehren, sie hofften, ihn in der Fülle der Macht zu finden, und von der letzteren für sich selbst Vortheile zu ziehen; und sie entdeckten auf den ersten Blick, daß der dritte Stand hier gleichberechtigt mit dem Adel war, daß Ketzer den Königssohn, den Katholiken beschränkten, daß der Name eines geborenen Franzosen bei den Niederländern nur Mißtrauen er-

weckte! Ihr Stolz, dadurch gekränkt, wurde ein neuer gefährlicher Stachel für Anjous gereiztes Gemüth. Er erkannte in ihnen Freunde, denen er sein Inneres aufschließen, denen er seinen Kummer mittheilen konnte; sie hinwieder gestalteten seine geheime Wünsche zu bestimmten Plänen. So wie er diesen nachhing, mußte die Hoffnung ihn aufrichten und seine Seelenkrankheit, wenn nicht heilen, doch für den Augenblick wenigstens aufhalten. Wenn ihn nun einerseits die Hoffnung anregte, so drängte ihn anderseits die Besorgniß rascher zum Entschluß. Seine mißliche Stellung zu dem König von Frankreich, seinem Bruder, trug wesentlich dazu bei. König Heinrich III. hatte ihn stets mit argwöhnischen Blicken beobachtet und ihn nach Annahme der Herrschaft über die Niederlande fast gar nicht unterstützt; aus welchem Grunde sollte er sich wohl auch für diese interessiren, da sich die Staaten sowohl die Wahl des Erbfolgers als auch ausdrücklich das bedungen hatten, daß die Niederlande nie mit Frankreich vereinigt werden sollten? Ueberdieß konnte der Gedanke, seinem Bruder für Ketzer beizustehen, dem katholischen Heinrich III. wohl die Lust verleiden. Wohl aber blickte vielleicht ein andrer thatkräftiger protestantischer Fürst, Heinrich von Navarra, bereits auf die Niederlande hin. Weßhalb hätte dieser sonst den berühmten Protestanten Philipp du Plessis-Mornai zu Oranien geschickt? Weßhalb verhandelte der Letztere so geheim mit du Plessis, daß Anjou bei ihren Unterredungen nicht zugegen sein durfte? Wie sollte Anjou, ohne alle Hülfe von seinem königlichen Bruder, dem wachsamen und unermüdlich thätigen Farnese, dem offenen Feinde, — so wie den geheimen Machinationen Oraniens, an welchen er nicht zweifelte, die Spitze bieten? Je länger er in alle diese Verwickelungen hineinstarrte, um so fester wurde ihm die Ueberzeugung, daß es eines Gewalt-

streiches bedurfte, um sie zu lösen und dem gewissen Untergang zuvorzukommen.

So entschloß er sich denn, den unseligen Weg Don Juans zu betreten, in der Hoffnung, das Glück werde ihm günstiger sein. Er ahnte nicht, daß er, indem er seinen Eid brach, nicht bloß sein eigenes Verderben beschleunigen, sondern auch die Niederlande in gränzenlose Verwirrung bringen würde. Er rechnete auf die Gewalt, ohne doch die Ungewißheit des Erfolges mit in Anschlag zu bringen.

Sein Plan war folgender: Zu gleicher Zeit sollten verschiedene wichtige Plätze, deren Besatzungen entweder ausschließlich oder doch theilweise aus Franzosen bestanden, Dünkirchen, Ostende, Nieuwpoort; Dixmuiden, Termonde, Vilvoorden, Aalst, Meenen, Wynoksbergen, Brügge und Antwerpen in seine Gewalt gebracht werden. Hatte er so auf verschiedenen Punkten festen Fuß gefaßt, so hoffte er den Niederlanden ganz andere Bedingungen vorschreiben zu können, als jene, welche er ihnen beschworen hatte. Die französischen Befehlshaber der Besatzungen jener festen Plätze hatten ihre bestimmten Befehle; alle Anordnungen waren getroffen, am 17. Januar 1583 sollte überall der entscheidende Schlag fallen; die Ueberwältigung Antwerpens behielt Anjou sich selbst vor.

Aber ungleich fiel in den verschiedeneu Orten der Erfolg dieses Attentates gegen die Freiheit und gegen die Heiligkeit des Vertrages aus. In Dünkirchen gelang es der französischen Besatzung, bei Gelegenheit eines Streites über Prisen, die niederländischen Truppen aus der Stadt zu vertreiben. Ebenso bemeisterten sich die Franzosen Dixmuidens und Termondes; in Aalst, Vilvoorden, Meenen und Wynoksbergen waren sie ohnehin die stärksten. Dagegen mißglückte der Anschlag in Ostende, Nieuwpoort und Brügge. In diese

letztere Stadt waren bereits französische Truppen aus Meenen und Dixmuiden eingedrungen; aber der beherzte Hochbaljuw Jakob de Gryze rief die Bürger zu den Waffen, bemeisterte sich des Prevots la Valette, des Obersten l'Espier so wie mehrer anderer Hauptleute und brachte sie in sicheren Gewahrsam. Hierauf wurden die Franzosen gezwungen, Brügge zu verlassen. Der Hofmeister Anjous, la Fougère, welcher als Gefangener nach Brügge gebracht worden war, verrieth unter der peinlichen Frage das ganze Projekt seines Herrn, nämlich: „sich der wichtigsten Plätze, so wie Oraniens und der Deputirten der Generalstaaten zu bemächtigen, sich die Auslieferung der Holland, Seeland und Utrecht betreffenden Reversale zu erzwingen, eine unumschränkte Herrschaft aufzurichten und den römisch-katholischen Gottesdienst wieder herzustellen;" doch suchte la Fougère seinen Herrn dadurch zu entschuldigen, „daß derselbe, der bis jetzt zu wenig Ansehen und Macht gehabt, um des Landes Regierung aufs beste zu handhaben, vorhabe, alsobald die Generalstaaten zusammen zu berufen, um den Vertrag von Bordeaux zu verbessern; hierauf beabsichtigte er eine allgemeine Amnestie zu erlassen, und, unterstützt durch seinen königlichen Bruder, den Spaniern die Spitze zu bieten.

Anjou selbst hatte kurz vorher der Versammlung der Generalstaaten zu Antwerpen durch St. Aldegonde Klagen über die Beschränkung seines Ansehens und seiner Macht vortragen lassen, wodurch er sich überall gehindert sehe, für das gemeine Beste der Niederlande so thätig zu sein, als er es wünsche; doch die Generalstaaten bezeugten keine Lust, jene Beschränkungen aufzuheben. So bereitete denn Anjou die Ausführung seines Planes vor. Französische Truppen hatten sich in der Nacht vom

8. auf den 9. Januar (1583) der Stadt Eindhoven bemächtigt. — Angeblich, um diesen Vortheil seiner Waffen zu verfolgen, ließ nun Anjou gegen den 14. Januar einen großen Theil seines Heeres in die Nähe von Antwerpen rücken; in dieser Stadt selbst befanden sich bereits viele vornehme Franzosen, welche zum Theil zu seinem Hofstaat gehörten. Schon am anderen Tage verbreitete sich unter der Bürgerschaft das Gerücht: die französischen Soldaten wollten sich, um sich so für den Empfang ihrer rückständigen Löhnung zu versichern, der Stadt bemeistern und zu diesem Ende in der nächsten Nacht das Kronenburger Thor besetzen (was auch wirklich Anjous Absicht war). Schnell begab sich nun der Bürgermeister zu Anjou, theilte ihm das Gerücht mit, und bat ihn, die Straßen früher als gewöhnlich durch Ketten sperren zu dürfen. Anjou erlaubte dies. Am anderen Tage aber verbreitete sich das Gerücht, die Franzosen wollten sich noch vor dem Abend eines Thores bemächtigen. Nochmals beruhigte Anjou den Magistrat; aber aus Vorsicht ließ man die Ketten in den Straßen fortwährend gespannt und wachte die ganze Nacht. Am folgenden Tage (dem 17. Januar) gab Anjou vor, er wolle zur Heerschau hinausreiten und ließ Oranien ersuchen, ihn zu begleiten. Vorsichtig lehnte dieser es ab und warnte zugleich den Herzog, „er möge nicht hinausreiten; denn leicht könne er den Argwohn erwecken, als wolle er mit dem ganzen Heere in die Stadt wiekehren.“ Doch Anjou vermochte, von heißer Ungeduld getrieben, die Ausführung seines Planes nicht länger aufzuschieben und ritt, gleich nach aufgehobener Tafel, in zahlreicher Gesellschaft französischer und niederländischer Edelleute, und seiner Leibwache, links und rechts mit fürstlich freundlicher Herablassung grüßend und winkend, durch die Straßen, aus denen nun die Ketten weggenommen worden waren, gegen das Kipdorfer Thor

zu, welches ihm geöffnet wurde. Seine Leibwache machte sowohl vor der Brücke, als auf derselben Spalier; vor dem Thore erwarteten ihn einige Rotten Reiterei, um ihn zu begrüßen. Plötzlich ruft der Graf von Rochepot auf der zweiten Fallbrücke: „Jambe rompue." Man glaubt, daß ihn ein Pferd beschädigt habe und will ihm zu Hülfe eilen. Da ertönt jener Ruf (er war verabredet gewesen) plötzlich hundertfach; ein Flintenschuß kracht, dem Heere draußen zum Signal. Das Gefolge Anjous kehrt auf der Brücke um, die Reiterbanden sprengen herbei, die schwache Bürgerwache wird überwältigt, und die zahlreiche Begleitung Anjous drängt sich, durch die Reiter von außen verstärkt, in die Stadt, während auch sechshundert Reiter und dreihundert zu Fuß vom Heere mit wallenden Fahnen heranrückten. „Marchez, mes enfants, marchez et ne pillez pas!" ruft ihnen Anjou zu. Schon sind die Franzosen in der Stadt und plötzlich erschallt in den Straßen der grausenhafte Ruf: „Vive la messe! Tue! Tue!" Ein Haus am Thore wird in Brand gesteckt, das Thor ist von Franzosen besetzt, und jetzt erst, da Anjou sein Spiel gewonnen zu haben glaubt, erklärt er vielen Herrn in seinem Gefolge, die keine Ahnung von dem Attentat hatten: Antwerpen muß mein sein; denn werden will ich endlich das, was ich bisher nur schien, der Herr dieser Lande." Bis jetzt waren die Bürger bestürzt; sie wußten nicht, was den Tumult veranlaßt habe. Aber die Losung: „Vive la messe! Tue, tue!" hat ihnen blitzesschnell Gewißheit gegeben; sie denken an die Bartholomäusnacht und an die „spanische Furie." Da beseelt plötzlich Alle, Protestanten wie Katholiken, ein Geist; eine Losung nur gibts für Alle: Haus und Hof, Weib und Kind, Freiheit und Ehre zu retten! In dumpfen Schlägen rufen die Sturmglocken, in hellen Wirbeln die Trommeln Jeden an seinen Posten. Rasch werden die Thore ge-

schlossen, die Straßen wieder durch Ketten gesperrt, und wo sich Franzosen zeigen, schießt man aus den Häusern auf sie; wer keine Kugel hat, ladet Knöpfe oder Geld; wer keine Büchse hat, schleudert Steine und Hausgeräth auf sie herab. Inzwischen ordnen sich die bewaffneten Bürger in Reih und Glied, rücken dem Feinde schlachtfertig entgegen und besetzen die Schützenhöfe, während sich Frauen vor die Kanonen spannen und sie dorthin ziehen, wo man sie braucht. Schon dürfen die Franzosen, in der Stadt gefangen, — überall den Tod vor, ja über sich, — nicht mehr an Angriff, nur noch an Rettung müssen sie denken. Aber je mehr sie eilen und drängen, nur um so gewisser ist, bei ihrer Verwirrung, bei dem Grimm der Bürger, ihr Verderben. Am Thore, durch welches sie entrinnen wollen, liegen Leichen auf Leichen zum hohen Wall geschichtet; so versperren ihnen Todte den Ausweg. Sie springen von den Wällen und schwimmen, von den Kugeln der Bürger verfolgt, durch das Wasser. So gehn wohl 2000 zu Grunde, 1500 sind in der Stadt gefangen. Anjou befand sich indessen draußen vor der Stadt und wußte nichts von der Entscheidung in derselben; einige Zeit lang hielt er sogar seine eigenen Leute, welche von den Wällen sprangen, für Bürger. Als er die Wahrheit endlich entdeckte, sprengte er verzweifelnd zu seinem Heere hin. So errang an jenem verhängnißvollen 17. Januar 1583 Bürgereintracht den Sieg, und Anjous Frevel gegen die Nation wurde vereitelt. Man bezeichnete sein Attentat gegen Antwerpen fortan mit dem Namen der „französischen Furie," *) als Gegenstück zur spanischen von 1576.

Wie schlecht Anjous Absicht, ebenso war, nachdem der Erfolg sie vereitelt hatte, sein Benehmen. Noch an demselben Tage schrieb er von Berchem aus an Oranien, an die General-

*) Im 4. deel. III. aflevering des belgisch Museum ist eine gleich-

staaten, und an den Magistrat von Antwerpen, um sich zu entschuldigen; als Hauptgrund gab er die Geringschätzung an, mit welcher man ihn in der letzteren Zeit behandelt habe; zugleich bat er um die Auslieferung seiner Papiere und Effekten. Man sandte ihm dieselben, so wie das Gepäck seiner Offiziere; Oranien und der Rath von Antwerpen antworteten ihm damals gar nicht. Er befand sich in einer traurigen Lage. Seinem Heere und ihm selbst, nebst seinem Hofstaat, mangelte es an Lebensmitteln und vergeblich schrieb er überall hin, um gegen gute Bezahlung solche zu erhalten. Dem äußersten Mangel preisgegeben, sah er sich genöthigt, nach Duffel und von dort nach Rimenant zu ziehen, von wo er sich über die Dyle nach Termonde begeben wollte. Mit Lebensgefahr durchschritt er mit seinen Truppen die hochgeschwollenen Fluthen der Dyle, wobei er an 1000 Mann einbüßte, und erreichte Vilvoorden, wo die Deputirten der Generalstaaten zu ihm kamen und ihm einige Propositionen vorlegten. Er hingegen erneuerte die alten Klagen und wollte in dem Vertrag von Bordeaux einige Punkte geändert wissen; da jedoch diese Aenderungen geradezu im Widerspruch mit dem Geiste des Vertrages waren, so konnten die Deputirten darauf nicht eingehen.

Kaum hatte Farnese von dem Bruch Anjous mit den Staaten vernommen, als er sogleich mit der ganzen Thätig-

---

zeitige ziemlich lange Ballade über das Attentat gegen Antwerpen mitgetheilt, sie beginnt:

„Anno drie en tachtentich is dit gheschiet,
Januarius zeventhiene te Antwerpen in de sté;
Waer Godt heeft ons gheholpen uit verdriet,
Doen zy riepen: „tuez, tuez, ville gaignié.“

Die Losung: „ville gaignié, vive la messe!“ bildet den Refrain jeder Strofe und eine Ermahnung des „Prince“ macht den Schluß.

keit seines Geistes dies Ereigniß zu benützen suchte. Er sowohl als die Malkontenten schrieben augenblicklich an die zu Antwerpen versammelten Deputirten der Staaten, sowie an die Städte Antwerpen, Brüssel, Gent und mehre andere, und schilderten denselben das Attentat Anjous wie einen Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, um sie über ihr bisheriges Mißverständniß aufzuklären, in welchem sie verblendet von Denjenigen Beschützung der Freiheit erwartet hätten, die insgeheim nur das Verderben des Landes und Volkes bezweckten. Sie möchten deßhalb jetzt, (so hieß es in jenen Briefen weiter) sich des alten Mißtrauens und Vorurtheils endlich entäußern, und ebenso aufrichtig für das wahre Beste des Vaterlandes besorgt sein, als man von Seite Farnesens und Spaniens dies redlich beabsichtige; der König sei nichts weniger als kriegerisch gesinnt, sondern gern bereit, alles, was billig, anzuhören und zu genehmigen. Kurz, keine Kunst der Ueberredung wurde dabei gespart, um die Erbitterung der abgefallenen Provinzen gegen Anjou und die Franzosen zu nähren, so daß eine Versöhnung mit Spanien noch wünschenswerther erscheinen mußte als eine Ausgleichung mit Anjou. Aber auch mit diesem Letzteren trat der kluge Farnese in Unterhandlungen, und Anjou erklärte sich schon zur Rückkehr nach Frankreich geneigt, wenn man ihm Bouchain, Guesnoy, Bapaume und Landrecis lasse. Diese Bedingungen konnte Farnese nicht eingehen, er bot ihm dagegen an, im Fall Anjou die Niederlande verlassen würde, dessen Truppen alle Soldrückstände zu bezahlen. Uebrigens war es vielleicht auch nicht Anjous Ernst, nach Frankreich zurückzukehren; wahrscheinlich wollte er durch die Unterhandlung mit Farnese nur auf die Staaten wirken, um von diesen bessere Bedingungen für sich zu gewinnen. Farnese griff die Sache praktischer an er suchte die französischen Besatzungen

zu bestimmen, ihm die Plätze, welche sie inne hatten, auszuliefern. Anderseits hatte er zugleich beschlossen, seinem von Anfang an befolgten System, Friedensversuchen durch kriegerische Unternehmungen Nachdruck zu geben, auch jetzt treu zu bleiben.

Die Verhältnisse wurden noch mehr verwickelt, als sich auch Anjous Bruder, der König von Frankreich, als Vermittler in dieselben mischte. Er schickte im Februar 1583 den Herzog von Mirambeau an die Versammlung der Generalstaaten zu Antwerpen, suchte Anjous Attentat durch Uebereilung zu entschuldigen und ermahnte sie aufs Eindringlichste zu einer billigen Vereinigung mit demselben, unter Versicherung seines besonderen Schutzes gegen alle ihre Feinde, wenn ein solcher Vergleich, wie er hoffe, zu Stande käme. Auch Elisabeth von England gab sich viele Mühe, um dies Werk zu fördern. Sie ermahnte Anjou, alle Ursachen des gegen ihn obwaltenden Mißtrauens abzustellen und sich lieber auf die Treue des Volkes als auf seine eigene Macht zu verlassen; ebenso erinnerte sie andererseits die Staaten an alle Dienste, welche ihnen Anjou geleistet, und suchte die Staaten, so wie Oranien zur Aussöhnung mit demselben zu überreden. Oranien war dazu geneigt, und zwar aus demselben Beweggrunde wie Elisabeth. Wie diese besorgte er das Aeußerste von Farneses Ueberredungskunst, nämlich die Unterwerfung der abgefallenen Provinzen, die wachsende Macht Spaniens; er entschied sich für Anjou, — als für das kleinere Uebel von zweien! Aber indem er sich nun eifrig für einen Vergleich der Staaten mit Anjou verwandte, beförderte er, ohne es zu ahnen, nur eben jenen Zweck, welchen er vereiteln wollte. Die Erbitterung gegen die Franzosen war in den südlichen Niederlanden noch so heftig, daß sich Oranien durch seinen Eifer für Anjou dort verdächtig machte

daß sein eigenes Ansehen daselbst unaufhaltsam wankte und daß man sich an den Gedanken einer Aussöhnung mit Spanien zu gewöhnen anfing. Inzwischen drängte der König von Frankreich die Staaten durch einen neuen Gesandten, den Herrn von Bellièvre, zum Vergleich mit Anjou, und die augenblickliche Verlegenheit beider Partheien trug, bei aller üblen Stimmung gegen die Franzosen, dazu bei, daß man den Entwurf eines Vergleiches aufsetzte. Von Seiten der Staaten wirkte besonders der Umstand, daß sich noch viele französische Besatzungen in den Städten Flanderns befanden. Da aber jede einzelne Landschaft den Entwurf zur Begutachtung bekam, so zog sich die Verhandlung sehr in die Länge, während welcher Zeit Farnese alles aufbot, um den Uebertritt Flanders zu beschleunigen. Anjou, der sich indessen zu Dünkirchen aufgehalten hatte, wurde endlich des langen Harrens überdrüßig und schiffte sich am 28. Juni 1583 nach Calais ein, nachdem er in Dünkirchen eine französische Besatzung zurückgelassen hatte.

Mittlerweile war Farnese unausgesetzt kriegerisch thätig gewesen. Er hatte schon zu Anfang Februars Eindhoven durch den Grafen von Mansfeld und Hautepenne belagern lassen, welche es im April eroberten. Mansfeld nahm Tournhout, Viersele und Dieſt in Brabant ein. Farnese selbst zwang den französischen Marschall Biron am 17. Juni bei Steenbergen zur Schlacht, und zog dann nach Westflandern, wo er sich zuerst (am 6. Juli) Dünkirchens bemächtigte; die Genter vereitelten den Entsatz, indem sie Biron den Zug durch die Landschaft Waas verweigerten, aus Besorgniß, Oranien möchte ihn nach Gent selbst schicken. Acht Tage nach Dünkirchens Fall ergab sich Nieuwpoort den Spaniern. Veurne trat freiwillig zur königlichen Parthei über.

Ostende, worin sich eine starke Besatzung der Staaten befand, wurde nur kurze Zeit belagert; Farnese zog gegen Ende Juli's von dort ab, nach Dixmuiden und eroberte dies rasch. St. Wynoksbergen ergab sich ihm durch den Verrath des französischen Kommandanten; Ypern dagegen vertheidigte sich bis ins folgende Jahr. Im Oktober bemeisterten sich die königlichen Truppen des Sas von Gent, und schnitten dadurch dieser Stadt die Verbindung mit der See ab. Verrätherisch lieferte ihm der Baljuw von Waas die Städte Axel, Hulst und das Schloß Rupelmonde aus; Aalst übergab ihm die dortige englische Besatzung für Geld. Schon bedrohte Farnese Antwerpen. Indessen hatte der königliche Oberst Tassis im Norden mit nicht geringerem Glück gefochten. Schon im Januar 1583 war er in die Veluwe eingedrungen, hatte sich dort zweier fester Plätze bemächtigt, und war hierauf nach Friesland zurückgekehrt, wo er das platte Land bis fast dicht vor Leeuwaarden verwüstete. Im September überrumpelte er Zütphen und war nun im Stande, die Yssel zu beherrschen; Geldern und Over-Yssel wurden von den Spaniern gebrandschatzt.

Während so die Gefahr von außen immer mehr drängte, herrschten innen entkräftende Zerwürfniße mancher Art. In Friesland und Utrecht zeugte sich deutlich das Streben und Ringen des Volkes nach einem größeren Antheil an der Regierung, und eigenthümlich war dabei die Stellung Oraniens, in dessen ganzem Wirken sich eine lebhafte Sympathie für das Volk, im Gegensatz zur Aristokratie nachweisen läßt.

Oranien war nach Rennenbergs Abfall, im Juni 1580 durch den Erzherzog Matthias zum Statthalter von Friesland ernannt worden und hatte Bernhard von Merode als seinen Stellvertreter in dieser Würde eingesetzt, und

da Merode sie zu Ende des Jahres 1583 als allzu beschwerliche Last bei seinem vorgerückten Alter niederlegte, so ernannten die Staaten an seiner Stelle Oraniens Neffen, den Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau. Seit dem Beginn des Krieges mit Spanien und seit der Abschaffung der Stimme der Geistlichkeit bei der Staatenversammlung bestand nun in Friesland (ebenso wie in Holland und Seeland) jene von uns bereits früher erwähnte Spannung zwischen den Städten und dem platten Lande, indem die ersteren die früher der Geistlichkeit zuständige Stimme, mithin um eine mehr, als sie bisher gehabt hatten, für sich in Anspruch nahmen, während die drei Quartiere des platten Landes, Oostergo, Westergo und die Sevenwolden, sich nur mit zwei Stimmen begnügen sollten, wiewohl man 1578 übereingekommen war, daß die Städte bei den Landtagen nur eine Stimme, jene 3 Quartiere dagegen drei haben sollten. Oranien hatte endlich zu Gunsten des platten Landes entschieden, indem er verordnete, daß man sich auf dem nächsten Landtage nach dem Vertrag von 1578 zu richten habe. Ein anderer Streitpunkt, der mit dem eben erwähnten zusammenhing betraf den sogenannten Gerichtshof und die deputirten Staaten. Der erstere stand als Rathskollegium von früher dem Statthalter zur Seite; die Letzteren waren ein Kollegium von neun Mitgliedern, welche bei dem Landtagsabschied der Staaten einige Theilnahme an der Regierung behielten; und worin das platte Land die Mehrzahl der Stimmen hatte. Als nun die deputirten Staaten die Macht des Gerichtshofes bloß auf Gerichtssachen beschränken und dagegen alle politischen Angelegenheiten sich ausschließlich vorbehalten wollten, ergriff das platte Land ihre Parthei; die Städte dagegen traten auf die Seite des Gerichtshofes, und zwar aus dem Grunde, weil dieser ihre Magistrate

aus einer Doppelzahl erwählte. Der Streit zwischen dem Gerichtshofe und den deputirten Staaten brach unter dem neuen Statthalter Wilhelm Ludwig von Nassau im Frühling des nächstfolgenden Jahres (1584) mit großer Heftigkeit aus und wurde nur mit Mühe friedlich ausgeglichen.

In Utrecht verlangten die Obersten der acht Fähnlein bewaffneter Bürger im Juni 1583 von dem dortigen Rath eine bedeutende Vergrößerung ihrer Macht, im Namen des Volkes, dessen Tribune sie sich nannten. Man solle sie (so begehrten sie), der treuen Dienste nicht vergessend, die sie in Zeiten der Noth gethan, fortan über die Angelegenheiten des Krieges wie im Allgemeinen über Alles hören, was die Bewahrung des Landes und der Städte betreffe; auch wollten sie die von den Staaten angeordnete Polizeimannschaft, welche die Sicherheit auf dem platten Lande und in den kleineren Städten erhalten sollte, abgeschafft wissen; jene Mannschaft diene nur, (so gaben sie an,) um Argwohn zu stiften. Der Rath schickte das Gesuch an die Staaten; aber bevor diese darüber entschieden, rottete sich der Pöbel zusammen und erzwang die Abschaffung der Polizeimannschaft. Nun weigerte sich die Ritterschaft, zur Tagfahrt zu kommen, solang sie durch den Volksaufstand in der Meinungsfreiheit gehindert sei. Aber der Muth des Volkes wuchs hierauf nur noch höher; die bewaffnete Bürgerschaft verlangte jetzt nicht blos Einsicht in die Rechnungen der Landschaft, sondern auch die Bekanntmachung der Bedingungen, unter welchen Oranien die Souverainetät über die Provinz Utrecht erhalten solle; „sie sind viel strenger gezogen" rief man entrüstet, „als man sie einem Oranien gegenüber aufstellen darf; der dritte Stand" (hieß es weiter) „soll dieselben Vortheile genießen wie Adel und Geistlichkeit; schlecht genug hat man für das Interesse der Gemeinden gesorgt." Am 30. August trat die Bürgerschaft

plötzlich unter Trommelschall wieder in Waffen auf und blieb es bis zum Abend des folgenden Tages, während man nochmals verlangte, die Volkstribune, die Obersten der acht Fähnlein, zu hören. Der Rath verwies die Sache an Oranien und verlangte, daß sich die Bürger ruhig nach Hause begeben sollten. Statt dessen brachte man von Seiten des Volkes eine neue Forderung zum Vorschein, nämlich die Abschaffung der Steuern. Vergeblich betheuerte der Magistrat, daß es außer seiner Macht stünde, diesem Begehren zu willfahren. Das aufgeregte Volk umringte den Magistrat mit dem Ruf: „Fort mit den Steuern, fort! fort! Ihr aber nicht von der Stelle, bevor ihr sie nicht öffentlich, wie ihr sie eingeführt habt, abgeschafft habt!“ Die Bürgermeister wußten sich nicht anders zu retten, als indem sie nachgaben und wirklich unter Glockenschlag alle Steuern abschafften. Kaum war aber der verwegene Schritt gethan, als sich bei dem Volke auch Besorgnisse und Reue einstellten, zumal da die städtische Regierung über den ganzen Vorfall an Oranien berichtet hatte, und so kam es dahin, daß die Hauptleute der bewaffneten Bürgerschaft selbst die Abschaffung widerriefen; bis auf eine Kornsteuer, welche abgeschafft blieb. Oranien und die Generalstaaten schickten hierauf Deputirte nach Utrecht, ebenso schickte die Bürgerschaft solche an Oranien, und die ganze Streitsache wurde friedlich ausgeglichen. Die mittlerweile eingetroffene Antwort der Staaten, daß die Bedingungen, unter welchen man Oranien die Souverainetät übertragen wolle, keineswegs so eng beschränkt seien, als die Bürgerschaft geglaubt hatte, beruhigte die Letztere völlig.

Die Liebe des Volkes zu Oranien hatte sich bei dieser Gelegenheit deutlich gezeigt. Aber jemehr ihn diese in den nördlichen Provinzen stützte, um so rascher griff das einmal entzündete Mißtrauen gegen ihn in den südlichen um sich.

Sogar seine vierte Verheirathung (im April 1583) hatte wesentlich dazu beigetragen; denn seine Gattin Louise war eine Französin, die Tochter Colignys, die Wittwe des Herrn von Teligny, welcher, wie der Erstere in der Bartholomäusnacht ermordet worden war. Die erbitterten Franzosenfeinde in Belgien sahen darin einen neuen Beweis für Oraniens Hinneigung zu Frankreich; und wiewohl Oranien die Staaten versicherte, er habe seine Verbindung mit Louise von Coligny schon vor Anjous Attentat auf Antwerpen betrieben, so hieß es doch, er habe die Absicht, „das Land wieder unter französische Oberherrschaft zu bringen, um dann die Regierung mit Anjou zu theilen". Von dieser ungünstigen Stimmung mußte sich Oranien selbst zu seiner tiefen Kränkung in Antwerpen überzeugen. Als er sich dort befand, hatte der Magistrat den Platz vor dem Schlosse, wo er wohnte, zu Bauplätzen bestimmt und deßhalb aufräumen lassen. Kaum sah das Volk die Anstalten dazu, als es den Argwohn faßte, Oranien habe die Franzosen in die Stadt gebracht und diese wollten sich vor seiner Wohnung verschanzen. Augenblicklich griff es zu den Waffen und durchsuchte tobend die ganze Stadt, während wilde Haufen sich vor dem Schlosse zusammenrotteten und dem Prinzen zuriefen: „Oranien, du bist ein Verräther!" Zwar legte sich die tumultuarische Bewegung schnell, als das Volk sich von der Grundlosigkeit des Argwohns überzeugte, aber der Magistrat wagte es nicht, die Beleidiger Oraniens zur Rechenschaft zu ziehen. Gekränkt verließ Oranien am 22. Juli mit seinem ganzen Hofstaat Antwerpen, wo St. Aldegonde fürs nächste Jahr zum Bürgermeister erwählt wurde, und begab sich zur Staatenversammlung nach Middelburg.

Farnese verfolgte die wachsende Antipathie gegen Oranien mit Wohlgefallen und bemühte sich ebenso eifrig, dieselbe zu

Gunsten Spaniens zu benützen, als er sich anderseits zum Kriege rüstete. Mit scharfen Blicken hatte er in der Geschichte des Abfalls gelesen und richtig erkannt, das der Mangel einer geeigneten Seemacht der königlichen Parthei in ebendemselben Grade Abbruch gethan, wie sich Holland und Seeland durch den Besitz einer solchen befreit und konsolidirt hatten. Er beschloß daher eine Seemacht zu schaffen, und der Besitz Dünkirchens war ihm dafür jetzt doppelt wichtig. Aber er dachte zugleich noch weiter, nämlich daran, das Lebensprinzip Hollands und Seelands, den Seehandel, anzugreifen. Er eröffnete deßhalb sämmtliche niederländische Häfen, welche er inne hatte, allen Flaggen ohne Ausnahme; selbst den holländischen, wenn diese auch die königlichen Flaggen respektirten. Zugleich schickte er, das Beispiel der Meergeusen nachahmend, Kaper aus. Oranien überblickte den ganzen Umfang der Gefahr, welche der große Gegner bereitete; um so eifriger suchte er demselben in der Staatenversammlung zu Middelburg entgegenzuarbeiten. Den Kapern Farneses stellte er Vliebote entgegen, und dem ganzen Plane desselben eine festere Ordnung des Seewesens.

Unterdessen wurden auch die Unterhandlungen der Staaten mit Anjou mit wechselndem Erfolge fortgesetzt, wozu Anjou seinerseits den Herrn von Prüneaux an sie abgeschickt hatte. Brabant zeigte sich auch bereit, ihn wieder als Herrscher anzunehmen; um so heftiger weigerte sich dagegen Flandern; andere Landschaften bedingten, daß Holland und Seeland sich zuerst entscheiden sollte; Holland aber ließ den Prinzen von Oranien bitten, alle ferneren Verhandlungen mit Anjou abzubrechen. Anjous Tod machte dies plötzlich überflüssig. Er starb nämlich, wie Einige sagen, in Folgen früherer Ausschweifungen, wie Andere meinen, in Folge der Stra-

patzen, welche er beim Durchschreiten der Dyle ausgestanden, vielleicht in Folge Beider, verbunden mit dem nagenden Kummer getäuschter Hoffnungen und aufgerieben von dem Gedanken, daß er ihren traurigen Ausgang selbst verschuldet habe, in der Blüthe seiner Jahre zu Chateau-Thierry am 10. Juni 1584; nachdem er sein vermeintliches Recht auf die Niederlande (vermeintlich, weil er den Vertrag gebrochen und weil ihm, auch Kraft des Vertrages, die Bestimmung der Erbfolge nicht zustand, noch weniger die Einverleibung der Niederlande mit Frankreich) dem König, seinem Bruder, abgetreten hatte.

So war nun plötzlich ein bedeutendes Hinderniß verschwunden, welches den Absichten Farneses in Bezug auf die Wiedervereinigung der abgefallenen Provinzen mit Spanien im Wege gestanden. Bei weitem wichtiger jedoch als Anjous Tod war für diesen Zweck die Abtrünnigkeit zweier Männer, der Statthalter von Geldern und von Flandern, von der Sache der Freiheit. Oraniens Bruder, Graf Johann von Nassau hatte schon im Jahre 1581 die Statthalterschaft von Geldern niedergelegt, und sich nach Deutschland zurück begeben; an Johanns Stelle hatte man, durch Oraniens Einfluß bewogen, dessen Schwager, dem Grafen Wilhelm van den Berg, die Statthalterschaft übertragen, wiewohl ihn seine Feigheit dazu schlecht empfahl. Und in der That rechtfertigte derselbe auch bald das schwache Vertrauen der Staaten eben so wie den früheren Ruf seiner Charakterlosigkeit. Er sah die augenscheinlich wachsenden Vortheile der königlichen Parthei, er besorgte, daß sie bald durchaus den Sieg davon tragen würde, und er war bedacht, sich für diesen Fall sicher zu stellen; deßhalb ließ er sich denn in geheime Unterhandlungen mit Farnese ein. Aber der Argwohn schlief nicht. Bevor er noch einen entscheidenden Schritt zu thun im Stande war,

hatte sich bereits das Gerücht seiner neuen Verrätherei verbreitet und er sah sich plötzlich am 15. November 1583 zu Arnheim verhaftet. Man brachte ihn nach dem Haag und von dort nach Delftshaven, wo er bis zum März gefangen gehalten wurde. Aus Rücksicht auf seine Verschwägerung mit Oranien ließ man ihn endlich wieder frei; jedoch mußte er den Staaten einen Eid der Treue schwören. Da warf er jedoch die Maske völlig ab und erklärte sich öffentlich für die königliche Parthei; auch seine drei tapfren Söhne traten zu derselben über. Die Staaten ernannten hierauf den Grafen Adolf von Nieuwenaar und Meurs zum Statthalter von Geldern. — Der andre Verräther war Aerschots Sohn, der Prinz von Chimay, Statthalter von Flandern, welcher schon früher auf der Seite der Staaten, dann — mit seinem Vater zugleich — auf der des Königs von Spanien gestanden, später aber die reformirte Konfession angenommen hatte und wieder auf die Seite der Staaten übergetreten war. Bevor wir jedoch seinen Verrath erzählen, müssen wir zuerst den Stand der Dinge in Gent betrachten, wo man einen Waffenstillstand mit Farnese geschlossen hatte.

In Gent hatten die Faktionen auch nach Hembyzes Entweichen keineswegs geruht. Noch immer blitzte dort bei der Gährung der Partheien, der Geusen und der Katholischen, das unbändige demokratische Element auf. Im August 1583 hatte die Erwählung eines neuen Magistrats tumultuarische Auftritte veranlaßt. Die Folge derselben war der Sieg der revolutionären Parthei, welche nun den ehrgeizigen Hembyze noch während seiner Abwesenheit als ersten Schöffen von Gent ausrief und ihn gleich darauf dringend einlud, sich wieder nach Gent zu begeben. Er ließ nicht lange auf sich warten; aber die wenigen Jahre, welche er in der Fremde zugebracht, hatten

seinen Ehrgeiz nur noch unbändiger gemacht. Wie Vieles fand er indessen verändert, als er in Gent eintraf! So Manche seiner Anhänger, so Viele von seinen Schützlingen suchte er vergebens; die französische Herrschaft hat zahlreiche Beziehungen von früherher verwischt. Hembyze überzeugte sich, daß seine Politik nicht mehr auf demselben Fundament fußen konnte, wie einst, als ihn das Volk in Gent vergötterte; daß er sich neue Hebel für seine Größe suchen oder schaffen mußte. Immerhin traute er sich noch so viel zu, daß er meinte, das Volk würde, ja es müsse ihm blind folgen, wenn er es auch zu jenem Ziele hin führe, gegen welches er selbst früher doch wie ein Rasender geeifert hatte, nämlich zur Unterwerfung unter Spanien. Denn nur in einer Aussöhnung mit Farnese erblickte Hembyze für sich noch Heil, weil er Oranien eben so sehr scheute als haßte. Er hoffte unter spanischer Herrschaft seinen Einfluß zu behalten und zu diesem Beweggrunde trat nun noch die Eifersucht gegen Ryhove. Letzterer war Kommandant zu Termonde, wo sich die unter ihm stehende Besatzung wegen Soldrückständen empört hatte. Nun dachten Hembyze und sein Anhang, Ryhove zu stürzen. Kaum war Hembyze in Gent, als er, zum Vorschöffen erhoben, die öffentliche Meinung durch Druckschriften zu verwirren und für seinen Plan zu stimmen suchte. In einer derselben suchte man die Meinung zu verbreiten, daß man weder mit Spanien noch mit Anjou unterhandeln dürfe, — in der andern, daß es immer gerathener sei, sich Spanien wieder anzuschließen, wenn man sich nur zuvor durch bestimmte Bedingungen gehörig gewahrt habe. Die Intrigue Hembyzes verfehlte ihre Wirkung nicht; er hatte den Gentern den Gedanken an eine Aussöhnung mit Spanien geläufig gemacht und in der That wurde es in Gent durchgesetzt, daß man mit Alexander Farnese

einen Waffenstillstand für drei Wochen beschloß. Aber schlimm sollte für Hembyze das böse Spiel enden.

Indessen hatte man zu Brügge die Hinneigung des Prinzen von Chimay für Spanien entdeckt und beschlossen, sich seiner zu versichern. Aber auch er hatte davon heimlich Nachricht bekommen und beschleunigte deßhalb seinen Entschluß. Glücklich brachte er es dahin, daß die Stadt Brügge und das Freie von Brügge, mithin zwei Mitglieder der Staaten von Flandern, (die zwei andern waren bekanntlich Gent und Ypern) am 10. März mit Farnese in Unterhandlung traten. Oranien erfuhr dies und suchte es dadurch zu hintertreiben, indem er sich Brügges bemächtigen wollte, umsomehr da Ypern endlich an Farnese überging (am 16. April) und zwar unter so günstigen Bedingungen, (Farnese versprach die Erhaltung der Privilegien) daß zu befürchten stand, sowohl Yperns Beispiel, als besonders Farneses Milde würde auf die übrigen flandrischen Städte, namentlich Brügge und Gent, entscheidenden Einfluß haben. Indessen kam Chimay Oraniens Plänen zuvor, nahm die Bürgermeister von Brügge gefangen, veränderte den Magistrat und besetzte denselben mit Spanischgesinnten. Am 22. Mai unterwarfen sich denn die Städte Brügge und Damm, sowie das Freie von Brügge dem Alexander Farnese, somit dem König von Spanien, unter der Bedingung, daß sie ihre Privilegien behielten, daß sie ferner von aller Besatzung frei bleiben sollten (es sei denn mit ausdrücklicher Bewilligung des Magistrats) und daß die Reformirten Gewissensfreiheit (jedoch ohne öffentlichen Kultus) erhielten; die Geistlichkeit wurde in alle ihre Güter (selbst in diejenigen, welche mittlerweile verkauft worden waren) restituirt. Sluis und Ostende blieben jedoch auf der Seite der Generalstaaten. Chimay trat einige Zeit dar-

nach zum Katholizismus über und besiegelte dadurch seine Aussöhnung mit Spanien. Voll Verachtung wandte sich seine Gemahlin von ihm ab, ließ sich scheiden, und zog nach Holland, wo sie im Haag wohnte. Die Staaten erklärten Brügge und das Freie für Feinde.

In Gent beabsichtigte Hembyze ein Gleiches wie Chimay. Aber dieser Demagoge war verloren, seit er mit sich uneins war; denn seit dieser Zeit verrieth er nur all zu deutlich seine peinigende Unruhe. Er hatte beabsichtigt, Gent und Termonde den Spaniern in die Hände zu spielen, und alle nöthigen Anstalten dazu bereits getroffen; als plötzlich am 23. März 1584 in den Straßen Gents der Ruf erscholl: „Verrätherei!" Bald wußte man allgemein, wem dies galt. Alles strömte zum Rathhause, wo sich Hembyze befand. Er suchte sich vor der erbitterten Menge zu rechtfertigen, und hoffte noch immer mit Gewalt durchzudringen. Schon umgab das Regiment, dessen Oberster er war, das Rathhaus, als plötzlich die Bürgerschaft, durch einen aus dem Fenster des Rathhauses entsprungenen Schöffen zu den Waffen gerufen, in Reih und Glied heranrückte, sein Regiment angriff und entwaffnete. In diesem entscheidenden Augenblick zeigte Hembyze eine schmähliche Feigheit und der laute Hohn des ganzen Volkes, Beleidigungen von allen Seiten, ja selbst Mißhandlungen waren gerechte Strafe dafür. Man hatte Briefe von ihm an die Spanier aufgefangen, welche seine Verrätherei entlarvten. Verstört bekannte er sich als Verfasser derselben. Vergeblich suchte er sich wieder aufzuraffen, und sein Benehmen durch den nichtigen Vorwand zu entschuldigen, er habe sich der Hülfe der Spanier nur dazu bedienen wollen, um Termonde für Gent zu bewältigen, und dadurch die freie Zufuhr von Lebensmitteln zu erzwingen. Das erbitterte Volk schenkte seinen Vorspiegelungen keinen Glau-

ben mehr; man entsetzte ihn noch an demselben Tage seiner Würde, nahm ihn gefangen und durchsuchte sein Haus, wo man bedeutende Waffenvorräthe fand. Diese Entdeckung entschied sein Schicksal. Man machte ihm den Prozeß, und faßte alle Anklagepunkte gegen ihn, deren gewichtigster ein beabsichtigter Verrath bildete, in 24 Artikeln zusammen. Seine Vertheidigung beschränkte sich in Ermangelung besserer Gründe darauf, daß er seine Verdienste für's Vaterland den Richtern in's Gedächtniß zurückrief. Doch der Verrath entkräftete dieselben. Nachdem er vier Monate lang gefangen gehalten worden war, wurde er durch Stimmeneinheit zum Tode verurtheilt und am 4. August 1584 auf dem St. Pharaildenplatze (dem heutigen Fischmarkt) enthauptet. Solch ein Ende nahm dieser merkwürdige Mann, der bis in's Greisenalter (er zählte 70 Jahre) dem Idol der Herrschsucht mit Kraft und Ausdauer nachgetrachtet hatte. *) — Ryhove blieb in Holland und starb dort einige

*) Dem Urtheile zu Folge wurde das Haupt Hembyzes eine Stunde auf einer Pike ausgestellt. Es fiel durch Zufall auf einen der Zuschauer. Ein Genter Poet, Maximilian de Vriendt machte darauf folgendes Epigramm:

„O quantum patriae caput hoc nocuisse putemus,
Quando etiam vivis post sua fata nocet!“

Als einen Monat nach Hembyzes Enthauptung Farnese nach Gent kam, rehabilitirte er dessen Andenken und erließ seiner Wittwe die Geldstrafe, zu der ihr Gatte verurtheilt worden. (Messager des sciences histor. 1835. I. Sammlg. tom III p. 41 etc.)

Während seines Prozesses hatte Hembyze folgenden Brief an die Pfalzgräfin geschrieben:

Madame,

J'ecrips très humblement ces lettres à Monseigneur pour avoir relaxement de mes prisons criminels en faveur de son Exce. pour les travaulx et services faictes par icelle au pays, touttes fois mal recompensées, comme aussi on me veult a pnt. (present) pour recompense mettre a mort honteust il me souvent asseuré souventfois d'aul-

Jahre nachher in Anfällen von Raserei. Hembyzes Tod konnte das Schicksal Gents, welches, ringsum abgeschnitten, bereits mit Mangel zu kämpfen hatte und wo die spanischgesinnte Parthei keineswegs erstickt war, nicht lange mehr aufhalten. Rasch eilte Alexander Farnese auf seiner Siegesbahn weiter dem Ziele zu. — Doch wir müssen ihn jetzt aus den Augen lassen, um unsre Aufmerksamkeit den wichtigen Verhandlungen zwischen Holland und Seeland auf der einen und Oranien auf der andern Seite zuzuwenden, Verhandlungen, durch welche sich, wenn sie abgeschlossen waren, Oraniens Stellung zu den Niederlanden wesentlich verändern mußte. Auch davon abgesehen, sind diese Verhandlungen schon an und für sich merkwürdig, weil sich daraus, bei allem Vertrauen, das Oranien in Holland und Seeland genoß, dennoch die charakteristische Vorsicht der Nation, und die Intensität ihrer Liebe zur Freiheit, ermessen lassen.

---

cungs propos que S. E. a aultrefois tenu touchant les querelles pour la religion et aulcungs d'iceulx.

Madame je prye de tout mon coeur très humblement, qu'il plaire pryer à Monseigneur de voulloir escrire très en ma faveur selon sa grace et son plaisir q, j'ecrips à son Exc., car y touche ma vie. J'ai vouloir expedier ce messagier expres lequel comptera comment le tout est advenu.

Priant le bon Dieu, Madame, que vous ayes mes tres humbles recommandations. Donnez à Theodore accomplissemens des vertueulx desirs de son Exce.

En grande haste hors des prisons, 15 de Juillet 1548 (84).

De vre Exce.
très humble obeyssant serviteur
J. Hembyze.

A Madame
Madame Duchesse très illustre
epouse du dacq Jehan Casimir Palatin
duc de Bavière electeur.

Die erwähnten Verhandlungen betrafen die Uebertragung der Souverainetät über Holland und Seeland an Oranien, und zwar unter dem alten gräflichen Titel, den die Fürsten dieser Provinzen geführt hatten. Man wird sich der in dieser Beziehung bereits früher gemachten Versuche, der geheimen Eifersucht Anjous und der Reversale von 1582 erinnern. Noch im Laufe eben jenes Jahres waren bedeutende Schritte zum Ziele geschehen. Im August nämlich hatte Oranien die ihm von den Staaten Hollands angetragene Grafenwürde wirklich angenommen, am 20. September hatte man ihm durch eine sorgfältig geheim gehaltene Akte Seeland als Eigenthum für ihn und seine Erben übergeben, unter Bedingungen, welche noch entworfen werden sollten; mit Hervorhebung des Beweggrundes, daß bei Veränderung des Landesherrn niemand den Provinzen tauglicher, nützlicher und angenehmer sei, als Oranien, dessen Erfahrungen, treue Anhänglichkeit und ausgezeichnete Dienste einer solchen Vergeltung wohl würdig seien; weßhalb denn die Staaten von Seeland einstimmig beschlossen hätten, ihm die Grafschaft anzubieten und ihn zu ersuchen, sie anzunehmen. Im November desselben Jahres endlich erkannten die Staaten von Holland ihn als ihren rechtmäßigen Fürsten an, und verpflichteten sich zu dem einem Solchen gebührenden Gehorsam. Wiewohl Oranien bei Erklärung der Annahme versprochen hatte, den Staaten alle Rechte einzuräumen, die ihnen nach dem Vertrage von Bordeaux oder nach dem Muster der joyeuse entrée zustehen möchten, so waren doch noch immer viele rechtliche Formen, welche in den nationalen Institutionen wurzelten, streng zu wahren, bevor die Sache zum völligen Abschluß gedeihen konnte. Störend traten nun plötzlich im Jahre 1583 die Folgen des französischen Attentates auf Antwerpen dazwischen; das Vorurtheil der süd-

lichen Provinzen gegen Oranien, welches er durch Beförderung der Vergleichsversuche mit Anjou allerdings nährte, drang insofern auch in die nördlichen ein, daß man dort zwar das Vertrauen auf Oranien nicht verlor, aber ihn durch eine eigene Kommission dringend ersuchte, die öffentliche Meinung zu beachten und die Unterhandlungen mit dem allgemein verhaßten Anjou aufzugeben. Eine andere Schwierigkeit lag, bei den fortwährenden Verhandlungen Hollands allein mit Oranien, in der Besorgniß der übrigen Provinzen: Holland möchte sich dadurch von der Utrechter Union lostrennen. Die Staaten von Holland widerlegten dies ausführlich, und man machte sogar den Vorschlag, Oranien als allgemeinen Statthalter über die vereinigten Provinzen anzuerkennen, wobei man demnach unterstellte, daß die erloschenen Rechte des Königs — der Nation heimgefallen seien, welche durch ihre Repräsentanten, die Staaten, den Prinzen von Oranien zu ihrem ersten Beamten ernenne. Es scheint, daß man zu diesem Ende in der Versammlung der Generalstaaten zu Middelburg (1583) jenen 13ten Artikel der Utrechter Unions-Akte, welcher die allgemeine Religionsfreiheit stipulirte, abänderte und in allen zur Utrechter Union gehörigen Landschaften ausschließlich den reformirten Kultus einführte, bloß mit dem Vorbehalt, daß die später in die Union tretenden Orte ihren bisherigen Gottesdienst ausüben dürften. Uebrigens scheiterte jener Vorschlag, „Oranien zum Statthalter der vereinigten Provinzen zu machen,“ an dem Widerspruch einzelner Provinzen und Städte. Ueberhaupt sieht man in den ganzen Verhandlungen, wie die Lokalinteressen mit Macht hervortreten, wie jedes einzelne Glied des idealen Staatskörpers die Autorität seiner Selbstständigkeit noch ebenso entschieden zu behaupten sucht,

als früher gegen das Centralisationssystem Spaniens. In Seeland ging die Opposition besonders von Middelburg aus, welches die Uebertragung der Souverainetät von Seiten Seelands hartnäckig aufhielt und dadurch auch wieder den Abschluß der Sache in Holland hinderte. Denn, wiewohl dort die Ritterschaft und 25 Städte schon am 26. März 1583 die Uebertragungsakte für Holland siegelten, so verursachte doch die Auslieferung derselben ein neues Hinderniß; man wollte sie Oranien bloß auf holländischem Grund und Boden übergeben, und nun weigerten sich Amsterdam und Gouda, eher beizutreten, bevor Seeland beigetreten sei. Dieser Weigerung lag, besonders von Seiten Amsterdams, die Besorgniß zu Grunde, das in dem Falle wenn Seeland die Souverainetät an Oranien nicht übertrage und Holland dies für sich allein thue, der umsichtige Farnese Seelands Handel begünstigen, den holländischen dagegen benachtheiligen möchte. Oranien erwiederte hierauf: „Holland dürfe sich überzeugt halten, daß Seeland dessen Beispiel schnell nachahmen werde, um so mehr, da es ihm bereits im vorigen Jahre die Souverainetät angeboten habe.“ Nun entschieden sich die meisten holländischen Städte für die Auslieferung der Uebertragungsakte, und als sich Amsterdam und Gouda noch immer weigerten, wurde die Auslieferung endlich durch Stimmenmehrheit beschlossen, und am 7. Dezember 1583 überreichten fünf Herren vom Adel, der Advokat und die Deputirten aller holländischen Städte (mit Ausnahme Amsterdams und Goudas) dem Prinzen von Oranien im Haag die Urkunde. Nun handelte es sich nur noch darum, die Bedingungen festzusetzen, welche Oranien bei der Huldigung beschwören mußte. Mit diesem Geschäft waren der Präsident des Hofes von Holland, Arnold Nikolai, Johann von Mathenes, Herr von Rivière, der Advokat

Paul Buis, und die Rathspensionäre von Delft und Rotterdam, Peter van der Meer und Johann van Oldenbarneveld, beauftragt. Die Hauptpunkte dieser Kapitulation, welche am letzten Dezember 1583 durch Paul Buis im Namen der Staaten und durch Nikolaus Bruinings im Namen Oraniens unterzeichnet wurde, waren im Wesentlichen folgende: „der Prinz soll die Lande von Holland, Seeland und Friesland mit Hoheit und Herrlichkeiten als eine freie Grafschaft, als höchster Oberherr, besitzen und gegen jeden Feind beschützen. Er soll alle von den genannten Provinzen geschlossenen Verbindungen, namentlich aber die Utrechter Union befestigen und sie, so wie alle hergebrachten Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten, aufrechterhalten. Er darf ferner die Gränzen der Provinzen nicht schmälern. Sodann verpflichtet er sich, den reformirten Gottesdienst zu beschützen und dafür zu sorgen, daß zu diesem Zweck eine Ordnung festgesetzt wird, woran ohne Bewilligung der Staaten nichts verändert werden darf; jedoch soll keine Glaubensuntersuchung stattfinden. Er muß dafür Sorge tragen, daß die Gerechtigkeitspflege gewissenhaft gehandhabt werde, wovon noch insbesondere hervorzuheben, daß keine außerordentlichen Gerichte bestellt, daß Niemand gefangen außer Landes geführt werden dürfe und daß der Gerichtshof sowie die Rechnungskammer für die Domänen im Haag bleiben müssen; auch hat der Prinz in Bälde den Lehenhof herzustellen mit solcher Autorität, wie dies früher bräuchlich gewesen. In Bezug auf die Ernennung der hohen Beamten steht den Provinzialstaaten das Recht zu, eine dreifach größere Zahl von tauglichen Männern vorzuschlagen, aus denen Oranien, als Landesherr, die Wahl frei hat; die Besetzung geringerer Aem-

ter und Stellen bleibt, nach Zuratheziehung der betreffenden Kollegien, ihm überlassen. Ohne der Staaten Bewilligung darf Oranien im Münzwesen nichts verändern. In Bezug auf die zu verwilligenden Steuern (Beden) muß er sich persönlich an die gesetzlich versammelten Staaten jeder Provinz wenden. Den Staaten verbleibt das Recht, sich nach ihrem Gutbefinden zu jeder Zeit zu versammeln; Oranien darf sie in keinem außerhalb der betreffenden Landschaften gelegenen Orte zusammenberufen. Er bleibt Oberadmiral, und muß, außer in Kriegszeiten, die Flußschifffahrt In- und Ausländern (gegen die herkömmlichen Zölle) offen halten, welche Zölle ohne Einwilligung der Staaten nicht erhöht werden dürfen. Bei allen (mündlichen wie schriftlichen) Vorträgen muß die niederdeutsche Sprache gebraucht werden. Neben Oranien, als dem Landesherren, soll noch ein Staatsrath eingerichtet werden, bestehend aus zwölf Mitgliedern, welche die Staaten ernennen; Oranien darf jedoch noch zwei andere, einen Deutschen und einen Niederländer, hinzufügen. Ohne Wissen und Zustimmung der Staaten darf Oranien weder einen Krieg beginnen, noch Frieden oder Waffenstillstand abschließen, noch Bündnisse mit fremden Mächten eingehen. Er muß in einer der Provinzen, welche ihn als Landesherren erkennen, seinen festen Wohnsitz nehmen, und darf sich aus jenen nur mit Bewilligung der Staaten entfernen. Er verpflichtet sich ausdrücklich, auf Ansuchen der Staaten stets in alle Punkte einzuwilligen, die sie aus dem Vertrage von Bordeaux oder aus der joyeuse entrée der Herzoge von Brabant zu entlehnen und festzustellen für gut finden würden. Oranien tritt in den Genuß aller gräflichen

Domainen, welche zu veräußern er jedoch kein Recht hat. Für den Fall, daß Oranien einige Punkte dieser Kapitulation übertreten sollte, sind die Staaten aller ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden und können über die Regierung nach ihrem Gutdünken verfügen. Nach seinem Tode erwählen die Staaten denjenigen von seinen Söhnen, der ihnen am tauglichsten scheint, zu seinem Nachfolger in der gräflichen Würde. Wenn der Prinz von Oranien diese Kapitulation beschwört, so haben ihm die Staaten und die von den Gemeindekörpern dazu bevollmächtigten Bürgermeister der Städte den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten." Man sieht aus diesem Inhalt der dem Prinzen von Oranien vorgelegten Kapitulation, daß die Staaten von Holland und Seeland der Freiheit nicht untreu wurden, indem sie ihrem Beschützer mit der Grafenwürde die Souverainetät übertrugen, aber daß auch Oranien, indem er die letztere annahm, sein ganzes bisheriges Streben jetzt nicht plötzlich einem Traume der Herrschsucht aufopferte. Er nahm die Würde an, weil er überzeugt war, dadurch kräftiger als sonst fürs Beste des Vaterlandes wirken zu können. Obwohl nun der Huldigung kein Hinderniß mehr im Wege zu stehen schien, so machten doch Seeland, Amsterdam und Gouda neue Schwierigkeiten. Die beiden Letzteren bestanden noch immer darauf, daß sie nicht eher beitreten würden, als bis die Sache in Seeland ebenso zum Abschluß reif geworden sei wie in Holland; Amsterdam verlangte noch insbesondere, daß man auch das Gutachten der Schutteryen und der angesehensten Bürger über die Kapitulation vernehmen solle, was übrigens einem Beschluß der Staaten von 1582 zuwiderlief, demzufolge sich die bewaffneten Bürger (Schutteryen) und Zünfte in keine Berathung über

politische Angelegenheiten einlassen durften. Man zog nun in Erwägung, ob man nicht, ohne erst die Beistimmung Seelands, Amsterdams und Goudas abzuwarten, zur Huldigung schreiten solle. Am siebenten Juli 1584 begannen zu Delft, wo sich Oranien damals befand, die Berathungen über jene Frage. Die ganze Angelegenheit war bereits so gut als abgemacht und schon prägte man eine Schaumünze, auf welcher Oranien als erwälter Graf von Holland, Ostfriesland und Utrecht bezeichnet war. *) Da zerriß die verruchte Hand eines Mörders plötzlich alle Verhandlungen und Hoffnungen.

Schon wenige Monate nach dem Attentat Jaureguis gegen Oranien, nämlich im Juni 1582, hatte ein Spanier, Namens Salseda, in Verbindung mit einem Wallonen, Hugot und einem Italiener Basa beschlossen, Oranien und Anjou um's Leben zu bringen, und Basa hatte, freilich auf der Folter, gestanden: „Alexander Farnese habe allen Dreien Befehl dazu gegeben." Im März 1583 wurde zu Antwerpen ein Spanier, Namens Dordogno eingezogen, welcher gleichfalls gestand, er habe Oranien ermorden wollen. Zu Anfang des Jahres 1584 sollte ein von den Königlichen gefangener französischer Hauptmann sich durch dies Verbrechen die Freiheit verdienen, entdeckte aber, als er wieder frei war, die Zumuthung der Feinde. Bald darauf (im März) kam ein Anschlag eines Kaufmanns in Vliessingen, Hanns Hannszoon, an den Tag, Oranien durch eine Pulverexplosion bei der Mahlzeit oder in der Kirche zu tödten. Zu Delft, wo sich Oranien in der letzten Zeit aufhielt, befanden

*) Sie zeigte Oraniens Bild mit der Legende: Guilielmus, dei gratia, princeps Auraicae, comes Nassaviae, electus comes Hollandiae, Frisiae, et Utrecht, aetatis 52. anno 1584, auf der Kehrseite sah man die Freiheit, mit dem Hut auf dem erhobenen Schwerte, der Bibel im Schooß, von zwei Löwen umgeben, welche mit erhobenen Schwertern Holland beschützten.

sich fünf Menschen, die seine Ermordung beschlossen hatten, ein Franzose, ein Lothringer, ein Schotte, ein Engländer und einer aus der Freigrafschaft Burgund; keiner wußte von dem anderen. Ein entsetzlicher Wetteifer, zu welchem Plilipp's II. Blutpreis die Gewissenlosen verschiedener Nationen anregte! Mit der Habsucht mußte sich noch der religiöse Fanatismus verbinden, daß Oranien, dessen Leitstern die Toleranz war, seinem Vaterlande entrissen wurde.

Es war zu Anfang Aprils 1584, als sich in Delft ein Mann von 26 — 27 Jahren, kurz von Gestalt und finster von Aussehen, zeigte, welcher sich Franz Guion nannte und vorgab, sein Vater, aus Lyon gebürtig und in Besançon verehlicht, habe in der letzteren Stadt für den Kalvinismus das Leben eingebüßt. Guion selbst legte zu Delft einen auffallenden Eifer für den reformirten Glauben an den Tag, versäumte die Predigten weder des Morgens noch des Nachmittags und trug stets die Bibel oder ein Psalmenbuch bei sich. Nachdem es ihm dadurch gelungen war, sich bei dem Hofstaat des Prinzen von Oranien bekannt zu machen, wußte er sich endlich bei dem Letzteren selbst Zutritt zu verschaffen. Er erzählte demselben, daß er Besançon verlassen hätte, um bei dem Prinzen Dienste zu suchen; in Luxemburg hätte ihn jedoch sein Verwandter du Pré, Sekretair des Grafen Mansfeld längere Zeit aufgehalten und als Schreiber beschäftigt, bei welcher Gelegenheit er (Guion) öfter Mansfelds Siegel in die Hände bekommen und sich davon Abdrücke verschafft habe. Diese Siegelabdrücke bot er nun dem Prinzen von Oranien an, damit Letzterer sie zu irgend einem Anschlag auf die eine oder andre Stadt im Luxemburgischen gebrauchen könne. Oranien war Anfangs unschlüßig, was er mit diesen Siegeln machen sollte; endlich fiel es ihm bei, sie dem Marschall Biron zu schicken, damit sie dieser bei Päßen für Boten zwischen Cambray, wo er das Kommando erhalten sollte

und Brüssel verwenden könne. Er behielt hierauf einige Abdrücke zurück und schickte Guion mit den übrigen nach Frankreich, in Begleitung des Herrn von Karon, welcher sich damals zu Anjou begeben und diesem den jüngsten Beschluß der Staaten mittheilen sollte. Karon schickte Guion mit Briefen, worin er Anjous Tod meldete, nach Holland zurück. Als Guion nach Delft kam, war Oranien bettlägerig, und ließ ihn zu sich rufen, um mündlich Näheres über Anjous Tod zu erfahren. Hierauf bedeutete Oranien den zudringlich-dienstfertigen Menschen, er möge Delft verlassen. Guion zeigte auf seine zerrissenen Schuhe und Strümpfe und bat um einen Zehrpfennig. Oranien schenkte ihm etwas Geld und der angebliche Guion kaufte sich davon am andern Tage (dem 9. Juli) zwei Pistolen. Am 10. Juli wartete er den Augenblick ab, als sich Oranien mit seiner Gemahlin in seiner Wohnung (dem Agathenkloster) zum Mittagstische begab, und bat ihn um einen Reisepaß. Er sah fürchterlich verstört aus, und seine Stimme bebte. Der Prinzessin von Oranien fiel das unheimliche Wesen des fremden Mannes auf und ängstlich fragte sie ihren Gemahl, wer dieser Mensch sei. „Er bat um seinen Paß, der schon ausgefertigt wird," versetzte Oranien und begab sich hierauf arglos zu Tische. Als er gegen zwei Uhr von der Tafel aufgestanden war und aus dem Speisesaale auf die erste neue Treppe trat, stand jener Guion wieder da, den Mantel umgeschlagen, und näherte sich dem Prinzen, als wolle er den Reisepaß in Empfang nehmen. Aber in demselben Augenblick zog er eine mit drei Kugeln geladene Pistole hervor und drückte sie auf Oranien ab. Dieser wankte und sprach, zusammensinkend, noch mit brechender Stimme: „Mein Gott, mein Gott! Erbarme dich meiner und deines armen Volkes."

Als man den Knall hörte, sprangen Oraniens Stallmeister,

so wie die Prinzessin und die Gräfin von Schwarzburg, Oraniens Schwägerin, herbei; der Stallmeister fing den Sterbenden auf und ließ ihn auf eine Stufe nieder. Man brachte ihn in das nächste Gemach und nach wenigen Augenblicken hauchte der Retter und Held der niederländischen Freiheit, der „Vater Wilhelm im 52. Jahre seines Alters den letzten Athemzug aus, schlossen sich jene ausdrucksvollen braunen Augen, die so lang, so treu in allen Stürmen und Nöthen fürs Vaterland gewacht hatten. Jammernd knieete seine edle Gemahlin, die ihm erst am 29. Januar dieses Jahres einen Sohn, Friedrich Heinrich geschenkt, die schon ihren edlen Vater, und ihren ersten Gatten durch Mord verloren hatte, an der Leiche und rief zu Gott empor: „Gib mir Kraft du Unerforschlicher, gib mir Demuth, um dies zu ertragen!“ —

Der Mörder wollte sich durch die Flucht retten; er hatte die zweite Pistol, womit er versehen war, fallen lassen, den Hut verloren und rannte durch die Stallungen gegen den Wall. Ein Lakai und ein Hellbardierer Oraniens ergriffen ihn, da er eben in den Graben hinabspringen wollte. „Verräther!“ rief ihm der eine jener beiden Diener zu. „Ich bin kein Verräther,“ erwiederte der Mörder; „ich that nur, was mir der König befahl.“ „Welcher König?“ fragte man ihn; „Mein Herr und Gebieter, der König von Spanien“ versetzte der Mörder kaltblütig. Erst als er aus der Gegenrede zu entnehmen glaubte, daß Oranien nicht todt sei, rief er ingrimmig: „Verflucht sei mein Entschluß!“ Während man ihn in strenge Haft brachte, hatte die Schreckenskunde schon ganz Delft durchflogen und jedes Herz war furchtbar erschüttert; jedes hatte den Vater verloren! Im Verhör endeckte der Mörder bereitwillig seinen wahren Namen und den ganzen Zusammenhang des ruchlosen Unternehmens. „Ich heiße nicht Franz Guion, sondern Bal-

thasar Gerards," gab er an, und bin zu Villefranche in Beaujolais (Franche=Comté) geboren. Schon seit sechs Jahren hatte ich die Absicht den Prinzen zu ermorden." Der weitere Verlauf war folgender: Als der König in seinem Manifest gebot, jenen zu tödten, verließ Gerards zu diesem Zwecke im Februar 1582 die Freigrafschaft Burgund und kam nach Luxemburg, wo er hörte, daß ihm Jauregui zuvorgekommen sei, und nun verweilte er bei jenem du Pré. Die Nachricht, daß Oranien wieder genesen sei, erfüllte ihn mit neuer Freude, darüber nämlich: daß es ihm vorbehalten sei, durch die Ermordung des Ketzers sich ewigen Lohn zu verdienen. Er beichtete (im März) sein Vorhaben einem Jesuiten in Trier, der ihm rieth, sich an Alexander Farnese zu wenden und der ihm übrigens die Märtyrerkrone verhieß. Zu Tournay theilte er dem Guardian der Franziskaner, Pater Gery, seinen Plan mit und erhielt von demselben nicht bloß Ermunterung zur Ausführung, sondern auch den Segen. Alexander Farnese, wies ihn (wie Gerards selbst, und zwar vor der Folter, bekannte) an den Rath Assonville. Dieser stellte ihm alle Schwierigkeiten vor, die der Ausführung des Attentats im Wege stünden, fügte jedoch bei, daß er dadurch dem König einen wichtigen Dienst erweisen würde und ermahnte ihn dringend, Farneses Namen in keinem Falle zu verrathen. Und leider besitzen wir für die Mitwissenschaft Farneses um den Mordplan ein noch gewisseres Zeugniß, als das Bekenntniß des Mörders, nämlich einen Brief Farneses selbst (vom 12. August 1584) an Philipp II., worin er ausdrücklich sagt: „der genannte junge Mann (Balthasar Gerard) hat mir vor 3 bis 4 Monaten seinen Entschluß mitgetheilt, worauf ich jedoch, um die Wahrheit zu gestehen, wenig rechnete. . . . Indessen, ich ließ ihn gehen, nachdem ich ihn durch Einige, die hier in Dien=

sten stehen, hatte ermahnen lassen. . . ." Nachdem er nun das Loos des Mörders bedauert, fährt Farnese fort: „Die That ist von der Art, daß sie großes Lob verdient; und da ich höre, daß die Aeltern des Thäters noch am Leben sind, so bitte ich Ew. Majestät, dieselben so zu belohnen, wie eine so hochsinnige Entschließung es verdient." *) Der Mörder zeigte auch während der Untersuchung eine merkwürdige Charakterstärke. Weit entfernt, seine That zu bereuen, versicherte er, er würde sie gern noch einmal verüben und tausend Leben dran setzen. Er war von dem unseligen Wahne verblendet, daß er durch die Ermordung Oraniens, den er blos als Ketzer und wichtigsten Beförderer der Ketzerei betrachtete, durch dessen Tod er die Erstickung der letzteren zu bewirken glaubte, dem römisch-katholischen Glauben einen hochwichtigen Dienst erwiesen und sich selbst die ewige Seligkeit verdient habe. Als er mit Ruthen gestrichen wurde, wandte er, von seiner ungeheuren Verblendung zur Blasphemie hingerissen, die Worte des Heilands: „Ecce homo", auf sich an.

Das Urtheil, welches über den Mörder erging, war schauderhaft. Es wurde ihm (am 14. Juli) die rechte Hand, womit er die That vollbracht, mit einem glühenden Waffeleisen, dann das Fleisch an sechs Stellen des Körpers mit glühenden Zangen abgerissen; der Körper lebendig geviertheilt, das Herz aus der Brust gerissen, und ins Gesicht geworfen; das abgehauene Haupt auf dem Schulthurm hinter Oraniens Wohnung aufgesteckt, die vier Stücke des Rumpfes auf vier Stadtthoren. Mit

*) Dewez theilt diesen Brief Farneses mit, dessen Original sich in den Brüssler Archiven befand. Dasselbe ist gegenwärtig nicht mehr daselbst vorhanden, sondern wahrscheinlich in Wien, wohin es nach der Evacuation Belgiens durch die Oesterreicher (zu Ende des vorigen Jahrhunderts) nebst vielen andern Documenten gekommen sein mag.

außerordentlicher Standhaftigkeit hatte Gerards alle Qualen bis zum letzten Athemzuge ausgehalten. Viele Geistliche sprachen von ihm als von einem Märtyrer, und zu Herzogenbusch sang man bei der Nachricht von der Ermordung Oraniens ein „Tedeum=laudamus." Alexander Farnese hingegen schien, wenigstens den öffentlichen Ausdruck der Freude über Oraniens Ermordung mit dessen Feinden nicht theilen zu wollen.

König Philipp II. konnte den Mörder selbst nicht belohnen, aber er vergalt dessen gräßliches Verdienst, ihn von der Furcht befreit zu haben dadurch, daß er dessen Verwandte später in den Adelstand erhob. So zart war Philipps Gewissen!

Prachtvoll war Oraniens Leichenbegängniß*) am 4. August.

---

*) Zuerst gingen die Bürger von Delft, gerüstet und in Trauerkleidern, dann folgten Trompeter, hierauf wurden acht mit schwarzen Tüchern behangene Pferde geführt und zwischen jedem ein Feldpanner getragen, Philipp de Gruter trug das Banner der Herrschaft Breda, Johann von Egmont das von Veere und Vliessingen, Junker Rosne das von Chalons, Junker Kaspar von Polgeest das der Herrschaft Diest, Junker Gerhard von der Aa das der Grafschaft Vianden, Junker Lanzelot das der Grafschaft Katzenellenbogen, Junker Kornelius von Sweten das der Grafschaft Nassau, der Herr von Marquette, das des Fürstenthums Oranien. Dann folgten der Herr von Mansart, Oraniens Kornette, Herr v. Ryhoven, sein Guydon, und Herr v. Naelwyk, sein Banner tragend, jedes mit einer Devise des Prinzen geziert. Hierauf sah man die vier Schilde mit den vier Quartieren Oraniens, als Nassau, Stolberg, Hessen und Königstein, getragen von den Bannerherren von Petersheim, Denre, Junker Wenzel von Bozelar und Johann van Assendelft. Dann kam Herr Jakob von Egmont mit dem ganzen Wappen, als Schild und Helm nebst allem Zubehör. Junker Daniel von Bozelar trug den Helm, Junker Duyts das Schwert, Herr Wolfhart von Brederode den Wappenrock. Brecht und von Malderode leiteten das mit einer schwarzen Sammtdecke behangene Trauerpferd. Der Graf von Oberstein trug das Schwert und der Freiherr von Kriechingen die goldene Krone. Nun kamen drei Hofmeister mit weißen Stäben. Hierauf trugen 12 Männer die mit Schildern und Wappen geschmückte Bahre, neben welcher

Wilhelm von Oranien ließ seine Söhne Moritz und Friedrich Heinrich der Nation als Vollender des großen Werkes, für das er lebte und starb. Im Chor der neuen Kirche zu Delft wurden Oraniens irdische Reste bestattet. Sein ächtes Mausoläum aber ist die Existenz der holländischen Nationalität bis auf den heutigen Tag, und so lange als diese wird sein Andenken leben.

Herr Johann v. Burgund, Herr v. Fromont, Herr Walrave von Brederode, Herr v. Merode und Herr von Soeterwoude gingen. Der Leiche und dem Herolde folgte Oraniens Sohn Moritz, dem der Kurfürst Gebhard Truchseß von Köln und der Graf von Hohenlohe zur Seite gingen. Nun kamen die Grafen Wilhelm und Philipp von Nassau und der Graf v. Solms. Hinter ihnen schritten die Generalstaaten, als Vertreter des souverainen Volkes, der Staatsrath und der hohe Provinzialrath, der Präsident in Holland, die anderen Räthe und Sekretäre, Bürgermeister und Räthe von Delft, die Prediger, der Kapitän der Leibwache und die übrigen Hauptleute und Befehlshaber; zahlloses Volk machte den Schluß.

Drittes Kapitel.

Noch an demselben Tage, da Wilhelm von Oranien gefallen war, hatten sich die Staaten von Holland im Rathhause zu Delft versammelt, dem Grafen von Hohenlohe, dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, und den Befehlshabern zu Ostende, Sluis, Ter-Neuze, Bergen-op-Zoom und anderen Gränzfestungen den Tod des Vaters des Vaterlandes gemeldet und sie ermahnt, die Besatzungen für die Staaten in Eid und Pflicht zu erhalten. Desgleichen schrieben die Staaten von Holland auch an die von Brabant und an die Stadt Antwerpen, welche Alexander Farnese bereits bedrohte, und äußerten sich (nach Erzählung von Oraniens Ermordung): „Wiewohl nun dies ohne Zweifel ein großes Unglück und ein schwerer Verlust für die Lande ist und wir alle dadurch tief betrübt sind, so wollen wir doch für die gemeinsame Sache muthig einstehen, und das mit Seiner Durchlaucht Unterstützung begonnene Werk zu unser Aller Beschirmung, zur Bürgschaft unserer Privilegien und Freiheiten, mit Gottes Hülfe ausführen, nicht zweifelnd, daß uns der Allmächtige dazu alle dienlichen Mittel verleihen werde. Fest vertrauen wir: ihr werdet uns getreulich die Hand reichen zur Vertheidigung des Landes gegen die spanische Tyrannei, wozu wir uns verbunden haben, uns gegenseitig mit Leib und Blut beizustehen.“

In solchem Sinne handelte man denn auch ohne Verzug. Der bisher bestandene „Rath neben Sr. Durchlaucht," wurde in seinen Funktionen weiter bestätigt. Am 13. Juli versammelten sich die Edelen, so wie die Deputirten der Städte Dordrecht, Haarlem, Delft, Leyden, Amsterdam, Gouda, Rotterdam, Gorkum, Schiedam, Schoonhoven, Briel, Alkmaar, Hoorn, Enkhuizen, Edam, Monnikendam, Medenblick, Purmerende, Naarden, Weesp, Muiden, Heusden, Oudewater, Woerden und Gertruidenberg, und beschlossen, eine provisorische gemeinschaftliche Regierung zwischen Holland, Seeland und Utrecht zu entwerfen, so wie auch zu diesem Ende mit den übrigen seit der Genter Pacifikation verbundenen und der Utrechter Union beigetretenen Provinzen in Unterhandlungen zu treten. Und so kamen denn die Generalstaaten der näheren Union in einer Versammlung zu Delft am 18. August überein, nnd errichteten einen gemeinschaftlichen Staatsrath zur Regierung von Brabant und Flandern (soweit diese Provinzen noch bei der Vereinigung geblieben waren) von Mecheln, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland. An die Spitze des Staatsrathes beriefen sie Oraniens zweitgebornen Sohn, den Grafen Moritz von Nassau (dessen älterer Bruder Philipp Wilhelm war noch immer in spanischem Gewahrsam). Moritz (geboren zu Dillenburg, am 3. November 1567) stand damals in seinem 17ten Jahre und studirte auf der hohen Schule zu Leyden, wo er auf Kosten des Vaterlandes erzogen worden war, ein reichbegabter und kühner Jüngling, der nach seines großen Vaters Ermordung einen abgehauenen Baum, aus dessen Strunk neue Keime treiben, mit dem Spruch: „Tandem fit surculus arbor" zur Devise genommen hatte. Die Einrichtung des Staatsraths

und dessen so wie Moritzens Funktionen waren folgende. Der Staatsrath sollte aus achtzehn Personen bestehen (drei Mitglieder aus Brabant, zwei aus Flandern, eines aus Mecheln, vier aus Holland, drei aus Seeland, zwei aus Utrecht und drei aus Friesland). Aus diesen achtzehn Mitgliedern sollte nun ein Schatzmeister und ein Präsident gewählt werden. Die Würde des Letzteren war von der Stellung Moritzens getrennt; die Präsidentschaft sollte nämlich von Monat zu Monat wechseln, Moritz dagegen beständig an der Spitze des Staatsrathes stehen. Es schien dies die passendste Auskunft, welche man bei dem damaligen gefahrvollen Zustand des Vaterlandes treffen zu können glaubte, — eine Art von Ersatz für die Souverainetät, welche man Moritzens Vater übertragen hatte, welche man jedoch dem Jüngling einzuräumen mit Recht Bedenken trug, während anderseits der Nation nichts Anderes übrig blieb, als: sich durch ihre Repräsentanten selbst zu regieren. Eintracht mußte jetzt mehr als jemals der Brennpunkt aller Bestrebungen der Regierung und Verwaltung sein; nur von Eintracht zwischen den Provinzen unter sich, zwischen den einzelnen Ständen derselben, so wie zwischen den Städten, endlich zwischen dem Staatsrath und Moritz, war Rettung vor der feindlichen Uebermacht, waren innerliche Kraft und Heil zu erwarten. So wurde es denn Moritzen und dem Staatsrath als erste Pflicht auferlegt, die Eintracht zwischen den verschiedenen Provinzen zu erhalten, womit natürlich auch das Gelöbniß: die Privilegien zu achten, verbunden war. Moritz und der Staatsrath übten gemeinschaftlich die landesherrlichen Rechte, waren jedoch in Bezug auf die Lebensfragen der Nation, so z. B. Friedensverhandlungen mit Spanien oder Krieg gegen dasselbe, an die Staaten gebunden, die sich,

nach Einberufung durch den Staatsrath, zweimal im Jahre versammlen sollten. Ueberdieß hatten sowohl Moritz als die Mitglieder des Staatsraths einen Eid zu leisten, daß sie lediglich das Gesammtwohl aller Bundesgenossen, nie aber bloß ihr eigenes Interesse oder bloß das jener Provinzen berücksichtigen sollten, in welchen sie geboren oder von denen sie abgesendet seien. Zur Bestreitung der Kriegskosten verwilligten die Staaten für die Dauer der neuen Regierungsform eine monatliche Summe von 300,000 Pfund. Die Provinz Holland bestellte für sich außerdem noch einen besonderen Staatsrath, unter dem Namen des Kollegiums der kommittirten Räthe der Staaten von Holland, in der Weise, wie man im Nordquartier schon seit einiger Zeit kommittirte Räthe für jene Intervalle hatte, in welchen die Staaten nicht versammelt waren. Inzwischen dauerte es doch lange, bis dieß „Kollegium der kommittirten Räthe" für ganz Holland festen Fuß faßte. Durch die Einführung des „Staatsrathes" wurde der „Landrath" an der Ostseite der Maas, welcher ungeachtet aller seiner Thätigkeit doch nur geringe Wirksamkeit gehabt hatte, überflüssig, und mit ehrenvollem Abschied aufgehoben.

Man sieht, wie eifrig und umsichtig die Staaten bedacht waren, die Unabhängigkeit der Provinzen von Spanien durch Befestigung einer zweckmäßigen Verfassung und Regierungsform zu sichern; die wichtigsten Impulse gingen dabei von Holland aus. Dort finden wir denn auch die größte Bereitwilligkeit, so wie eben dort und in Seeland und Utrecht zur Zeit noch am meisten Ruhe herrscht; dort hat die Freiheit ihren Schwerpunkt. Indessen wird die Gefahr, welche der Unabhängigkeit der abgefallenen Provinzen droht, immer größer. Over-Yssel wird durch die Feinde von zwei Seiten

her in Schrecken erhalten, von Steenwyk und von Zütphen her. In den Gröninger Umlanden und in Drenthe hat der Spanier Verdugo das Glück für sich. Von Flandern und Brabant, wo Farnese von Tag zu Tag fester fußt und die wenigen großen Städte, welche sich bis jetzt noch nicht zu einer Aussöhnung mit Spanien entschlossen haben, durch Waffengewalt und durch Anerbietungen, denen man mit Grund vertrauen darf, auf seine Seite zu bringen sucht, ist für die gemeinsame Sache fast nichts mehr zu hoffen. Außerdem litten die Bundesgenossen, welche treu zusammenhalten wollten, durch den schlimmen Zustand ihrer Finanzen und ihrer Heere, welche fast keine Kriegszucht mehr kannten. Wie war nun zu hoffen, daß sie sich wider Farnese länger würden halten können? Kurz: die Bedrängniß war allgemein und schwer; es bedurfte des höchsten Aufschwungs der Vaterlandsliebe, der angestrengtesten Bemühungen, der größten Aufopferung und der strengsten Wachsamkeit, damit die Provinzen der Utrechter Union, Holland und Seeland an der Spitze, nicht wankten noch erlagen. Und dennoch werden wir uns bald überzeugen, daß die Staaten endlich kaum ein andres Rettungsmittel mehr vor sich sahen als abermals jenes frühere, das gefährlichste, nämlich die Verbindung mit einer fremden Macht. Doch, um zu begreifen, wie sie sich dazu bewogen finden konnten, müssen wir vorerst Farneses Fortschritte in Flandern und Brabant und den Sieg der königlichen Sache dortselbst mit aufmerksamen Blicken verfolgen.

Man erinnert sich der im vorigen Kapitel erwähnten Versuche Hembyzes, den Spaniern Termonde und Gent zu überliefern. Die Entdeckung dieser Verrätherei hatte den weiland Demagogen den Kopf gekostet und die patriotisch-protestantische Parthei in Gent hatte dadurch für den Augenblick wieder das Uebergewicht erlangt, ohne jedoch die spanisch gesinnte

und die Faktion derjenigen, welche wenigstens den Frieden wünschten, auflösen zu können. Farnese ersah indessen aus diesen Vorfällen immerhin die innere Schwäche der ihm noch widerstrebenden Stadt, und bemühte sich eifrig, die Unterwerfung Flanderns, die er so glücklich begonnen und fortgeführt hatte, gänzlich zu vollenden, so wie zu gleicher Zeit die von Brabant. Ganz richtig hatte er deßhalb sein Hauptaugenmerk auf den Besitz Gents, Brüssels und Antwerpens gewendet und, um diese drei Städte bemeistern zu können, seinen Plan so bestellt, daß er zuerst die Zwischenorte, wodurch bisher die Verbindung der Feinde erhalten wurde, in seine Gewalt brächte.

So war ihm Termonde durch die Lage an der Schelde zwischen Gent und Antwerpen besonders wichtig. Er belagerte es; muthig schlugen die Bewohner einen Sturm ab, doch endlich entschloß man sich, lieber auf die vorgeschlagenen Bedingungen sich zu unterwerfen als durch Verwerfung derselben das schreckliche Loos der Plünderung zu finden; viel trug zu diesem Entschlusse, so wie überhaupt zu den glücklichen Erfolgen Farneses Redlichkeit bei, mit welcher man ihn den Unterworfenen Wort halten sah. So ergab sich denn Termonde am 17. August dem tapfren und geschickten Feldherrn nach einer Belagerung von nur einer Woche.

Farnese lagerte hierauf zu Wetteren und schloß, Meister von Rupelmonde und allen festen Plätzen ringsum, Gent immer enger ein. Schon wüthete, in Folge dieser Maßregeln daselbst der Mangel, und, so von außen und innen zugleich bedrängt, entschloß man sich endlich, mit Farnese zu unterhandeln. Der Abschluß kam in dessen Lager zu Beveren am 17. September zu Stande und wurde zwei Tage später publicirt. Die Bedingungen, unter welchen sich Gent ergab,

waren in der That die mildesten, die eine Stadt, von welcher die größten Gewaltthätigkeiten gegen den Katholizismus ausgegangen, von dem Statthalter des Königs von Spanien irgend erwarten konnte; aber eben deßhalb war das Benehmen Farneses auch von um so größerem Einfluß auf die Stimmung der übrigen Städte Flanderns und Brabants. Die erste Bedingung, von welcher Farnese natürlicherweise durchaus nicht abgehen konnte, war die Wiederherstellung und ausschließliche Herrschaft des römisch-katholischen Kultus, mit der nothwendig daran geknüpften Konsequenz, daß die katholische Geistlichkeit alle ihre Rechte und Güter wieder erlangte. Soviel denn zur Genugthuung der Kirche. In Beziehung auf die dem beleidigten königlichen Ansehen zu leistende Genugthuung machte Farnese zur Bedingung die Wiedererbauung der Citadelle, und die Ueberantwortung von zwölf Bürgern Gents, welche für die von der Bevölkerung im Ganzen begangenen Exzesse durch den Tod büßen sollten. Endlich sollte Gent eine Brandschatzung von 300,000 Thalern erlegen. Mit weiser Milde ermäßigte Farnese alle jene Bedingungen (den Punkt der Religion allein ausgenommen); die Brandschatzung wurde auf 200,000 Thaler reducirt; bei dem Wiederaufbau der Citadelle wurden jene Festungswerke, welche gegen die Stadttheile gerichtet waren, ausgenommen; die Zahl jener zwölf Sühnopfer beschränkte Farnese auf sechs, später sogar auf drei, und auch diesen dreien schenkte er gegen starkes Lösegeld das Leben. Für die ganze übrige Bevölkerung hatte er schon von Anfang eine allgemeine Amnestie erlassen; jene städtischen Rechte, Gewohnheiten und Privilegien, wie sie Gent unmittelbar vor der Revolution besessen hatte, ließ er unangetastet, und die Protestanten, welche nicht zur katholischen

Religion übertreten wollten, durften noch zwei Jahre in der Stadt verweilen, um während dieser Zeit über ihre Besitzthümer ungestört verfügen zu können; nach Verlauf derselben stand ihnen dann allerdings nur die Wahl frei: entweder, wenn sie bleiben wollten, zum Katholizismus überzutreten, oder auszuwandern. Die Mehrzahl der Genter Protestanten entschloß sich zu dem Letzteren und begab sich nach Holland und Seeland, wodurch Gent bedeutend verlor; kaum die Hälfte der Bevölkerung blieb daselbst.

Wie die Uebergabe Termondes jene Gents zur raschen Folge gehabt, so suchte Farnese inzwischen auch durch Bemächtigung Vilvoordens die Hauptstadt Brabants, Brüssel, zur Unterwerfung zu bringen. Schon am 7. September hatte sich ihm Vilvoorden nach einer kurzen Belagerung ergeben; doch Brüssel leistete, wiewohl von allen Seiten ohne Zufuhr, und weit und breit von den siegreichen Feinden, den Meistern des flachen Landes, umgeben, noch lange Zeit hartnäckigen Widerstand. Ebenso Mecheln. Farnese sah der Stunde ruhig entgegen, in welcher sich ihm beide Städte, durch unabweisliche Nothwendigkeit gedrängt, dennoch unterwerfen würden. Er wollte auch ihnen keine härteren Bedingungen vorschreiben als den übrigen; denn nur durch eine solche Mäßigung im Glücke konnte er das Vertrauen der Unterworfenen zu Spanien herstellen und somit die Unterwerfung auch für die Dauer sichern: nur in Achtung der Privilegien, in zarter Schonung der Personen und des Eigenthums, von seiner Seite, konnte er anderseits eine Bürgschaft für die Wiederherstellung des Katholizismus finden. Während Farnese solcherweise durch eine wohlberechnete und ehrenhafte Politik Erfolge errang, denen Alba, Requesens und Don Juan vergeblich nachgestrebt hatten,

fuhr er zugleich ruhig, aber mit der ganzen Ueberlegenheit seines genialen Geistes, in seinen militärischen Operationen gegen Antwerpen fort, dessen Ueberwältigung der Unterwerfung der südlichen Provinzen die Krone aufsetzen mußte. Aber im hohen Grade schwierig war dieß Werk; es nahm Farneses ganze Kriegskunst in Anspruch. Sein Hauptaugenmerk mußte darauf gerichtet sein, sich zum Meister der Schelde zu machen, um den Bewohnern Antwerpens alle Hülfe und Zufuhr von Holland und Seeland her abzuschneiden, worauf sie allein noch angewiesen waren, je mehr Farnese selbst ganz Flandern und Brabant in seine Gewalt bekam.

Das Schicksal Antwerpens war für den verewigten Prinzen Wilhelm von Oranien ein Gegenstand der äußersten Besorgniß gewesen, und kurze Zeit vor seinem Tode, bei Gelegenheit der Taufe seines jüngsten Sohnes Heinrich Friedrich, hatte er durch seinen Freund St. Aldegonde (welcher, wie wir wissen, damals Bürgermeister in Antwerpen war) der städtischen Regierung den Rath ertheilt: „man möchte doch ja den Blaauwgarendyk von da, wo sich die Schelde in drei Arme theilt, bis gegen Bergen-op-Zoom hin, durchstechen; denn, wenn dadurch eine Ueberschwemmung bewirkt worden sei, dann könne eine Entsatzflotte das Wasser tief genug finden, um über den Kouwensteinischen Deich bis vor das Thor Antwerpens zu bringen; holländische und seeländische Kriegsschiffe aber müßten den Feind vom Deiche abhalten, und ihn am Aufwerfen von Schanzen verhindern.“ St. Aldegonde trug gleich nach seiner Zurückkunft von Delft, Oraniens Rath dem Rathe und den Bürgerhauptleuten vor, und sowohl der Erstere als die Letzteren gaben, von der Zweckmäßigkeit vollkommen überzeugt, ihre Zustimmung. Nun aber machte sich bei der eigenthümlich

zusammengesetzten Verfassung der Stadt, *) welche außer den Gesammtinteressen auch den Partikularinteressen vollkommen Spielraum ließ, ein solches letzteres geltend, und zwar, wie sich nicht anders erwarten ließ, zum Nachtheil der ersteren. Die Fleischerzunft widersetzte sich dem Durchstechen des Blaauwgarendyks aus dem Grunde, weil ihr dadurch ein Weideland verloren ginge, worauf sie jährlich 12,000 Ochsen mästete; „unmöglich“ (so ließ sich diese Zunft vernehmen) „ist es ja für den Prinzen von Parma, einen so gewaltigen Strom wie die Schelde, zu sperren, und mithin ist es ja auch unnöthig, eine solche außerordentliche Maßregel zu treffen!“

---

*) „Antwerpen hatte so viele besondere Vorrechte, daß Guicciardini keine Schwierigkeit macht, es eine Republik zu nennen, und das Ideal des Polybius, das Gleichgewicht der drei Mächte, darin verwirklicht zu sehen. Die höchste Macht stand zwar beim Fürsten, doch war sie größtentheils in den Händen zweier Kollegien, die man den aristokratischen Theil der Konstitution nennen kann, des regierenden Raths, des aus 2 Bürgermeistern, 18 Schöffen und Schatzmeistern bestehenden Altraths oder der abgetretenen Regierungsmitglieder und Räthe. Der Einfluß des Volkes ward vermittelt durch die 26 Hauptleute der Bürgerschaft (2 in jedem Stadtviertel) und 4 adelige Hauptleute endlich durch die 54 Dekane der Gilden oder Zünfte, zwei aus jeder Zunft. (Einige wollen die Hauptleute als zum Altrath gehörig betrachten). Hier, wie in Holland, geschah die Wahl durch den Fürsten, aus einer von der Behörde eingesandten Doppelzahl. Außer dem Bürgermeister für die Stadt war auch noch einer für ihre äußeren Verhältnisse, der sich meistens am Hofe der Fürsten aufhielt und die Stadt sowohl da als bei den Staaten des Landes vertrat. Für die Kriminalsachen war der sogenannte Markgraf, für die Civilangelegenheiten ein Amtmann angestellt, den Guicciardini mit dem italiänischen Podesta vergleicht. Die Stadt hatte zwei Pensionairs, zwei Schatzmeister und einen ihnen untergebenen Steuerrath.“ So schildert van Kampen (Geschichte der Niederlande. Hamburg. 1831. I. Bd. S. 309—310) in gedrängter Kürze meisterhaft die Grundlinien der Verfassung Antwerpens, wie sich dieselbe bis zur Zeit Karls V. ausgebildet hatte.

Vergeblich erschöpfte sich St. Aldegonde in Gegengründen; „der Feind kann“ (so sprach er) „eine Brücke über den Strom schlagen, die sich bei gewöhnlichem Wetter schließen läßt und denselben sperrt. Haben wir denn die Elemente in unserer Gewalt, welche die Brücke möglicherweise zerstören können? Wissen wir denn, ob Alexander Farnese den Strom nicht durch Schiffe zu sperren bedacht ist, die, an Ankertauen fest liegend, dem Steigen und Fallen der Fluth, den Winden und selbst dem Eisgang zu trotzen vermöchte?“ Die Fleischerzunft drang durch und wußte selbst die Bürgerhauptleute von deren früherem Beschlusse abwendig zu machen. So unterblieb denn das Durchstechen des Deiches.

Am 3. Juli 1584 lagerte sich nun Farnese, welcher sowohl das flandrische als das brabantische Schelde-Ufer mit verschiedenen Truppen-Abtheilungen besetzt hatte, um Antwerpen alle Zufuhr abzuschneiden, zu Kalbeek, gegenüber von St. Bernhard auf dem flandrischen Ufer, während Mondragon mit vielen Truppen über den Strom auf das entgegengesetzte brabantische zog. Drei Meilen unterhalb Antwerpen lagen zwei wichtige Festungswerke, Fort Lillo auf der brabantischen Seite und Fort Liefkenshoek auf der flandrischen. Das Letztere eroberte der Marquis von Roubaix am 10. Juli, während Mondragon das Fort Lillo angriff. Doch tapfer wurde dies ungefähr drei Wochen lang vertheidigt, so daß sich Mondragon endlich genöthigt sah, von Lillo abzuziehen, nachdem er 2000 Mann davor eingebüßt hatte. Dagegen besetzte er nun außer Kouwenstein und einigen andern Plätzen auch den wichtigen Blaauwgarendeich, nachdem man endlich in Antwerpen, jetzt allzuspät, übereingekommen war, denselben zu durchstechen. Hatte Alexander Farnese dadurch schon einen großen Vorsprung erreicht, so kam

ihm jetzt der Besitz Termondes, Vilvoordens und Gents, wovon wir bereits Erwähnung thaten, für seinen Kriegsplan gegen Antwerpen noch mehr zu statten. Nun richteten die Staaten von Holland und Seeland ihr Augenmerk mit wachsender Besorgniß auf Antwerpen. Ihr General-Lieutenannt der Graf von Hohenlohe, begab sich nach Seeland und von dort nach Bergen-op-Zoom, das er für die Staaten verstärkte, nachdem der dortige Oberst Beerwoud, der es an Farnese hatte verrathen wollen, zum Feinde übergegangen war. Bedenklich sah es auch in Ostende aus, wo die Besatzung der Staaten, über Soldrückstände murrend, sich schon trotzig äußerte, sie wolle mit Farnese unterhandeln. Glücklicherweise gelang es dem Admiral Wilhelm von Treslong, durch Bezahlung eines monatlichen Soldes die Meuterei noch im Keime zu ersticken. Farnese aber beschloß nun, die Belagerung Antwerpens mit größerem Nachdruck als bisher fortzusetzen, was er in Folge der immer günstigeren Stellung, die er seither errungen hatte, auch allerdings konnte.

Inzwischen hatte in Antwerpen selbst bei den reicherern Bewohnern Bestürzung über Hand genommen und Viele derselben hatten die Stadt verlassen, worüber die Zurückgebliebenen in heftige Aufregung geriethen, weil nunmehr die ganze Last der Vertheidigungskosten auf sie allein fiel. Leider trat bald noch ein andrer übler Umstand für Antwerpen ein. Noch immer war nämlich die Zufuhr von Korn zu Schiff aus Holland und Seeland, ungeachtet der Gefahren durch die Spanier ziemlich ungehindert und somit schien die Verproviantirung der Stadt gesichert. Da setzte denn der Rath bestimmte Getreidepreise fest und verbot das Aufschütten des Korns. Die Folge davon war nun, daß die Kornhändler ihr allzugroßes Wagniß in Anschlag bringend, sich nicht entschließen konnten, ihre Vor-

räthe zu geringeren Preisen loszuschlagen, und die Sendungen unterließen, wodurch denn die nöthige Verproviantirung Antwerpens auf einmal merklich litt. Ja es gab sogar einige treulose Schiffer, welche sich willig vom Feinde nehmen ließen, um demselben ihre Ladungen zu verkaufen; die bei dieser Gelegenheit genommenen Schiffe kamen den Spaniern natürlicherweise trefflich zu statten. Da machte ein Italiäner, welcher schon mehrere Jahre lang in Antwerpen lebte und für die Sache der niederländischen Freiheit begeistert war, Friedrich Gianibelli, ein erfinderischer Kopf, der Stadt einen trefflichen Vorschlag, um sie für lange Zeit mit Proviant zu versehen. „Man solle", schlug Gianibelli vor, „eine Gesellschaft unbescholtener Männer errichten, und ihr so viel Geld zur Verfügung stellen, als bei einem hundertsten Pfennig zusammenkäme. Diese Gesellschaft hätte nun in Holland und sonstwo für 36 Tonnen Goldes Lebensmittel anzukaufen, ein Viertel gleich, drei Viertel in zwei bis drei Monaten zu bezahlen. Die Lieferungen müßten wöchentlich gemacht und der Vorrath den reichsten Einwohnern in die Häuser abgegeben werden, als Pfand für das Kaufgeld, welches sie vorzuschießen hätten; diesen blieben dann auch die zu hoffenden Prozente des Gewinns, wenn die Gesellschaft den Verkauf der Vorräthe beföhle; dabei hätten die Mitglieder der Gesellschaft denn auch zugleich den Vortheil, für ihre eigenen Personen und Familien stets mit hinreichendem Mundvorrath versehen zu sein." Dieser Vorschlag Gianibelli's konnte jedoch nicht durchgesetzt werden. Dagegen betrieb man die Anstalten zur Vertheidigung mit dem größten Eifer.

Aber auch Alexander Farnese blieb mittlerweile nicht müßig. Er überzeugte sich, daß er Antwerpen nur dann mit Erfolg blokiren könne, wenn er die Schelde durch eine Schiffbrücke sperre. Bei der großen Breite des Stromes

und dessen mächtigem Zug, so wie bei der Einwirkung von Ebbe und Fluth schien dies kaum möglich zu sein. Aber Farnese ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken. Er berieth sich mit seinen beiden geschickten Kriegsbaumeistern Properz Barochio und Johann Baptist Plato über die Ausführung seines kühnen Planes, und bestimmte nach vorangegangenen Untersuchungen, die Stelle zwischen Kallo auf der flandrischen und Ordam auf der brabantischen Seite die Brücke zu schlagen. Die Schelde ist dort am wenigsten breit und macht eine Krümmung, so daß Schiffe, welche stromaufwärts kamen, nicht geradeswegs gegen die Brücke ankommen konnten. Um nun die zu schlagende Brücke auf beiden Seiten gehörig zu decken, ließ Farnese zwei Forts erbauen, auf der brabantischen Seite bei Ordam das Fort St. Philipp, auf der flandrischen bei Kallo das Fort Sankta Maria. Hierauf ließ er von beiden Ufern aus mächtige Pfahlwerke („estacades," „Staketsels") in den Fluß hineinbauen. Die größten und stärksten Mastbäume wurden dazu verwendet. Es befanden sich drei Reihen von Pfählen nebeneinander, welche durch Balken verbunden waren. Die Estacade von Kallo war 200, die von Ordam 900 Fuß lang, und so breit, daß die Truppen acht Mann hoch darüber schreiten konnten. Die Breite des offenen Stromes zwischen beiden Pfahlwerken betrug 1250 Fuß und dieser Raum sollte nun durch eine Schiffbrücke vollends geschlossen, das Ganze durch 97 Kanonen vertheidigt werden. Um von Gent aus, in dessen Besitz sich Farnese mittlerweile gesetzt hatte, das nöthige Holz und Material zum Bau dieses riesenhaften Werkes zu erhalten, ließ er, da die Schifffahrt zwischen jener Stadt und seinem Lager durch eine feindliche Schanze gesperrt war, einen Kanal durch das Land von Waas graben, welcher sich in einer Länge von 14,000 Fuß von dem Fluße Moer beim Dorfe Stecken bis nach

Kallo hinzog, wo die Mündung durch ein Fort gedeckt wurde. Durch diesen Kanal verschaffte Farnese nicht bloß damals sich selbst (für den Bedarf seines Brückenbaus, seines Heeres und Lagers), sondern auch dem Lande von Waas für künftige Zeiten bis heute einen wichtigen Vortheil; sein Kanal trug nämlich in der Folge wesentlich dazu bei, daß jener früherhin ziemlich dürre Landstrich, kultivirt, bevölkert und im hohen Grade wohlhabend wurde. Damals war jedoch die rasche Vollendung des Kanals, zu dessen Förderung der fürstliche Feldherr, seine Soldaten aneifernd, selbst Hand anlegte, ein Schrecken für die freien Provinzen; da sich Farnese dadurch in unmittelbarer Kommunikation mit den reichen Städten Flanderns befand, so besorgte man mit Recht nunmehr die äußerste Gefahr für Antwerpen.

Dort selbst entstand neben der verderblichen Verwirrung, welche in der Eifersucht der verschiedenen Gewalten ihren Grund hatte, auch eine Meinungsverschiedenheit, wobei wieder das religiöse Moment ins Spiel kam. Als nämlich Farnese seinen Kanal glücklich vollendet hatte und sich dadurch in Stand gesetzt sah, die Blokade mit dem größten Nachdruck fortzusetzen, glaubten die Katholiken in Antwerpen, es sei das Zweckmäßigste, sich dem spanischen Generalstatthalter bei Zeiten wieder zu unterwerfen. Welchen Grund hätten sie auch gehabt, demselben länger zu widerstehen? Achtete Farnese nicht überall die städtischen Privilegien, und schützte er denn nicht ihr Theuerstes, die katholische Religion? Würde es demnach (so schlossen sie) nicht im höchsten Grade thörigt sein, seinen Zorn zu reitzen, ja ihn gewissermassen zur Härte zu zwingen, da doch nach aller Berechnung nichts anderes vorauszusehen war, als daß er Antwerpen einnehmen würde? So ließen denn die reichsten Katholiken dieser Stadt eine Bittschrift an den Rath aufsetzen, worin sie darauf antrugen: man möchte sich bald mit Alexander Far-

nese unter glimpflichen Bedingungen vergleichen. Es konnte nicht fehlen, daß die Protestanten in diesem Wunsche nur eine Verrätherei sahen. So brach denn die heftigste Erbitterung aus, und es kam zu tumultuarischen Auftritten. Das fand in der Mitte des Oktobers (1584) statt; die Obrigkeit sah sich genöthigt, jene Bürger, welche Verhandlungen beantragt hatten, gefangen zu nehmen und mit bedeutenden Geldbußen (von 6000 bis 4000 Gulden) zu belegen. Sodann erschien eine Verordnung, daß, bei Verlust von Leib und Gut, Niemand fürder vom Frieden mit Farnese reden, und daß Jeder auf's Neue schwören solle, den König von Spanien und seinen ganzen Anhang als Feinde des Vaterlandes zu betrachten, endlich daß, bei Strafe der Konfiskation, Niemand, ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit, die Stadt verlassen dürfe.

Farnese erhielt jedoch geheime Kundschaft von den Vorfällen in Antwerpen und beschloß, die friedliche Gesinnung der katholischen Parthei ungesäumt zu benützen. Er ließ unterm 13. November, von Stabroek aus, wohin er sein Hauptquartier von Beveren verlegt hatte, einen Brief an den Magistrat Antwerpens ergehen. In demselben erinnerte er die „sehr theuren und geliebten" Bürgermeister, Schöffen und Rath der Stadt Antwerpen (so hieß es in der Anrede), wie es auch der beschränkteste Kopf einsehen müsse, daß das „Vorhaben derjenigen, die den langwierigen Krieg angefacht hätten, keineswegs aus wahrem Eifer für das gemeine Beste, sondern bloß aus deren Eigennutz entsprungen sei. Man könne nach reiflicher Ueberlegung wohl keine andere Ueberzeugung gewinnen, als daß weiland Wilhelm von Oranien bloß Verwirrung in allen Dingen beabsichtigt habe, ohne daß er je eine belagerte Stadt entsetzt habe. Ein gleiches gelte von den Franzosen, über deren verrätherische Absichten ja die Antwerpener selbst das beste Zeugniß

ausstellen könnten. Da es nun Gott gefallen habe, sowohl Oranien als Anjou von dieser Welt abzurufen, und anderseits die Macht des Königs zu befestigen, so möchten die Bürger bei Zeiten auf ihre eigene Wohlfahrt wohl bedacht sein; Farnese selbst könne nicht umhin, aus besonderer Vorliebe für die Lande, wo er in seiner Jugend glückliche Tage verlebt habe, sowohl Antwerpen, als auch die übrigen Städte und Provinzen insgemein, dringend zur Versöhnung mit dem Könige aufzufordern, sie möchten ihre Frauen und Kinder und ihr verlassenes Vaterland ernstlich bedenken, sie möchten sich an die Ruhe und das Glück erinnern, das sie früher unter der königlichen Herrschaft genossen, und dagegen das äußerste Verderben erwägen, dem das Land jetzt preisgegeben sei, und wie die Noth von Tag zu Tag noch mehr zunehmen werde. Wiewohl der König, ihr angeborner Herr, schwer beleidigt worden, so überwiege doch seine Mildherzigkeit, und er biete ihnen ein völliges Vergessen und Vergeben alles Vorgefallenen an. Er (Farnese) sei mit Freuden bereit, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, und als solcher seine Pflichten gegen sie treulich zu erfüllen. Würden jedoch die Bürger sich hartnäckig zu weigern fortfahren, so verwahre er sich hiemit im Voraus, daß man alles Blut der Schuldlosen, das vergossen werden, alles Unglück, das hierauf folgen möchte, nicht ihm zuzurechnen habe. Schließlich bitte er Gott, die Herzen derjenigen, welche in der Stadt den größten Einfluß ausüben, zu bewegen, und Alle in seinen heiligen Schutz zu nehmen." Am 23. November erhielt Farnese aus Antwerpen darauf Antwort. Bürgermeister, Schöffen, Schatzmeister, Rentmeister und Rath von Antwerpen gaben hierauf, nach Uebereinkunft mit den anderen im „breden Rad" versammelten Mitgliedern und den Zünften, dem Prinzen von Parma „in aller Ehrerbietung" zu erkennen, daß sie in seiner Ermahnung einen Be-

weis seiner redlichen Absichten wahrnähmen, um die Lande in einen besseren Zustand zu bringen. Sie bäten Se. Hoheit: glauben zu wollen, daß sie den Krieg nicht freiwillig, oder etwa durch weiland den Prinzen von Oranien verleitet, begonnen hätten, sondern lediglich durch die Tyrannei dazu gezwungen worden seien, welche man im Namen des Königs und unter dem Vorwande der Religion in den Landen ausgeübt habe. Sie könnten die Großmuth Sr. Hoheit nicht genug preisen und dankten ihm ehrfurchtsvoll für seine angebotene Vermittlung, welche sie gerne annehmen würden, wenn er ihnen die freie Uebung des protestantischen Gottesdienstes zugestehen könnte, welche der vornähmlichste Gegenstand sei, um welchen sich Krieg oder Friede drehe. Sie wüßten jedoch, daß Se. Hoheit ihnen die Religionsfreiheit nicht gewähren könne, ja daß nicht einmal der König selbst, der dem Papst zu Rom und der spanischen Inquisition unterworfen sei, Macht dazu habe, seinen christlichen Unterthanen das zu vergönnen, was sogar der Papst, so wie viele Fürsten Italiens, den Juden und Türken erlaubten. Von jeder Hoffnung abgeschnitten, je eine solche dauernde Garantie des Friedens zu erlangen, sähen sie sich denn jetzt durch dieselbe Nothwendigkeit, welche ihnen die Waffen in die Hand gegeben, zur Fortsetzung des Krieges gezwungen. Nach zahllosen vergeblichen und demüthigen Vorstellungen, Protestationen und Bitten am spanischen Hofe, nach vielen eben so fruchtlosen Intercessionen christlicher Könige und Fürsten, hätten sie denn endlich zum letzten Mittel ihre Zuflucht nehmen und sich an einen auswärtigen Fürsten wenden müssen, dieser sei, wie sie Sr. Hoheit nicht verhehlen könnten, der König von Frankreich, der in seinem Lande alle Konfessionen in Friede und Ruhe nebeneinander dulde. Er habe ihnen so wie allen unirten Provinzen, auf ihre Vorstellung, sie unter seinen Schutz zu nehmen, densel-

den zugesagt, und es stünde demnach, ohne den gerechten Tadel der Leichtfertigkeit und des Undanks auf sich zu laden, nicht mehr in ihrer Macht, sich in Unterhandlungen einzulassen, durch welche ihre Verbindlichkeiten gegen den König von Frankreich irgendwie beeinträchtigt würden. Außerdem hätten sie sich, als ein Mitglied der Union, eidlich verpflichtet, sich ohne allgemeine Zustimmung sämmtlicher unirter Provinzen in keine Verhandlung über einen Separatfrieden einzulassen. Aus diesem Grunde hätten sie denn auch das Schreiben Sr. Hoheit den unirten Provinzen, und mit deren Gutheißung, auch dem König von Frankreich mitzutheilen."

Wir wollen die genauere Auseinandersetzung der eben erwähnten Verhältnisse zu Frankreich einstweilen noch verschieben, und unsre Aufmerksamkeit für jetzt fortwährend den Anstalten zur Blokade Antwerpens widmen. Da die Vermittlungsversuche Farnese's unmöglich zu einem Resultate führen konnten, (und zwar aus jenen Gründen, welche wir in der Antwort der Antwerpener kennen lernten), so fuhr Farnese eben so eifrig fort, die Blokade Antwerpens zu vollenden, als sich die Bewohner dieser Stadt bei den Bundesgenossen, besonders aber bei Holland und Seeland, um schleunige Hülfe bewarben; der wackere St. Aldegonde war unermüdlich für die Rettung der Stadt besorgt. Er sandte, noch im Dezember 1584 den tapfren Herrn von Teligny, welcher den Spaniern vor Antwerpen schon so manchen Abbruch gethan hatte, nach Seeland, um die Staaten dieser Provinz zu einem Angriff gegen die spanischen Verschanzungen auf dem Kouwensteinischen Damme zu vereinigen. Leider aber gerieth Teligny in Farneses Gefangenschaft. Statt seiner kam ein anderer Abgesandter Antwerpens, der Hauptmann Prop, nach Middelburg, wo die Staaten von Seeland versammelt waren.

Sie beschlossen, auf den Rath des Grafen von Hohenlohe, den Entsatz Antwerpens.

Mittlerweile ließ sich Farnese durch den Herbst nicht abhalten, seinen Brückenbau fortzusetzen, und als der Winter eintrat, und die Schelde mit Eis ging, bemerkte er zu seiner nicht geringen Freude, wie sein gewaltiges Pfahlwerk den Schollen Trotz bot. Als die Witterung wieder gelinder wurde, ließ Farnese die Arbeiten wieder beginnen. Es galt nun nur noch, den freien Raum des Stromes zwischen den beiden Estacaden durch Schiffe auszufüllen und so war dann die Kommunikation zwischen beiden Scheldeufern für ihn vollends hergestellt. Zu diesem Ende ließ Farnese breite platte Fahrzeuge herbeibringen, welche man durch Ketten und Taue aneinander befestigte und von denen jedes durch zwei Anker gehalten wurde. So war nun die Brücke hergestellt, und zwar in der Weise, daß die beiden Enden derselben dem Andrange der Wellen durch das kunstreiche Pfahlwerk Widerstand leisten konnten, während die Mitte der Ebbe und Fluth nachgab. Das ganze Werk, ein Meisterstück der Wasserbaukunst, war zugleich trefflich vertheidigt und mit Recht einer Festung vergleichbar. So befanden sich auf jedem Schiffe (es waren deren 32) zwei Geschütze nebst 30 Soldaten und 4 Schiffleuten, auf den beiden Brückenköpfen und der Brücke selbst im Ganzen 92 Geschütze, ringsum drohte eine Menge von Kriegsschiffen jeder Flotte, welche einen Angriff zu Wasser wagen würde, während auf beiden Ufern des Stromes und auf den Deichen, die aus den Fluthen hervorragten, Fort an Fort, Schanze an Schanze, Batterie an Batterie stand, die die Schifffahrt auf dem Fahrwasser der Schelde beherrschte und die Brücke vertheidigte. Zu diesem letzteren Zwecke sperrte der Kriegsbaumeister Barochio den Strom unterhalb der Brücke

noch durch eine schwimmende Verschanzung, welche aus einer Menge mit einander verbundener kleiner Fahrzeuge bestand, die an schlaffen Ankertauen hingen, und vorne mit mächtigen eisengespitzten Pfählen versehen waren. Am 28. Februar 1585 sah Farnese sein Werk vollendet und sein ganzes Heer feierte dieß Ereigniß mit Jubel. In Antwerpen hatte man die Vollendung immer für unmöglich gehalten, und glaubte sie auch jetzt kaum. Man sandte deßhalb einen Kundschafter aus, der sich von der Wirklichkeit überzeugen sollte. Dieser wurde von den Spaniern ergriffen, auf Farneses Geheiß überall umhergeführt und mit dem Auftrag nach Antwerpen zurückgeschickt: „Gehe heim und melde denen, die dich hieher schickten, was du sahest. Sage ihnen überdieß, daß Alexander Farnese entweder über diese Brücke nach Antwerpen ziehen oder sich unter ihren Trümmern begraben lassen wird.“ Der Kundschafter richtete diesen Auftrag in Antwerpen aus und nun, da Farnese denn wirklich die Zufuhr von Seeland aus unmöglich gemacht hatte, ergriff der Gedanke, wie unwahrscheinlich jetzt die Rettung überhaupt sei, jedes Herz in Antwerpen mit furchtbarer Gewalt.

Farnese hatte indessen, so sehr ihn die Belagerung Antwerpens vorzugsweise in Anspruch nahm, doch auch die übrigen Plätze fortwährend keinesweges aus den Augen gelassen, und so namentlich die Einnahme Brüssels, als der Hauptstadt von Brabant, deren Fall die Unterwerfung dieser Provinz vollenden und ihm bei seinen Unternehmungen gegen Antwerpen ein neues Gewicht in die Wagschale werfen mußte. Während nun alle Blicke vornähmlich auf Antwerpen gerichtet waren, unterhielt Farnese die Blokade Brüssels unausgesetzt seit dem Juli 1584 bis zum März 1585. Seit dem Falle Vilvoordens war die Zufuhr für Brüssel abgeschnitten und diese volk-

reiche Stadt war immer mehr einem drückenden Mangel preisgegeben. Man hatte vergeblich verschiedene Anstalten dagegen zu treffen versucht, und unter Andern die ärmeren Bewohner aus der Stadt entfernt. So wie diese Unglücklichen vor die Thore kamen, trafen sie auf feindliche Truppen, welche mit ihnen grausamen Muthwillen trieben. Nicht genug, daß sie die Männer hinrichteten, schnitten sie den Frauen die Röcke ab, mißhandelten die Greise, verhöhnten beide und trieben sie so wieder gegen die Stadt zurück, wo die Wohlhabenderen unter der Bevölkerung sie wieder aufnehmen mußten. Als nun in Brüssel der Hunger zu wüthen begann, blieben auch alle jene Gräuel, welche derselbe zu erzeugen pflegt, nicht lange aus. So erzählt man sich, daß eine Mutter sich selbst und ihre Kinder vergiftet habe, um diese nicht Hungers sterben sehen zu müssen, und einem gleichen Loose zu erliegen. Als nun diese gräßliche Plage immer noch zunahm und von keiner Seite her mehr Rettung zu erwarten war (denn die holländischen Truppen wurden im Norden durch die Fortschritte der Spanier hinlänglich beschäftigt) sah sich Brüssel endlich in die Nothwendigkeit versetzt, mit Farnese in Unterhandlungen zu treten. Am 10. März 1585 kam der Abschluß zu Stande. Farnese blieb seinem System, das er bisher beobachtet hatte, auch hier getreu. Die Besatzung erhielt freien Abzug; die Protestanten durften (wie zu Gent) noch zwei Jahre lang in der Stadt bleiben, um ihre Angelegenheiten gehörig zu beschicken, vorausgesetzt, daß sie sich ruhig verhielten und den Katholiken kein Aergerniß gaben. Zugleich erklärte Farnese, daß er bereit sei, sich unter gleichen Bedingungen auch mit den Städten Antwerpen, Bergen-op-Zoom, Mecheln, und mehreren anderen zu vergleichen. Die Uebergabe Brüssels bezeichnet indessen einen wichtigen Wendepunkt in den politischen Verhandlungen der unirten Staaten.

Wir halten jenen Wendepunkt fest, indem wir die Verhandlungen selbst hier nachholen.

Der Verlust des größten Theils von Flandern und die äußerste Gefahr, in welcher Brabant stand, hatten nämlich die unirten Staaten zu einem Entschlusse gebracht, auf welchen wir bereits früher hindeuteten, und dessen Ausführung in jener Erwiederung Antwerpens an Farnese deutlich ausgesprochen war. Schon kurze Zeit nach Anjous Tode hatten nämlich die Generalstaaten die Herrn von la Mouillerie und Asseliers nach Frankreich geschickt und dem Könige Heinrich III. die Herrschaft über die Niederlande unter denselben Bedingungen, welche sein Bruder Anjou eingegangen, antragen lassen. Nach Oraniens Tode wurde das Ansuchen erneuert und der König insbesondere gebeten, den Niederlanden einen Obersten zu senden, welcher die Stelle Oraniens einnehmen könne. Zudem schien jetzt der Anstand weggefallen zu sein, welcher früher obgewaltet hatte, nämlich das Souverainetätsrecht Oraniens auf Holland und Seeland; man setzte voraus, daß sich diese beiden Provinzen dem König nunmehr wohl unterwerfen würden. Die niederländischen Gesandten hatten sich bei ihrer Audienz bei der Königin Mutter Katharina einer ehrenvollen und besonders freundlichen Aufnahme zu erfreuen. Man bedeutete ihnen, daß ihnen der König durch seinen Gesandten Pruneaux seine Meinung mittheilen würde.*) Nun suchten

*) Capefigue theilt in seiner histoire de la réforme, de ligue et du regne de Henri IV. (t. IV. p. 186 et 187) folgendes interessante Aktenstück mit, woraus die Absichten Heinrichs III. hervorgehen. „Instruction au sieur Des Primeaux pour traiter au nom du roy avec les Etats-Généraux des Provinces-Unies" (v. 31. Juli 1584). — „D'abord ledict sieur dira auxdicts Estats l'infini regret que Sa Majesté ressent de l'accident pitoyable arrivé à M. le prince d'Orange, d'autant qu'il avoit tousjours esté un bon et sage di-

die dadurch ermuthigten niederländischen Gesandten eine schleunige Truppenhülfe zum Entsatz Antwerpens (und des damals noch belagerten Gent) zu erlangen; doch diese Hoffnung trog sie, und sie kehrten im August 1584 unverrichteter Dinge zurück. Der genannte Prüneaux war jedoch mit ihnen nach Holland gereist und erklärte (am 22. August 1584) in der Versammlung der Staaten, er sei gekommen, um die Bedingungen zu erfahren, unter welchen sich die Niederlande dem Schutz und der Oberherrschaft seines Herrn, des Königs, unterwerfen wollten. Als man sich nun in der Versammlung über die Sache überhaupt berieth, waren die Meinungen der verschiedenen Provinzen sehr ungleich. Brabant erklärte sich bereit, dem König von Frankreich die herzogliche Würde und Landesherrlichkeit zu über-

recteur de leurs affaires et qu'ils ne peuvent que ressentir beaucoup de dommages de la perte d'un tel chef; il les louera aussi grandement de ce qu'ils desmontrent n'avoir pour cet accident perdu le courage, mais vouloir aussi courageusement soutenir leur cause que auparavant. Et pour ce que la proposition qui est faicte de plusieurs choses par lesdicts des Estats, n'est pas de petite importance, Sa Majesté avant de se résouldre donne en charge à M. Des Primeaux de sçavoir à quelles conditions ils desirent de se remettre entre ses bras et luy rendre obéissance en estant par elle embrassés et secourus selon qu'ils l'en requièrent. Et quand il aura esté de ce bien informé par asseurance qu'il en retirera d'eux par escrit en forme probante, M. Des Primeaux s'informera si les Provinces-Unies et les principales villes d'icelles auront mesme volonté et intention, et en tirera aussi un escrit en forme probante. S'enquerra soigneusement ledict sieur si par la mort de M. le prince d'Orange il n'est point survenu de refroidissement en plusieurs qui se voyent despourvus d'un si prudent chef, perdant courage de continuer la guerre et ont volonté et intention de se réconcilier avec le roy catholique. Et M. Des Primeaux dira et asseurera auxdicts Estats-Généraux que, après que Sa Majesté sera esclaircie de ce qu'elle desire sçavoir de cette affaire, elle les résoudra au plus tost que faire se pourra de sa volonté et intention sur leurs offres, et le fera avec toute la sincerité, candeur et franchise avec laquelle elle use en tous ses desportemens.

tragen, wenn er sich zur Erhaltung der Religionsfreiheit und der alten Landesprivilegien verpflichtete, Flandern und Mecheln traten Brabant bei. Holland und Seeland wollten dagegen erst jene besonderen Aufträge hören, welche der französische Gesandte (wie er sich geäußert) an sie hatte. Andere Ansichten, und zwar meistens vorsorgliche oder zurückziehende auf die Entschließung der übrigen Bundesgenossen, hatten die übrigen Bundesgenossen. In Bezug auf Holland und Seeland betraf nun der Hauptpunkt der besonderen Instruktion des französischen Gesandten die Forderung des Königs, daß er von beiden Provinzen nicht als bloßer Schirmherr, sondern als Oberherr anerkannt werde. Diese Forderung war zu wichtig, als daß man sich alsogleich darüber hätte entscheiden können; es wurden deßhalb alle Mitglieder des Adels, selbst die jüngeren Söhne, zu einer Berathung im Oktober berufen, zu welcher denn auch die Gemächtigten aller Städte die Beschlüsse ihrer „Vroedschappen" einzubringen hatten, und außerdem heischte man die Gutachten des Hohen Raths, des Hofes von Holland und der Rechnungskammer. Während dieser Zeit bereiste der französische Gesandte Prüneaux die verschiedenen Städte Hollands, betheuerte den Regierungen derselben die Neigung Heinrichs III. zu den Niederlanden und suchte jene zu dem Beschluß zu überreden, daß man dem König die Herrschaft anbiete. Gleichwohl zweifelte man hie und da, ob es dem König von Frankreich wirklich so sehr um die Herrschaft über die Niederlande zu thun sei, oder ob er nicht etwa bloß eine Verbindung derselben mit der Krone England zu verhindern suche.

Man hatte auch in der That Unterhandlungen mit England angeknüpft, zuerst von Seiten Brabants, dann unmittelbar nach der Ankunft des französischen Gesandten, auch von

Seiten der Generalstaaten, so wie von Seiten Hollands insbesondere, wo der Advokat Paul Buis ein entschiedener Gegner der französischen Parthei war, auch Prinz Moritz und die Stadt Gouda gehörten zur Opposition gegen dieselbe. Brabant hatte zu jenem Ende den früheren Hochbaljuw von Brügge, Jakob de Gryze, die Generalstaaten hatten Joachim Ortel, dem Holland noch besondere Aufträge an die Königin Elisabeth mitgab, nach England geschickt. Man bat Elisabeth um eine schleunige Hülfe von 6000 Mann Fußvolks und 300 Reiter so wie um 3000 Centner Pulver, wofür man ihr Schuldbriefe ausstellen wollte. Dies galt jedoch der Königin nicht als genügende Sicherheit, und sie erklärte dagegen, eine so bedeutende Truppenzahl nicht in der Nähe des Winters absenden zu können. Zum Beweise ihres Wohlwollens aber wolle sie Gesandte nach Boulogne schicken, wohin auch die Staaten Abgeordnete schicken möchten, um sich mit ihr zu einigen, wenn die Unterhandlung mit Frankreich nicht zum Abschluß kommen sollte. In Bezug auf den besonderen Antrag Hollands erklärte Elisabeth in einer geheimen Unterredung mit Joachim Ortel: „Sie wolle eine beträchtliche Heeresmacht unter einem trefflichen Feldherrn senden, wenn man ihr, zur Versicherung, die Besetzung einiger fester Plätze einräume.“ In Folge dieser Erklärungen ließ man von Seiten der Staaten die Unterhandlung mit England vor der Hand fallen, und nahm die mit Frankreich eifriger auf. Um so stärker erhob sich dawider die Opposition in Holland. Die Motive, welche Prinz Moritz dabei hatte, als er rieth, man möchte die Unterhandlung mit Frankreich nicht allzusehr beschleunigen, waren unschwer zu erkennen. Moritz erinnerte nämlich die Staaten von Holland, „wie weit man mit seinem Vater in Betreff der Uebertragung der Grafen-

würde bereits gekommen sei," und bat: „bei der Unterhandlung mit Frankreich ihn und sein Haus nicht vergessen zu wollen." Am schönsten und kräftigsten sprach sich, außer Amsterdam und Monnikendam, die Stadt Gouda gegen die Verbindung mit Frankreich in einem Aufsatze aus, der bei der Versammlung eingereicht wurde. Wir können nicht umhin, hier einige wesentliche Punkte dieser „Resolution Goudas" (vom 23. September 1584) *) mitzutheilen, einer der interessantesten Urkunden jener Zeit, worin sich politischer Scharfblick mit ächt nationaler Gesinnung auf's Schönste verbindet. „Nur drei Wege gibt es" (so hieß es zu Anfang jener Resolution) „um zu einem Ende des unheilvollen Krieges zu kommen; entweder 1) einen Vertrag mit dem König von Spanien (den Weg der Knechtschaft) oder 2) mit eigener Waffenmacht die Sache durchzuführen, oder 3) von einer fremden Macht Beistand zu erlangen. Das zweite Mittel ist schwierig, und doch bleibt wohl kein andres übrig, wenn das dritte unstatthaft ist. Was nun eine Vereinigung mit Frankreich betrifft, so besitzt König Heinrich III. allerdings eine Macht, welche groß genug wäre, um die Niederlande zu beschützen: aber ist es nicht wichtiger, lieber die Lauterkeit des Willens als die Größe der Macht in Anschlag zu bringen? An wen sollten wir uns wohl wenden, wenn der König, nachdem wir uns mit ihm geeinigt, jene Macht benützen würde, um uns die Freiheit zu rauben?" Der Verlauf der Gouda'schen Resolution enthielt eine treffliche Charakteristik Heinrichs III., mit Beziehung aller seiner Grundsätze auf sein ganzes Geschlecht, eine scharfe Kritik der französischen Politik **)

---

*) Vollständig bei Bor XIX. Buch ff. 28—32.

**) Kürzer und treffend hatte sie Philipp II. bezeichnet: „La foi est désormais incompatible avec cette maison de Valois." (Vergl. Capefigue histoire de la reforme, de la ligue etc. chap. 58.

eine historisch begründete Darlegung, wie wenig man in Bezug auf religiöse und bürgerliche Freiheit von derselben zu erwarten habe. Die Resolution entkräftete ferner die Berufung der Franzosenfreunde auf Oraniens Sympathie für Frankreich auf's Einfachste durch die Hinweisung auf die traurigen Folgen derselben für die Niederlande wie für dessen eigenes Ansehen, — wolle man sich jedoch durchaus auf Oraniens Beispiel berufen, nun gut, so möge man auch nicht vergessen, daß dieser weise Staatsmann, nicht aus Herrschsucht, sondern aus gerechtem Bedenken, Holland und Seeland der Herrschaft Anjous nicht habe unterwerfen wollen. Ganz richtig war sodann der faule Fleck der damaligen französischen Politik aus Licht gehoben, „daß Heinrich III., zu der Alternative gedrängt, entweder die Niederländer oder Spanier zu hintergehen," (er war freilich immer selbst der Hintergangene, wenn auch nicht von den Ersteren) lieber die Niederländer als Spanien betrügen werde; und „wenn er sich" hieß es, „auch wirklich mit uns verbindet, so enthebt ihn der für heilig geltende Grundsatz, daß man Ketzern keine Treue zu halten brauche, jeder Verpflichtung gegen uns." Schlagend war nun dargethan, wie die französische Politik, ungeachtet aller momentanen Reibungen mit Spanien, dennoch im Wesentlichen dessen despotische Grundsätze gegen Religions- und bürgerliche Freiheit praktisch ausgeübt habe. „Es gewähre keine genügende Garantie, die Bedingungen so scharf als möglich abzugränzen; denn wenn der König sich auch solchen unterwürfe, so stehe es dann noch immer in Frage, ob er sie auch redlich halten würde; man möge nur an Anjous Vorbild denken!" „Außerdem ließe sich, selbst im günstigsten Falle, noch eine andre schlimme Möglichkeit denken, nämlich die, daß uns Heinrich III., wenn er unsre Geldmittel gehörig ausgeschöpft habe, verlasse und Spanien preisgebe." „Sind" (so hieß es ferner) „Bra-

bant und Flandern so aufs Aeußerste gebracht, daß sie aus Verzweiflung zu einem solchen letzten Mittel greifen zu müssen glauben, — sollen dann auch wir uns ins Verderben mitfortreißen lassen? Und bedenken diese bedrängten Städte, wie Brüssel und Mecheln, denn nicht, daß, auch im Fall einer Verbindung mit Frankreich, die französische Hülfe für ihre Rettung leicht zu spät kommen möchte? Der französische Gesandte selbst erwähnte etwas dergleichen! Hier in Holland haben wir uns mit eigener Macht, war sie auch noch so klein, gegen Spaniens Andrang vertheidigt und standhaft ausgehalten. Diese moralische Kraft ist noch immer vorhanden, und daher bleibt von jenen zu Anfang erwähnten drei Wegen der zweite für den Augenblick und so lange der heilsamste, bis man Hoffnung auf eine bessere Hülfe von außen bekommt. „Wir selbst“ (die von Gouda) „werden die Ersten sein, uns einem Fürsten anzuschließen, von dessen Gesinnungen eine Bürgschaft für Erhaltung der Nationalität und Freiheit zu erwarten steht“ (es scheint unzweifelhaft, daß man von Seiten Goudas hiebei die protestantische Elisabeth von England im Auge hatte, aber nicht als Landesherrin, sondern nur als Beschützerin, wie wir später sehen werden); „ja wir würden uns auch an Frankreich gerne anschließen, wenn wir nicht so durch und durch von der Triftigkeit der Gegengründe überzeugt wären.“

Ungeachtet dieser kraftigen patriotischen Opposition faßten jedoch die Mitglieder der Staaten von Holland in der Mehrzahl (im Oktober 1584) den Beschluß: „Frankreich und England um eine gemeinschaftliche Beschützung der Niederlande zu bitten, und, wenn Heinrich III. auf diesen Vorschlag nicht eingehen wolle, ihm dann unter Bedingungen, welche die vereinigten Provinzen entwerfen würden, die Herrschaft zu übertragen, jedoch mit Wissen und Willen der Königin

von England." Nun gaben auch Amsterdam und Monnikendam die Opposition auf und traten der Stimmenmehrheit bei. Gouda blieb standhaft; Paul Buis legte aus Verdruß seine Stelle als Advokat von Holland nieder. Auch bei der Versammlung der Generalstaaten ging der Beschluß, Heinrich III. die Oberherrschaft über die Niederlande zu übertragen (mit Opposition Over-Yssels) durch; und man berieth sich nun eifrig über die jenem Könige vorzulegenden und von ihm anzunehmenden Bedingungen, sowie über die Wahl der Gesandten, welche sich zu jenem Zwecke nach Frankreich begeben sollten. Fein und gewandt wie immer benahm sich dabei die Königin Elisabeth. Sie schickte noch im Dezember 1584 Robert Davidson nach Holland, und ließ den Staaten erklären, wie gerne sie, in Gemeinschaft mit Frankreich, die Beschützung der Niederlande über sich genommen haben würde. Indessen habe sich Heinrich III. dazu nicht bewegen lassen. Gleichwohl sei sie auch so noch immer bereit, dem Lande beizustehen, zu welchem Ende Davidson persönlich dessen gegenwärtigen Zustand kennen lernen solle. Uebrigens sei sie weit entfernt, daran zu denken, sich in die Souverainetätsverhältnisse zu mischen." Elisabeth wollte die Fäden nicht ganz aus der Hand lassen; denn, wenn sie vielleicht berechnen mochte, daß die Unterhandlungen der Staaten mit Frankreich über kurz oder lang doch an den vorhandenen tieferliegenden Gegensätzen scheitern würden, so lag es um so mehr in ihrem Interesse, den Niederlanden eine Aussicht offen zu halten.

Im Januar 1585 begab sich die niederländische Gesandtschaft zu Schiff (über Boulogne) nach Frankreich. Sie bestand aus dem berühmten Kanzler Elbert Leoninus, Johann van Gent, Herr von Ove, und Gerhard Voet aus Geldern, — Richard van Merode, Johann Hinkaart, und dem Pen-

sionair von Brüssel Kornelius Aarsens, aus Brabant, — Noel van Karon aus Flandern (für Ostende und Sluis), — Arend van Dorp und Jakob Valke aus Holland und Seeland, — Johann Rengers und Amelis van Amstel von Mynden aus Utrecht, — Jelger Feitsma und Hessel Aisma aus Friesland, — für Mecheln kamen (außer den Gesandten für Brabant) Anton von Lalaing (Herr de la Mouillerie) und Quintin Taffyn, Herr de la Pré; Geheimschreiber war Levyn Kalvart. Wenn man bedenkt, welchen großen Einfluß Spanien damals, auf diplomatischem Wege sowie auf dem der Spionerie und Bestechung, auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs ausübte, so kann man sich leicht vorstellen, daß es der spanische Gesandte, Don Bernhardin de Mendoza, an Gegenminen nicht fehlen ließ. Indessen: Philipp II. selbst hatte durch seine jüngsten Schritte, namentlich durch seine förmliche Verbindung mit der Ligue (am 31. Dezember 1584) worin er den Kardinal von Bourbon als rechtmäßigen Thronerben Frankreichs anerkannte, *) den schwachen Heinrich III. zu einer Art Demonstration gleichsam herausgefordert, so daß dieser, auf Mendozas Antrag: „den Niederländern, welche als Rebellen die Ehre einer Audienz nicht verdienten, eine solche zu verweigern," entgegnete: „er betrachte sie als Bedrängte, welche in Frankreich Hülfe suchten, und seit alten Zeiten habe es hier für ehrenvoll gegolten, Unterdrückten, seien es Fürsten oder Unterthanen, mitleidig zu begegnen." Am 13. Februar 1585 gab Heinrich III. den Gesandten Audienz, vernahm den Vortrag des Kanzlers Leoninus und befahl, die Bedingungen schriftlich einzugeben.

Diese Bedingungen nun waren bei weitem nicht so streng ge-

*) Er korrespondirte eifrig mit dem Herzog von Guise, dem Haupt der Ligue, der unter dem Namen „Mucius" gemeint war. Vergl. Capefigue.

zogen als jene, welche man 1580 dem Herzog von Anjou vorgelegt hatte. Da man sich einmal, durch die augenblickliche Verlegenheit gedrängt, von übertriebenen Vorstellungen einer hoffnungslosen Zukunft zu dem bedenklichen Schritte hatte hinreissen lassen, die Herrschaft der Niederlande dem König von Frankreich zu übertragen, da man einmal eine Hauptbedingung in jenem Vertrage mit Anjou aufgegeben hatte (nämlich die Integrität der Niederlande), so führte dies zu weiteren Konsequenzen, welche im Gegensatz zu jenem Vertrage demüthigend erscheinen. Heinrich's III. Stolz nahm hiebei in demselben Verhältniß zu, wie die Staaten ihm nachgaben. Ohne Zweifel würden sie noch mehr nachgegeben haben, wäre nicht glücklicherweise Heinreich III. noch bei Zeiten — zurückgetreten. Die anfänglichen Bedingungen lauteten: — „der reformirte Gottesdienst sollte in Kraft bleiben und kein anderer eingeführt werden; der König von Frankreich sollte den Niederlanden einen protestantischen Generalgouverneur senden, welchem er einen Rath zur Seite stellen solle, der aus protestantischen Niederländern bestehen, und den Staaten genehm sein müsse; Ausländer und Katholiken sollten weder als städtische Obrigkeiten noch als Richter angestellt werden, und endlich sollten die Provinzialstaaten das Recht haben, sich ohne Einberufung und so oft sie wollten, zu versammeln.“ Alle diese Bedingungen waren dem König so anstößig, daß man sie endlich so modificiren mußte: „der König nimmt die vereinigten Niederlande, Brabant, Geldern, Flandern, Holland, Seeland, Friesland, Zütphen, Utrecht und Mecheln in der Weise an, wie sie Kaiser Karl V. besaß; und verpflichtet sich, ihre Privilegien zu erhalten, sowie dazu, sie gegen jeden Feind, besonders aber gegen Spanien zu beschützen, die Niederlande sollen Frankreich einverleibt werden. (Wie sehr hatte man sich Anjou gegenüber

dawider gesträubt!) Der reformirte Gottesdienst soll für die Landsaßen auf dem bisherigen Fuß bleiben, ohne Glaubensuntersuchung. Der König gibt den vereinigten Niederlanden einen Prinzen von Geblüt zum Statthalter benebst einem Staatsrath, welcher zu zwei Dritttheilen aus gebornen Niederländern, zum Rest aus Franzosen und andern Ausländern bestehe, „wobei man Se. Majestät unterthänigst bitte, hiezu solche Personen zu erwählen, welche den Staaten angenehm seien." Es möge dem König gefallen, die bisherigen Provinzialstatthalter in ihren Würden zu belassen und erledigte Statthalterschaften mit Männern zu besetzen, die den Provinzen anstehen. Mit Ausnahme des Falles der dringenden Noth habe der König ohne Gutheißen der Provinzialstaaten keine Besatzungen (jedenfalls keine fremden) in die Städte zu legen, keine neuen Citadellen zu erbauen, noch alte herzustellen. Die Provinzialstaaten sollten denn nicht bloß nach ihrem Belieben zusammenkommen dürfen." Außerdem wollte sich der König nicht recht zu den von den Staaten beantragten Vergütungen für das Haus Nassau-Oranien verstehen. Kurz: Heinrich III. ließ es die Niederlande ziemlich fühlen, daß sie als Bittende zu ihm gekommen seien; es schien, als ob er Anjous Manen eine glänzende Genugthuung habe bereiten wollen, und man kann nur mit Mißvergnügen die allzugroße Geschmeidigkeit beobachten, mit welcher sich die Gesandten in alle jene Forderungen fügten. Ja, man ist kaum im Stande zu begreifen, wie eine Nation, welche durch Kampf und Leiden zum Bewußtsein gekommen, nun im Begriffe ist, alle ihre theuren Errungenschaften, bloß aus Erbitterung gegen den früheren Herrscher, in die Schanze zu schlagen und einen Despotismus für den andern einzutauschen.

Die Charakterlosigkeit Heinrichs III. mußte zu Gunsten der Niederländer ins Mittel treten! Zwei Umstände vereinigten sich, um diesen König aus der Fassung zu bringen und zu bestimmen, daß er plötzlich alle Verhandlungen mit den Niederlanden abschnitt. Die gegen den König gerichtete Macht der Ligue nahm unter spanischem Schutz und Einfluß immer bedrohlicher zu: Heinrich III. gab es auf, ihr und Spanien zu trotzen; er wollte ihr lieber die protestantische Parthei, damals noch seine einzige Stütze, opfern, um sich zu retten. Er hatte eigentlich gar keinen eigenen Willen; die Verhältnisse, trieben ihn hin und wieder, und er überließ sich den Menschen, welche die Verhältnisse geschickt und kräftig leiteten. Der spanische Gesandte spielte hiebei keine unbedeutende Rolle, und das spanische Interesse trug über Heinrich III. deßhalb den Sieg davon, weil er sich vor Spaniens Macht hinlänglich fürchtete. Diese Furcht wurde durch die Uebergabe Brüssels an Alexander Farnese (10. März 1585) noch mehr bestätigt. Es liegt außerhalb der Gränzen unserer Aufgabe, uns mit den interessanten Details zu beschäftigen, welche den Charakter Heinrichs III. während der Ebbe und Fluth von diplomatischen Intriguen im rechten Lichte erkennen lassen. Wir wollen hier bloß das Resultat geben, welches die Niederlande damals mit nicht geringer Bestürzung erfüllte, obwohl es ihnen, wie sie erst später erkannten, zum Heile gereichte. Heinrich III. ließ denn plötzlich den niederländischen Gesandten anzeigen: „er sehe sich jetzt außer Stande gesetzt, den Provinzen nachdrücklich beizustehen." Die niederländischen Gesandten hatten hierauf noch mehre Versuche gemacht, wenigstens irgend einige Hülfe, sei es an Geld oder Truppen, zu erlangen; und als bei dem König jeder solcher Versuch vergeblich gewesen, hatten sie sich an die entgegengesetzte hugenottische Parthei (den König

von Navarra und Condé) gewandt, aber ebenso fruchtlos. Da verabschiedeten sie sich denn (am 17. März) bei Heinrich III. und der Königin Mutter. Die große Tragikomödie wurde mit demselben Anstrich von Ernsthaftigkeit beschlossen, als man sie begonnen und durchgespielt hatte.

Nun trat jener Fall ein, welchen Elisabeth von England wohl vorhergesehen haben mochte; daß sich nämlich die Staaten aufs Neue an sie wendeten. Die nächste Veranlassung dazu fanden die Letzteren in Elisabeths Benehmen selbst. Fast unmittelbar darauf, nachdem die zurückgekehrten Gesandten ihren Kommittenten über die Erfolglosigkeit der Unterhandlungen mit Frankreich Bericht erstattet hatten, legte Jakob de Gryze den Generalstaaten ein Schreiben der Königin Elisabeth vor, worin diese sich äußerte, daß ihre Fürsorge für die Provinzen eher zu- als abgenommen habe; ihr Gesandter Davidson bestärkte ausdrücklich die Hoffnungen, welche man darauf bauen konnte. Man war jedoch noch unentschlossen, ob man der Königin die Oberherrschaft über die Niederlande anbieten oder sie bloß um ihren immerwährenden Schutz ersuchen sollte. In Holland entschied man sich für das Erstere; Gouda willigte jedoch bloß darein, daß man Elisabeth um ihren Beistand ersuche, keineswegs aber ihr die Oberherrschaft übertrage. Die ganze Sache verzog sich bis zum Juni 1585, bis Seeland und die übrigen Provinzen den Beschlüssen Hollands beitraten, und ihre Gesandten nach London schickten. Letztere waren Jakob de Gryze für Brabant, Rutgert van Haarholte — für Geldern, Noel van Karon für Flandern, Johann van der Does und die Pensionäre von Dordrecht, Rotterdam und Enkhuizen, Joost van Menyn, Johann van Oldenbarneveld und Franz Maalzon — für Holland, Jakob Valke für Seeland, Paul Buis für Utrecht, Jelger

Feitsma, Hessel Aisma und Laas Jongema für Friesland. Sie kamen am 6. Juli (1585) in London an und erhielten am 9. eine Audienz bei Elisabeth. Menyn, welcher das Wort führte, trug ihr die Oberherrschaft über die Niederlande an, aber die kluge Fürstin lehnte dieselbe nach kurzer Berathung ab. Auch das Bündniß zu immerwährendem Schutz, wozu die Gesandten, ihrem ferneren Auftrage gemäß, die Königin hierauf einluden, wies sie von der Hand. Nun traten denn die Gesandten in Unterhandlung über einen Beistand für die Dauer des Krieges. Darauf ging Elisabeth ein, doch bewilligte sie den Niederlanden nicht die volle Zahl der gewünschten Truppen (10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde) sondern bloß 4000 Mann zu Fuß und 400 Reiter. Dafür räumte man ihr die festen Plätze Vliessingen und Rammekens in Seeland und den Briel in Holland ein, zum Pfande für die Zurückbezahlung der Kosten. Diese Plätze sollten von englischen Truppen besetzt werden, ohne daß jedoch England irgend einen Einfluß auf die Regierung derselben habe; Offiziere und Soldaten der Hülfstruppen hatten der Königin und den Generalstaaten den Eid der Treue zu schwören. Die Königin sollte zum Befehlshaber über die Hülfstruppen einen Statthalter in die Niederlande schicken, neben welchem der dortige Staatsrath in voller Unabhängigkeit bestünde; jener Statthalter, die Kommandanten der verpfändeten Städte und noch zwei andre Engländer sollten Mitglieder des Staatsrathes sein. Der diese und mehre andere Punkte feststellende Vertrag wurde erst am 2. Oktober 1585 durch die Generalstaaten bekräftigt. Wir werden im ersten Kapitel des nächsten Buches die Folgen dieses englischen Bündnisses auf die innere Entwickelung in den nördlichen Provinzen kennen lernen.

Bevor wir jetzt unsere Aufmerksamkeit der Belagerung

Antwerpens wieder zuwenden, welche dieselbe am meisten in Anspruch nimmt, wollen wir in gedrängter Kürze den Verlauf der Kriegsereignisse im Jahre 1585 darstellen; die Resultate waren im Ganzen zum Nachtheil der freien Provinzen.

Im Januar 1585 hatten die Truppen der Staaten, unter dem Hauptmann Julian van Kleerhage, einen Anschlag auf Herzogenbusch gemacht, welcher jedoch durch einen Zufall mißglückte, und wobei Jene 400 Mann einbüßten. Friesland war durch die königlichen Truppen in große Verlegenheit gebracht; der tapfre Verdugo fiel dort im Februar in Schooterbuurum ein, wogegen die kühnen und gewaltigen Friesen in die Marne brachen. Gleichwohl blickte man in Friesland, trotz aller Noth und Gefahr, frischen Auges in die Zukunft; und, wie einst zu Leyden inmitten aller Bedrängnisse der Nation, so erhob sich jetzt zu Franeker plötzlich eine hohe Schule, gestiftet durch die Staaten von Friesland und den trefflichen Statthalter, den Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau. — In der Veluwe bemeisterten sich die Truppen der königlichen Parthei mehrer Forts und der Oberst Johann Baptist Tassis machte in der Folge dort immer größere Fortschritte. Wichtiger aber als dies war die Aussöhnung Zütphens mit dem König von Spanien (im Februar). — Im März traten Nymwegen (am 16.) und Doesburg (am 30.) zur königlichen Parthei über, und zwar in beiden Städten durch die Operationen des katholischen Theils der Bewohner. Gegen solche Erfolge der königlichen Parthei kamen die Vortheile der Staaten nur wenig in Betracht; — am geringsten war der des Statthalters Grafen von Nieuwenaar, welcher die Stadt Neuß überraschte. Hier sehen wir nun plötzlich, wie der Krieg auf ein anderes Terrain verpflanzt wird. Es war die Streitsache des protestantisch gewordenen Erzbischofs

von Köln, Gebhard Truchseß, welcher die Verwickelung herbeiführte. Die Liebe zur schönen Grafin Agnes von Mansfeld hatte den Erzbischof zu jenem Schritte bewogen; und, den reichsgesetzlichen Bestimmungen zuwider, hatte er sein Erzbisthum als protestantischer Reichsfürst zu behaupten gesucht. Das Kapitel konnte sich damit unmöglich einverstanden erklären, wenn anders durch eine solche offenbare Uebertretung des Rechtszustandes nicht aller Anarchie Thür und Thor geöffnet werden sollte. So war denn Herzog Ernst von Baiern zum Erzbischof und Churfürsten von Köln erwählt worden, und da sich Gebhard Truchseß nicht fügen wollte, kam es zur Entscheidung durch Waffengewalt, welche für den Letzteren übel ausschlug. Er flüchtete sich nach Holland, wo man natürlich die Parthei des Glaubensgenossen ergriff. Der Anschlag Nieuwenaars auf Neuß geschah im Mai 1585. Wichtiger war für die Staaten der Uebertritt des kühnen Partheigängers Martin Schenk aus den königlichen Diensten in die ihrigen; er erhielt den Titel eines Generallieutenants des Grafen von Nieuwenaar, (Statthalters von Geldern) und ein monatliches Gehalt von 1000 Herrengulden. Kurz darnach fiel zwischen den königlichen Truppen und jenen der Staaten ein Gefecht bei Amerongen vor, in welchem die letzteren den Kürzeren zogen; der Graf Nieuwenaar zog sich nach Amersfort, Martin Schenk nach Wyk te Duurstede zurück. Ungefähr um dieselbe Zeit mißglückte ein Anschlag der staatischen Truppen unter dem Grafen Wilhelm Ludwig auf die Stadt Gröningen. Die wichtigste Folge des unglücklichen Feldzuges in Holland und im Norden überhaupt war die, daß man dort durch gebieterische Rücksichten auf die eigene Sicherheit abgehalten wurde, für die Rettung Antwerpens gehörig Sorge zu tragen.

Von dem Schicksal dieser Stadt hing die Entscheidung ab, ob Spanien wieder völlig in den unbeschränkten Besitz Flanderns und Brabants treten könne. Antwerpens Bürgerschaft fühlte die hohe Bedeutung, welche diese Frage an ihre Mauern knüpfte, und sie war unter sich darüber einverstanden, daß man sich dem Feinde durchaus nicht unterwerfen dürfe. Die Möglichkeit, sich gegen ihn zu behaupten, hing jedoch jetzt vorzugsweise nur davon ab, daß man die Brücke über die Schelde zerstörte, welche Farnese, zur Bewunderung von Freunden und Feinden, glücklich vollendet hatte. Jedermanns Sinnen und Trachten war darauf gerichtet; aber vor Allen tritt jetzt jener wackre Italiener Friedrich Gianibelli in den Vordergrund, dessen Eifer für die niederländische Sache wir schon früher bemerkt haben. Zur Motivirung desselben wird uns der Umstand angeführt, daß Gianibelli früherhin Spanien seine Dienste angeboten hätte, aber in Spanien so lange hingehalten worden sei, daß er dies Land endlich mit der Bemerkung verlassen habe: „Spanien würde einst den Namen des Mannes, welchen es von sich gestoßen, wohl noch mit Thränen hören." Gianibellis Plan zur Rettung Antwerpens war darauf begründet, daß er Minenschiffe und Brander ausrüsten wollte, um die Scheldebrücke zu zerstören. Er verlangte deßhalb, man solle ihm drei große Schiffe, die vor Antwerpen lagen, nämlich „den goldenen Löwen," die „Post" und den „Oranien," nebst 60 kleineren platten Fahrzeugen übergeben, von welchen er die ersteren zu Höllenmaschinen, die letzteren als Brander gegen die Brücke herrichten wollte. Dies schien jedoch der Regierung Antwerpens zu kostspielig und man bewilligte dem Ingenieur bloß zwei größere Schiffe, „die Hoffnung" und „das Glück" von 80 und 70 Tonnen, sowie 32 flache Kähne. Rasch begann nun Gianibelli sein Werk. Er rich-

tete die platten Fahrzeuge zu Brandern ein und konstruirte auf den zwei größeren Schiffen die Höllenmaschinen in folgender Art. Auf jedem erbaute er eine massive steinerne Kammer, von 3 Fuß in der Breite und Höhe, und von 60 in der Länge, mit 7500 und 6000 Pfund Pulver gefüllt, von allen Seiten geschlossen, und mit einem steinernen Dache bedeckt, unter welchem sich Kugeln, Ketten, Nägel, Klammern und dergleichen befanden; durch einige Oeffnungen, in welche er Lunten legte, wurde der Zündstoff in den geheimnißvollen Herd der Zerstörung geleitet, und ein Uhrwerk, welches so eingerichtet war, daß es zur vorherberechneten Zeit ablief, mußte dann ein Musketenschloß abdrücken, wodurch die Explosion hervorgebracht wurde. Am 4. April 1585 sollten die beiden Höllenmaschinen gegen die Brücke Farneses operiren und das erreichen, was die Namen derselben ausdrückten, — „Hoffnung und Glück" für die Rache der Freiheit!

Inzwischen hatten die Staaten von Holland und Seeland die wachsende Gefahr Antwerpens mit größerer Besorgniß erwogen und zu Middelburg, wo sie versammelt waren, beschlossen, mit ihrem Beistand nicht länger zu säumen. Der Graf von Hohenlohe und der Admiral Justin von Nassau erhielten Befehl, Lieffenshoek anzugreifen. Gelang es ihnen, dieses Fort einzunehmen, so war die Möglichkeit vorhanden, auch eine Operation zur Zerstörung der Brücke zu beginnen, welche zwischen Lieffenshoek, Lillo, Ordam, Kallo und der neuen Bauernschanze lag. Glücklich entledigten sich jene beiden Feldherrn der Bundesgenossen ihres Auftrags, sie erstürmten Lieffenshoek am 3. April und gewannen auch noch einige andere Schanzen. Wären nun die Bundesgenossen unmittelbar darnach bis an's äußerste Ende des Dammes von Kallo vorgedrungen (wie ihnen St. Aldegonde gerathen),

und hätten sie sich dort verschanzt, so wären sie der Brücke Farneses so nahe gewesen, daß sie dieselbe mit dem groben Geschütze hätten bestreichen und dadurch einer Unternehmung von Antwerpen aus in die Hände arbeiten können. Doch leider thaten sie dies nicht, sondern trafen bloß mit den Belagerten die Verabredung, daß in demselben Augenblick, wenn die Explosion der Gianibellischen Maschinen vor sich ginge, die seeländische Flotte auf der einen, die antwerpener auf der anderen Seite herbeieilen, das Werk der Zerstörung vollenden, und Proviantschiffe nach der blokirten Stadt bringen sollten. Zu diesem Ende hatte man verabredet, daß einige Galeeren in kleiner Entfernung der Brandflotte von Antwerpen nachfolgen und, sowie sie die Explosion bemerkten, der seeländischen Flotte, die vor Lillo vor Anker lag, durch Raketen Signale geben sollten. In diesem Augenblicke sollte denn auch die antwerpener Flotte gegen die Brücke steuern.

Am Abend des 4. Aprils fuhr die Branderflotte von Antwerpen ab, während St. Aldegonde mit Gianibelli auf dem Damm bei der Bauernschanze die Wirkung derselben erwarteten. Die Feinde waren unterrichtet, daß man in Antwerpen eine Unternehmung zur Zerstörung der Brücke vorbereitet habe, und demgemäß wurden alle spanischen Wachtposten verstärkt. Als nun diese die ersten brennenden Schiffe auf dem Strome dahertreiben sahen, — ein majestätisches Schauspiel in der stillen Nacht —, riefen sie Alles zu den Waffen, und augenblicklich wurde die Brücke, nebst den Dämmen und Batterien von Soldaten besetzt, Alexander Farnese selbst eilte mit der Blüthe des Adels auf die Brücke. Schon sind die Brander, welche Gianibelli den beiden Minenschiffen voransteuern ließ, um die Feinde über die Bestimmung dieser letzteren selbst zu täuschen, der Brücke bis auf 2000 Schritte nahe. Da zünden

die Matrosen die Lunten der Höllenmaschinen an, und rudern hierauf eilig zurück; das Gleiche thun die Galeeren, welche die Signale geben sollen. Die Brander, dem Zug der Strömung preisgegeben, gerathen nun bald in Unordnung, einige auf Untiefen, andere wider die Pfähle der schwimmenden Batterie. Auch das eine Minenschiff „das Glück" treibt an's Ufer, erhält einen Leck und sinkt auf den Grund. Schon sehen die Feinde, wie ein Brander nach dem andern erlischt, und verspotten die vergeblichen Anstalten der Belagerten. Da treibt das zweite Minenschiff, „die Hoffnung", wider die schwimmende Batterie, zersprengt sie und nahet jetzt der Brücke gegen das Staketsel auf der flandrischen Seite. In diesem Augenblick bitten ein spanischer Fähnrich, Namens Vega, der Marquis von Guasto und der Graf Cesis den Feldherrn inständig, sich der Gefahr zu entziehen und die Brücke zu verlassen. Lang weigert sich Farnese, endlich überträgt er dem Marquis von Rysburg (Burggrafen von Gent) und dem Herrn Robles de Billy den Befehl und begibt sich nach der Marien-Schanze am flandrischen Ufer. Kaum hat er die Brücke verlassen und die Schanze erreicht, als das Minenschiff an die Brücke stößt, und unter einem fürchterlichen Knall in die Luft fliegt. Tageshelle weit umher; dann plötzlich wieder dichter Dampf, Grabesnacht! Die Decke des Himmels scheint eingestürzt und die Grundfeste der Erde erschüttert. In Lüften, Gluthen und Fluthen haust der Tod. Ein Kampf der Elemente, der seines Gleichen nicht hat, durch Menschenkunst erregt! Die Explosion hat den Strom aus seinem Bette getrieben, und die Fluthen weit hin geschleudert über die Marienschanze, über alle Felder in der Nähe. Im Fort Kallo stehen die Soldaten plötzlich bis ans Knie im Wasser. Während die Erde bebt, während das Strombette gähnt und die empörten Wogen weit ab vom gewohnten Wege empor-

schlagen, ist die Luft von Balken und Steinen, von Kugeln, Ketten und Klammern, von Menschenkörpern erfüllt; eine Viertelmeile weit schleudert die Explosion den Inhalt der Höllenmaschine, ihre Trümmer und ihre Opfer. Hier hängen Soldaten und Matrosen zwischen den Pfählen und Balken, dort stürzen sie aus der Luft in den Strom; hier erstickt sie der Dampf, dort begräbt sie Stein über Stein; ja ein Mensch tödtet den andern, ohne Wissen und Willen, durch die Wucht der aneinander geschmetterten Leiber. Glücklich die Todten! Unselig die Verstümmelten! Kaum noch Menschen ähnlich, stöhnen und winseln sie, und wer kann sie retten? Farnese selbst ist beim ersten Donner der Explosion zu Boden gestürzt und schon hält man ihn für todt. Aber plötzlich rafft er sich aus seiner Betäubung auf, zieht den Degen und eilt nach der Brücke zu. Wo ist sie? Das Werk seiner unermüdlichen Ausdauer, es ist vernichtet, — verloren die Frucht so vieler Tage und Nächte; frei rauscht der mächtige Strom und noch zürnend durch das Thor, das ihm die furchtbare „Hoffnung" Antwerpens gebrochen. Wo ist Rysburg, wo Billy? Vergeblich forschet Farnese nach seinen trefflichen Feldherrn; sie und wohl noch in die zwanzig tapfre Offiziere sind dahin. Und wenn jetzt die Schelde herab die Antwerpener, die Schelde herauf deren Bundesgenossen, die Holländer und Seeländer herbeieilen, — kann Farnese wohl etwas Anderes erwarten? — wenn sie sich vereinigen, und zwischen den Trümmern der belagerten Stadt zusegeln, — dann war jede Mühe vergebens, verloren für immer ist dann jede Siegeshoffnung, zerstört vielleicht ist dann durch die Befreiung dieser einzigen Stadt Farneses ganzes Werk in Flandern und Brabant, diese einzige Minute hebt seine Klugheit, seine Energie, seine Milde auf, die Versöhnung und Unterwerfung der ermuthigten Provinzen,

jede Möglichkeit, die noch widerstrebenden auch zu bezwingen. Entmannende Gedanken für Jeden in Farneses Lage, — nur für Farnese selbst nicht! Er denkt sie bloß einen Augenblick und dann denkt er der That, welche der Augenblick fordert. Er läßt die Ordnung wiederherstellen, er läßt Erkundigungen einziehen, ob sich die Feinde bereits nähern. Unbegreiflicherweise thun sie dies nicht; Farnese selbst kann es Anfangs kaum glauben. Rasch werden nun auf seinen Befehl die Verwundeten zur Verpflegung in Sicherheit gebracht; er tritt zu den übrigen Soldaten fest und sicher, sowie nur ein Geist von seiner Stärke es vermag, und mehr als seine Worte erfüllen sein Blick, seine Mienen, sein Beispiel alle seine Braven mit neuer Hoffnung, mit neuem Muth. Während die Trommeln wirbeln und die Trompeten schmettern, legt Farnese selbst Hand an's Werk, damit die Trümmer entfernt werden und die durch die Explosion entstandene Oeffnung schnell wieder geschlossen werden kann. Noch immer besorgt er zwar, daß die Feinde heraneilen und ihr Glück benützen werden, und so geht denn im Anfang seine ganze Thätigkeit eigentlich bloß von dem Zwecke aus, den Muth seiner Truppen zu heben und drohende Bewegungen der Feinde wo möglich eben durch die Kunde von seiner Thätigkeit und dem guten Geist seiner Truppen abzuhalten. Aber, nachdem er sich einmal überzeugt, daß die Feinde wirklich keine Gegenanstalten machen, verdoppelt er den Eifer und binnen zwei Tagen ist das bewunderungswürdige Werk wieder hergestellt, und somit scheint auf's neue für Antwerpen die Hoffnung der Rettung verloren.

Man kann es kaum für möglich halten, daß die Holländer und Seeländer einerseits, und die Antwerpener anderseits den für sie so günstigen Erfolg der Explosion nicht ungesäumt benützten. Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt einzig und allein

in der Aengstlichkeit der Matrosen auf jenen antwerpischen Spähschiffen, deren wir bereits erwähnten. Da diese, welche das verabredete Zeichen geben sollten, aus Furcht vor der Explosion selbst und vor dem Feinde allzueilig zurückkehrten und die falsche Nachricht heimbrachten, daß die Minenschiffe keine Wirkung gethan hätten und die Brücke noch unversehrt sei, so säumten auch die holländischen und seeländischen Schiffe vor Lillo, welche durch kein Signal benachrichtigt waren, den Angriff auf die Brücke zu unternehmen. Farnese aber gewann denn Zeit zur ungestörten Herstellung derselben. Indessen mußte Gianibelli zu Antwerpen den Spott und Zorn des Volkes über sich ergehen lassen, welches, von dem Wahne befangen, daß seine Maschine keine Wirkung gethan, den patriotischgesinnten Künstler für einen bloßen Abenteurer hielt. Erst am dritten Tage nach dem denkwürdigen Ereigniß kam ein Bote des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht keck unter Farneses Brücke weggeschwommen war, nach Antwerpen und zerstreute den unseligen Irrthum, jedoch leider allzuspät. Jetzt überhäufte man denselben Mann, den man kaum noch verachtet, beleidigt, ja fast mißhandelt hatte, plötzlich mit Beweisen des allgemeinen Vertrauens; jetzt sollte Gianibelli durch sein Genie, als könne es Wunder wirken, auf einmal Alles wieder gut machen, was man aus Zaghaftigkeit verdorben hatte; jetzt setzte man denn auf die Höllenmaschine, bei deren erster Ausrüstung man aus unverzeihlichen kleinlichen Rücksichten so sehr geknickert hatte, die größten Hoffnungen zur Rettung Antwerpens. Thörichter Wahn, als ob der eine glückliche Augenblick, den man verabsäumt, sich nachträglich wieder herbeischmeicheln, herbeizwingen ließe! Es war der bei den sich kreuzenden Partikularinteressen kraß hervortretende Egoismus, welcher die Schuld trug und auch diesmal wieder gab die Konfessionsverschiedenheit An-

laß zu mehrfachen ärgerlichen Konflikten. Wie sehr sich die Partikularinteressen geltend machen durften, hatten unter andern die für Antwerpen in den Folgen sehr nachtheiligen Vorfälle mit dem wackren Admiral Wilhelm von Blois, genannt von Treslong bewiesen. Dieser tüchtige Mann, einst einer der Trefflichsten unter den Meergeusen und ein Freund des großen Oranien, war als Admiral mit einigen Mitgliedern des Admiralitätskollegiums von Seeland in Mißhelligkeiten gerathen. Stolz auf seine Verdienste, wollte Treslong Beleidigungen nicht dulden und sprach: „Stellt mich, wohin ihr wollt, und ich werde meine Pflicht erfüllen, sollt' ich auch dafür mit meinen Leuten den Tod haben; aber dazu bin ich nicht gemacht, mich von Menschen meistern zu lassen, denen ich überlegen bin". Diese Worte und die Erklärung: „er wolle fortan dem Lande nicht dienen, wenn man nicht den Rathsherrn Heins und den Fiskal Valerius (seine Gegner) absetze," kamen ihm theuer genug zu stehen. Moritz und der Staatsrath ergriffen Parthei gegen ihn; man entsetzte ihn seiner Admiralswürde, welche Justin von Nassau erhielt, nahm ihn gefangen und hielt ihn (vom 27. Februar 1585 an) zu Middelburg auf dem Gravenstein in Haft. Für jetzt, in einer so entscheidenden Krisis, war Treslong demnach außer Stand gesetzt seine Talente und Erfahrungen der gemeinsamen Sache zu widmen. Solche Vorfälle sind sehr traurig; aber der Geschichtschreiber darf sie nicht verschweigen, wenn er nicht bloß den flachen Lobredner eines allerdings hochherzigen Volkes machen will. Irrthümer verringern den Werth eines solchen nicht. Ja, es ist lehrreich für dasselbe, sich derselben zu erinnern.

Bald konnte man sich in Antwerpen überzeugen, wie thöricht es sei, das Glück, wenn man es einmal außer Acht gelassen, wieder an demselben Ringe fesseln zu wollen, den es uns da-

mals zugeworfen und den wir leichtsinnig fahren gelassen. Alle Hoffnungen waren, wie gesagt auf Gianibelli gerichtet. Diese Aufregung legte sich zwar bald; die bedächtige Berechnung trat an deren Stelle und man überließ dem Ingenieur endlich doch blos das Schiff „Oranien", damit er es zur Höllenmaschine einrichte, sowie mehre kleinere Fahrzeuge zu Brandern. Als jedoch Gianibelli mit seinen Anstalten fertig war, wollte sich Niemand finden, den „Oranien" zu besteigen; durch diese Feigheit wurde man um Geld und Hoffnungen betrogen; denn das Minenschiff, welches Gianibelli ausgerüstet hatte, blieb unbenützt liegen. Indessen hatte Alexander Farnese seine Wachsamkeit verdoppelt. Er ließ nicht blos jede Nacht hindurch mehre leichte Fahrzeuge vor der Brücke (nach der antwerpener Seite hin) kreuzen, um alle etwaigen Versuche der Belagerten, die Brücke durch Brander zu zerstören, zu vereiteln, sondern er ließ auch in Mitten seiner Brücke einige Schiffe, welche zu derselben dienten, so einrichten, daß sie beim ersten Anstoß feindlicher Brander nachgaben und diesen den Durchzug freiließen, wodurch deren Wirksamkeit fruchtlos wurde.

Inzwischen blieben jedoch die Bewohner Antwerpens mit ihren Bundesgenossen, welche ihnen so nahe waren und doch noch immer nicht helfen konnten, fortwährend im Einvernehmen. Beide dachten jetzt auf ein anderes Mittel zur Befreiung, und das Beispiel Leydens schien ihnen ein solches anzuweisen, nämlich eine Ueberschwemmung vermittelst des Durchstechens eines Deiches, so daß die holländische und seeländische Flotte auf einer neuen Wasserbahn die Schelde umfahren und der blokirten Stadt zu Hülfe eilen könne. Es waren nun zwar bereits beide Ufer der Schelde überschwemmt, aber am leichtesten schien der neue Befreiungsplan auf der brabantischen Seite ausführbar zu sein, wo man jedoch den kouwensteinischen Damm noch

durchstechen mußte, welcher von den Spaniern besetzt und durch eine Menge von Werken wohl vertheidigt war. Als Alexander Farnese diesen Plan erfuhr, übergab er dem Grafen Karl von Mansfeld die Aufsicht über die Brücke und eilte selbst nach dem kouwensteinischen Damm, um denselben unter seiner eigenen Aufsicht noch besser befestigen zu lassen.

Zwei Angriffe geschahen auf denselben; der erste in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai durch die Bundesgenossen unter dem Grafen Hohenlohe. Schon hatten diese den Damm glücklich erstiegen, und warteten, um ihn behaupten zu können, blos auf die Ankunft der Antwerpener, wozu für diese ein Feuerzeichen verabredet worden war. Dieses erfolgte jedoch zu früh, bevor noch die Flotte zum Auslaufen aus Antwerpen bereit war. Da sie nun ausblieb, so mußten die Bundesgenossen vor den Spaniern, welche sich gar bald von der ersten Bestürzung wieder erholten, weichen und den kouwensteinischen Damm nicht ohne großen Verlust wieder verlassen.

Dieser unglückliche Erfolg schreckte jedoch weder die Antwerpener noch ihre Bundesgenossen, die Holländer und Seeländer, von neuen Versuchen ab. Die Ersteren unternahmen abermals einen Anschlag vermittelst Brander und Minenschiffe gegen die Brücke, die Letzteren einen gegen den kouwensteinischen Damm, um denselben zugleich zu durchstechen und zu erobern; der Angriff sollte die mit dem Damm-Durchstich beauftragten Schanzgräber schützen, da man den Hauptangriff der Feinde abzulenken dachte. Der Anschlag gegen die Brücke (am 20. Mai) hatte in Folge der von Farnese getroffenen Vorsichtsmaßregeln nur eine geringe Wirksamkeit. Furchtbar war jedoch der zweite Angriff auf den kouwensteinischen Damm (am 26. Mai). Während sich die antwerpener Flotte, fast hundert Schiffe stark, unter dem Admiral Jacob mit St. Aldegonde dem Damme von der

einen Seite bei Osterwel näherte, griff die Seemacht der Holländer und Seeländer, unter Hohenlohe, Justin von Nassau und Philipp de Zoete, Herrn von Hautain, vom Fort Lillo her, denselben von der andern Seite an; es lag zugleich in der Absicht der Bundesgenossen, die befreundete Stadt mit Lebensmitteln zu versehen. Ein furchtbarer Kampf entstand von beiden Seiten und mit der heldenmüthigsten Tapferkeit leisteten die Spanier, welche den Damm behaupteten, den Feinden Widerstand. Unermüdet arbeiteten die Schanzgräber, von den niederländischen Soldaten rings vertheidigt, an der Durchstechung. Im Anfang schien das Glück den wackren Niederländern günstig zu sein und es gelang ihnen, einen großen Theil des Dammes zu besetzen. Da aber die Durchstechung desselben allzulange währte, lud man ein seeländisches Proviantschiff aus, schaffte die Ladung über den Damm und brachte sie dort auf ein antwerpener Schiff, welches Hohenlohe und St. Aldegonde nach der Stadt brachten. Mit ungemeinem Jubel wurde es dort empfangen, und schon überließen sich die Bewohner der Hoffnung, daß die ganze Proviantflotte unverzüglich nachfolgen würde. Doch Alexander Farnese war mittlerweile selbst zum Damm herbeigeeilt, und hatte wie immer durch das Beispiel seines persönlichen Heldenmuths die Seinigen begeistert. Mit staunenswürdiger Beharrlichkeit ermattete er nicht in Mitten aller Gefahren; einen Spieß in der Hand, sprang er ins Wasser, das ihm bis an die Brust reichte. Mit den Leichen der gefallenen Feinde wurden die bereits vollbrachten Oeffnungen im Deiche wieder verstopft. Endlich verließ auch das Element die Niederländer, und die Ebbe trat ein, so daß die holländischen Schiffe sich zum Rückzug anschicken mußten. Nun sah sich endlich Farnese durch die beispiellose Unerschrockenheit seiner Truppen wieder Meister des Dammes. Fünfmal waren die

Feinde angefallen, fünfmal wieder zurückgeworfen worden! Jener Kampf auf dem kouwensteinischen Damm, der kaum 15 Fuß in der Breite maß, an den Abhängen desselben, ja halb im Wasser, bleibt, sowohl von spanischer, als von niederländischer Seite, ein ewig denkwürdiges Muster in der Kriegsgeschichte. Es war ein rastloser Wechsel von Stürmen und Vertheidigen. Hier der Begriff kriegerischer Ehre, dort die heilige Idee des Vaterlandes. Hier sah man Spanier den alten kriegerischen Ruhm ihrer Nation auf das glänzendste erneuern, wie sich ein Mann auf die Schultern des Andern schwang, Einer ungeduldiger als der Andre, Jeder seinen Kameraden um die Ehre beneidend, bei der Wiedereroberung der von den Niederländern gewonnenen Schanzen der Erste zu sein. Dort sah man die Niederländer, Mann an Mann zur lebendigen Mauer zusammen gedrängt, — keinen Einzelnen bestürzt, wenn der Nebenmann fiel, die Lücke ausfüllend, die Waffe vor sich gestreckt, dem Geschütze der Feinde trotzend, das immer neue Lücken in ihre Reihe brach. Erst als die Ebbe eintrat, als die Schiffe eilig zur Abfahrt drängten, erst da ergriff Verwirrung die niederländischen Helden. Welche Noth! Mehr als ein Schiff konnte vom Rande des Dammes nicht abstoßen, und ringsher um denselben standen jetzt die Niederländer unten; die erbitterten Feinde nahmen sie aufs Korn und erlegten sie wie Wild, das man bei der Treibjagd eingefangen. Andre Niederländer sprangen in's Wasser, um den Schiffen nachzuschwimmen, die bereits abgestoßen waren; denen sprangen die Spanier nach, ergriffen sie, durchbohrten sie mitten im Wasser, oder schleiften sie zurück an den Damm, um sie auf festem Boden niederzustoßen. Viele wurden im Schwimmen durch die schweren Rüstungen in den Grund hinabgezogen und erstickten im Schlamme. Kurz der Sieg der Spanier war nach

einem Kampfe von sieben Stunden vollkommen; die Niederländer hatten den kouwensteinischen Damm verlassen, und den Angriff auf denselben mit 3000 Mann bezahlt. Die Sieger erbeuteten 28 mit Geschütz, Munition und Mundvorrath reich befrachtete Schiffe, worunter auch eins von wunderbarer Arbeit, welches man in Antwerpen sieben Monate lang ausgerüstet und „Kriegsende" getauft hatte, eine Art von schwimmender Batterie. So endigte die zweite Unternehmung auf den kouwensteinischen Damm, die letzte, woran man die gründlichsten Hoffnungen zur Befreiung Antwerpens geknüpft hatte.

Immer mehr nahm nun in dieser Stadt der Mangel, nahm die Uneinigkeit überhand. Das Volk murrte immer lauter und schon begann man, sowohl im Magistrat als auch unter den Zünften, von Unterhandlung zu sprechen, wiewohl sich St. Aldegonde einem solchen Vorschlage aufs Eifrigste widersetzte. Endlich gab er der allgemeinen Forderung nach, doch nur in der Weise sollte man, nach seinem Dafürhalten, mit Alexander Farnese unterhandeln, daß die freie Ausübung des reformirten Kultus zu bedingen sei. Unter dieser Bedingung erging denn auch ein Schreiben an Alexander Farnese, welches dieser jedoch unbeantwortet ließ. Indessen nahmen nun die Ansprüche des katholischen Theils der Bevölkerung zu; denn welchen Grund sahen die Katholiken vor sich, um sich einer Versöhnung mit Spanien durch Farnese, welcher ja die bürgerlichen Freiheiten achtete, länger zu widersetzen? Die Aufregung in der Bürgerschaft wurde endlich so bedenklich, daß sich St. Aldegonde mit dem Tode bedroht sah, wenn er sich noch länger weigerte, eine gütliche Abkunft mit Farnese zu treffen. Da begab er sich denn selbst mit vielen Anderen in das feindliche Lager und machte Farnesen den Vorschlag zu einer allgemeinen Versöhnung der vereinigten Provinzen mit Spanien unter angemessenen Be-

dingungen. Doch eben daran nahm Farnese, klug wie er war, großen Anstand; er befürchtete dabei eine Hinterlist; da Antwerpens insbesondere nicht gedacht sei, so möchte man von dessen Seite unter dem Vorwand einer allgemeinen Friedensverhandlung wohl nur Zeit zu gewinnen suchen. Und so wies er denn die Vorschläge einstweilen ab.

Inzwischen ermunterten die Generalstaaten, sowie die Staaten von Holland insbesondere die Stadt Antwerpen fortwährend, muthig auszuharren, und versprachen ihr Entsatz. Aber es schien auch bloß beim Versprechen zu bleiben. Ein fester Platz nach dem Andern in der Nähe der Stadt fiel in die Gewalt der Feinde und am 19. Juli 1585 bemächtigten sich diese endlich auch der Stadt Mecheln nach einer langen Belagerung. Dies Ereigniß gab, bei der immer steigenden Noth in Antwerpen, den Ausschlag. Bei dem Magistrat ging nämlich der Beschluß durch, mit Alexander Farnese abermals in Unterhandlungen zu treten und diese jedenfalls abzuschließen.

Somit begab sich denn St. Aldegonde nebst noch zwanzig Herren, theils vom Rathe, theils aus den Zünften und Schutteryen, zu Farnese in's Lager, um jenen Zweck zu erreichen. Noch am 12. August ließen Prinz Moritz und der Staatsrath den Bewohnern Antwerpens anzeigen, daß sie binnen 12 Tagen auf Entsatz rechnen dürften. Doch schon am 16. und 17. August schloß man mit Farnese den Uebergabevertrag, demzufolge sich Antwerpen dem König von Spanien wieder unterwarf, ihm aufs Neue Treue und Gehorsam gelobte, und von allen mit Andern geschlossenen Bündnissen zurücktrat. Farnese bewilligte der Stadt eine vollkommene Amnestie für alles unter dem Erzherzog Matthias und dem Herzog von Anjou Vorgefallene, sowie die Erlaubniß, daß die Ausgewanderten frei und ungehindert nach Antwerpen zurückkehren dürften.

Die Stadt behielt ihre vorigen Privilegien und Freiheiten, und für die Begünstigung der Gewerke wie des Handelsstandes war gebührend Sorge getragen. In religiöser Beziehung wurde, wie sich von selbst verstand, der römisch-katholische Gottesdienst fortan allein als herrschender erklärt; demgemäß mußten alle zerstörten Kirchen wieder aufgebaut, alle katholischen Geistlichen in den Besitz ihrer Güter ebenso restituirt werden wie der König. Dagegen stand es den Protestanten frei, entweder zur katholischen Kirche überzutreten, um welchen Preis sie in Antwerpen bleiben durften, oder binnen vier Jahren ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern, und ebensolang sollte denn auch keine Glaubensuntersuchung stattfinden dürfen. Alles grobe Geschütz, Munition, Waffen und Rüstung sowie Kriegsschiffe sollten Alexander Farnesen ausgeliefert werden und dieser eine Besatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwei Schwadronen Reiterei in die Stadt legen. Für den Fall aber, daß sich Holland und Seeland mit dem König gleichfalls aussöhnten, sollte Antwerpen dann von aller Besatzung frei bleiben, und eben so auch durch keine Citadelle belästigt werden. Die Stadt mußte an Alexander Farnese eine Summe von 400,000 Gulden erlegen und St. Aldegonde verpflichtete sich für seine Person, ein Jahr lang nicht gegen den König die Waffen zu ergreifen. Am 20. August wurde diese Kapitulation promulgirt.

Eine Woche später hielt Alexander Farnese mit 20 Fähnlein wallonischer und deutscher Soldaten und 3 Schwadronen Reiterei seinen Triumpheinzug in Antwerpen, geschmückt mit dem Orden des goldenen Vließes, welchen ihm Philipp II. verliehen und kurze Zeit vorher der Graf von Mansfeld im Namen des Monarchen überreicht hatte. An dem Kaiserthore begrüßte den

Sieger eine holde Jungfrau, welche die Stadt Antwerpen vorstellte; auf einem Triumphwagen war sie zu schauen, von dem sie niederstieg, sowie sich der Sieger zeigte; freundlich bewillkommnete sie den Helden und überreichte ihm einen goldenen Schlüssel. Auf der Mairebrücke erhob sich eine Spitzsäule, welche die Genueser hatten errichten lassen, mit dem Bilde Farneses in römischer Tracht. Vor dem portugiesischen Hause in der Hochstättergasse befand sich, auf Kosten der Portugiesen errichtet, ein kolossaler Phönix, dessen ausgespannte Fittiche die Straße fast in deren ganzer Breite überwölbten. Außerdem waren die öffentlichen Plätze durch Bildwerke festlich geschmückt; so prangten vor dem Rathhause die ehernen Bilder der Planeten, in Mitten des Marktes eine Statue des Bacchus. In der hohen Gasse, durch welche Farnese seinen Zug nach der Citadelle nahm, sah er einen Elephanten, einen Wallfisch und ein überaus künstliches Schiff, und an zwei Obelisken vorüber kam er endlich zu einem prächtigen Triumpfbogen, durch welchen ihn sein Weg nach der Citadelle führte, wo er mit Ehrensalven und lautem Jubel empfangen wurde. Die Truppen aber, welche sich noch außerhalb Antwerpens befanden, bekränzten die Brücke, dies Wunderwerk der Kriegsbaukunst jener Zeit, feuerten, — selbst festlich geschmückt, grüne Reiser an den Hüten —, Ehrensalven ab, und sangen in der Marienschanze das Te deum laudamus. Am folgenden Tage gab der Feldherr seinen Braven ein Gastmahl auf der Brücke, und die vornehmsten Offiziere trugen hiebei den Soldaten, als ihren Ehrengästen, die Speisen auf.

Einen traurigen Kontrast zu diesen Festen bildete die Zukunft des einst so reichen und blühenden Antwerpens, eine Zukunft, deren Anzeichen sich jetzt bereits erkennen ließen. So ehrenhaft auch immerhin die Bedingungen waren, unter welchen

Farnese die Uebergabe unterzeichnet hatte, und so redlich er sie auch hielt, — er hatte doch (am 8. September) den bisherigen Magistrat auflösen und einen neuen an dessen Stelle setzen müssen; er konnte es ferner nicht verhindern, daß nicht bloß die meisten Protestanten die Auswanderung dem Uebertritt zum Katholizismus vorzogen, sondern auch sehr viele Katholiken*) die Stadt verließen und da sich unter denselben reiche Kaufleute befanden, so mußte die Stadt, deren Umfang man nur um etwas geringer schätzte als den Kölns, und in welcher sich während der Belagerung noch 90,000 Menschen befunden hatten, einen nicht geringen Verlust an Menschen und Kapitalien erleiden. Wie die Protestanten Gents, Brüssels und der übrigen Städte in Flandern und Brabant, die sich Spanien wieder unterworfen hatten, so zogen auch die Antwerpens nach den freien nördlichen Provinzen, besonders nach Holland, dem Alles zu Gute kam, was Belgien entzogen ward. Unwie-

*) Als Beleg hiefür folgendes Zeugniß des Bischofs von Antwerpen:

„Subscriptus testor me recognovisse catalogum civium Antverpiensium, qui paucis ab hinc annis Antverpia migraverunt, et sicut ex accurata informatione mihi facta per cathedralis ecclesiae decanum, archidiaconum, archipresbyterum et scholasticum (quibus id inquirendi munus demandaveram) cognoscere potui, Capita familiarum plus minus ducenta transmigrarunt, ex quibus licet non pauci fuerint haeretici, major tamen pars orthodoxi passim habebantur et catholici, et solius quaestus causa multi ad partes unitarum provinciarum abieruut. Testor etiam mihi aliunde constare defectu commercii, non sine animarum suarum et suorum periculo, aliquos catholicos Antverpia ad Batavos, etiam post confectum dictum catalogum, adeoque sub initium decurrentis quadragesimae migrasse, ut vere timendum esse, plures migraturos suoque recessu non solum detrimentum aliquod Reip. et religioni, sed accessionem et incrementum rebus Batavorum esse allaturos.

Datum Bruxellis, die Vta martii 1616.

Joannes episcopus Antverpiensis.

(Belgisch Museum. 3. deel. 1. Aflev.)

derbringlich ging Antwerpens alter Glanz, ging seine bisherige Bedeutung als erste Handelsstadt der Niederlande verloren. Die unirten Provinzen ahnten damals, als sie mit Recht den Verlust Antwerpens betrauerten, den unberechenbaren Gewinn noch nicht, welchen sie in Folge des Verlustes gar bald ernten würden.

Die allernächste unmittelbare Folge der Aussöhnung Antwerpens mit Spanien war, daß dadurch die Unterwerfung Belgiens vollendet war. Nun konnte der kühne Farnese sein Augenmerk ausschließlich auf die Bezwingung der unirten nördlichen Provinzen wenden, seine ganze Macht gegen diese kehren. Aber eben, wie diese nun den ganzen Andrang jetzt allein auszuhalten hatten, waren sie auch gezwungen, noch inniger als bisher zusammenzuhalten. Je mehr Farneses Milde die Belgier hatte gewinnen können, um so wachsamer mußten die Bataver dagegen sein, weil diese Milde doch immer ein Moment enthielt, daß ihrer ganzen, man möchte sagen, erst im Laufe der Revolution zum vollen Bewußtsein erstarkten Nationalität durchaus widerstrebte und im höchsten Grade gefährlich war, — ein Moment, das Farnese nicht aufgeben konnte, — nämlich das katholische. Wir haben schon früher auf diesen innigen Zusammenhang des religiösen Moments mit dem politischen aufmerksam gemacht. Jetzt gab das erstere dem letzteren die ganze Stärke. Jetzt zeigte sich auch die volle Kraft der Utrechter Union; dies Band war der Zaubergürtel, welcher den keuschen Busen der Freiheit umschloß. Es war die strenggezogene Gränze, hinter welcher sich die Nationalitäten schieden und über welcher sie sich nunmehr drohend herausforderten. An die Stelle des Mißtrauens mußte ein entschiedener kräftiger Haß treten, was man in Entwickelungsepochen junger Staatenverfassungen immer als nothwendig betrachten muß; sind solche einmal konsolidirt, dann

mag das alte weltbürgerliche Freundschaftsverhältniß sich wieder anknüpfen, und wird es auch. Wahrlich, wenn man irgend in der Völkergeschichte die providenzielle Macht erkennt, die auch in der tiefsten, trostlosesten Nacht doch unermüdlich an dem rechten Gewebe fortwirkt, die auch gerade dann den Weg des Heiles vorzeichnet, wenn Völker nur noch einen engen Pfad zu gewahren glauben, der zwischen ihnen und dem Untergang liegt, — dann ist es vorzugsweise in dieser verhängnißvollen Epoche der niederländischen Geschichte der Fall. Während die belgischen Provinzen unter das Scepter Spaniens wiederkehren, weil sie von demselben nebst ihren alten bürgerlichen Freiheiten auch eine Garantie für ihr Theuerstes, für den Glauben (den katholischen) erhalten, gibt es für die, von ihnen auf ewig losgerissenen enger unirten nördlichen, aus demselben religiösen Grunde (nur daß ihnen die reformirte Lehre als die allein richtige und wahre gilt) keinen anderen Ausweg mehr, als die Behauptung und den Sieg ihrer politischen Selbstständigkeit, oder den Untergang. Aber auch für die jetzt beruhigten katholischen Provinzen war der Kampf um die bürgerlichen Rechte nicht fruchtlos gewesen; ohne denselben hätten sie dem Centralisationssysteme Philipps II. gegenüber, die Garantie für ihre Provinzialprivilegien wohl nimmermehr erreicht.

Somit sehen wir uns denn jetzt an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt. Zwar währet der Kampf zwischen Spanien und den Niederlanden auch vom Jahre 1585 an noch eine geraume Weile fort; aber die Stellungen sind wesentlich verändert. Belgien tritt von seiner aktiven Rolle zurück, und überläßt diese nunmehr ausschließend den unirten nördlichen Provinzen. Dort sehen wir nun das interessante Schauspiel, wie sich, während steter Kämpfe, die freie Staatsverfassung immer kräftiger abrundet, und ihre eigenthümlichen Formen fest-

stellt, wie die Republik nicht bloß durch die Offensive, die sie statt der bisherigen Defensive ergreift, sondern auch gleichzeitig und vornämlich durch die Entwicklung ihres Lebensprinzipes, des Handels immermehr erstarkt; wie sich gleichmäßig mit der Selbstständigkeit und der Autorität ihr Charakter entfaltet, so daß endlich Spanien selbst nicht länger umhin kann, die Provinzen, welche die Republik bilden, nicht als abgefallene und rebellische zu betrachten, sondern die Republik selbst als eine europäische Macht.

Bevor wir zur Darstellung aller Ereignisse schreiten, durch welche ein solches Resultat allmählig hervorgebracht wurde, haben wir am Schlusse dieses vierten Buches noch durch eine gedrängte Uebersicht des Schicksals, welches zwei hochverdiente Männer betraf, die jetzt vom Schauplatz der öffentlichen Wirksamkeit abtreten, unsren Lesern einige Blicke in den inneren Zustand der um ihre Unabhängigkeit fortkämpfenden Provinzen zu verschaffen; — diese beiden Männer sind Treslong und St. Aldegonde.

Wir haben bereits erwähnt, wie der Admiral Wilhelm von Blois, genannt von Treslong *) seiner Stellen enthoben und im Februar 1585 zu Middelburg gefangen gesetzt worden war. Als die Staaten von Holland diese allzurasche Prozedur erfuhren, wandten sie sich augenblicklich an den Prinzen Moritz und den Staatsrath, mit der Bitte, man möchte Treslong als einen Edelmann behandeln und der wichtigen

*) Trefflich schildert Hooft in seiner meisterhaften Kürze Treslongs Charakter und Stellung: „een man uitsteekende in aanzienlykheit van persoon, luister van leeven, grootheit van moedt, en schattende syne diensten, die gewisselyk achtbaar waaren, niet beneden hunne waarde; kon (gelyk doorgands de geenen, die zich in bewindt van waapenen vinden) quaalyk eenigh weederstreven van luiden op 't kissen zittende, met geduld verzwelghen.“ (Boek XXII. f. 992.)

Dienste nicht vergessen, die er dem Vaterlande bisher geleistet habe. Auch seine Gemahlin, *) sowie mehre einflußreiche Personen, worunter der Graf von Hohenlohe, legten für ihn bei Moritz und dem Staatsrath die Bitte ein, ihn vor das ihm zuständige Gericht zu stellen. Es war vergeblich. Im April 1585 stellte man den wackren Krieger vor das Gericht von Middelbürg und dort mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm der Baljuw David Zomer Hochverrath zur Last legte, nebst anderen schweren Verbrechen, wofür Treslong an Leib und Gut verfallen sei. In ganz Seeland (so zeigte sich die Eifersucht der Provinzen bis ins Kleinste) fand sich Niemand, der es wagte, den Angeklagten zu vertheidigen, und es mußte ein holländischer Advokat aus dem Haag herbeikommen, um für ihn das Wort zu ergreifen; dieser beantragte denn, man sollte Treslong einstweilen, gegen Bürgschaft freigeben. Doch die Sache zog sich sehr in die Länge. Mittlerweile legte man ihm eine Falle. Ein gewisser de Cipier rieth ihm zur Flucht, und machte sich auch anheischig, ihm dazu behülflich zu sein, wenn ihm Treslong auf der Stelle 1000 Gulden und nach der gelungenen Flucht das Doppelte bezahle. Treslong ließ sich dadurch verlocken und de Cipier bekräftigte diesen Handel mit einem Eide. Alles dies war mit Wissen des Baljuws geschehen, welcher denn nicht ermangelte, auf den Fluchtversuch Treslongs ein großes Gewicht zu legen; ja er wollte den Angeklagten sogar der Tortur unterwerfen, was jedoch — auf den nachdrücklichen Einwand der Advokaten Treslongs — un-

*) Treslongs Brief an seine Gattin (vom 5. Juli 1585) enthält unter andern die in ihrer Einfachheit um so mehr für ihn zeugenden Worte: „So lange meine Seele im Körper ist, hoffe ich zu beweisen, daß ich ein treuer Diener des Vaterlandes bin, und wills bleiben und so sterben." (Vor. XX. B. f. 17.)

terblieb. Die ganze Sache kam nun ins Stocken. Treslong protestirte fortwährend gegen die Kompetenz des meistens aus Kaufleuten zusammengesetzten Gerichts, vor welchem er sich verantworten sollte, und verlangte standhaft, vor einen Kriegsrath gebracht zu werden, bei welchem sich auch Bevollmächtigte der Generalstaaten befänden, oder vor den Hof von Holland. Doch seine Protestationen und Forderungen hatten keinen Erfolg, und ebensowenig richtete sogar die Verwendung der Königin Elisabeth für ihn aus. Er blieb fortwährend in Haft und durfte dieselbe erst im November 1586 verlassen, wobei er sich mit seinem Ehrenwort verbürgen mußte, sich vor dem Hof von Holland zu stellen. Später reiste er dann nach England, kehrte mit neuen Empfehlungsschreiben Elisabeths zurück und citirte hierauf den Baljuw Zomer vor den Hof von Holland, welcher jedoch diesen vom Erscheinen dispensirte. Erst im Jahre 1591 gelang es Treslong, vollkommene Genugthuung zu erlangen; er lud nämlich jeden, der irgend etwas gegen ihn vorzubringen habe, vor den Hof von Holland; welcher ihn, da Niemand erschien, am 19. Juni jenes Jahres für schuldlos erklärte. Uebrigens war Treslongs öffentliche Laufbahn zu Ende. Prinz Moritz stellte ihn 1592 als Jägermeister und 1593 als Oberjägermeister von Holland an, in welcher Stelle er 1594 starb. *)

Ein ähnliches Schicksal traf den hochachtbaren St. Aldegonde, der vom Beginn der Opposition gegen Philipp II. an, während aller Wechselfälle des Glückes sich stets gleich unternehmend und geschickt für das gemeine Beste erprobt, den Wilhelm von Oranien nicht umsonst seiner vertrauten Freundschaft gewürdigt hatte. Man erinnert sich, wie St. Aldegonde,

*) Vergl. Te Water. Histoire van het Verbond en de Smeekschriften etc. II. 214—239.

als Bürgermeister von Antwerpen sich noch in der letzten Zeit so energisch gegen eine Uebereinkunft mit Farnese ausgesprochen hatte, wie er endlich nur dem gebieterischen Ausdruck des Volkswillens gewichen war. Gleichwohl nahm man ihm von Seiten der eifrigen Patrioten bei den Staaten den Antheil sehr übel, den er an dem Abschluß der Kapitulation mit Farnese gehabt hatte. Als er sich nach Seeland begeben wollte, rieth man ihm von dort aus, sich dort nicht zu zeigen. Nochmehr machte er sich jedoch verhaßt, als er, in seiner Antwort darauf, Farneses außerordentlichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ und, mit Hinweisung auf Spaniens Macht, ernstlich zum Frieden mit Philipp II. rieth. Auch gaben die Staaten von Holland ihrem Admiral Warwond Befehl, weder St. Aldegonde'n noch seinen nächsten Angehörigen Päße nach Holland und Seeland auszustellen, und, sollte er beide Provinzen demungeachtet betreten, ihn festzunehmen. Und wirklich versicherte man sich seiner Person, als er nach Seeland kam. Er wußte sich jedoch vor den Generalstaaten genügend zu rechtfertigen und wurde denn seiner Haft wieder erledigt. Gleichwohl dauerte das Mißtrauen gegen ihn fort; und allerdings hatte er selbst dazu durch eine unläugbare Thatsache Anlaß gegeben, nämlich dadurch, daß er sich von Farnese ausbedungen hatte, seine Güter für Lebenszeit zu behalten, und nicht bloß für den Zeitraum von vier Jahren, wie alle übrigen Protestanten; hieraus schloß man denn, daß er vertrautere Beziehungen zur spanischen Parthei unterhalte, was, wenn man sein voriges und sein späteres Leben, insbesondere aber den hervorstechenden Zug seines Charakters, die unerschütterliche Verechtung des Protestantismus vergleicht, sehr unwahrscheinlich ist, — wenn es sich auch, eben bei seinem so entschiedenen Charakter, nur schwer rechtfertigen läßt, daß er sich jene per-

sönliche Vergünstigung bedungen hatte. Man bediente sich St. Aldegondes von nun an nur selten mehr (so im Jahre 1594) in Staatsgeschäften. Der vielerfahrene Mann zog sich aus dem Kreise des öffentlichen Lebens immer mehr in die trauliche Einsamkeit seiner Studirstube zurück und widmete sich vorzugsweise theologischen Arbeiten. So übersetzte er am Abend seines Lebens das alte Testament aus dem Urtext in's Niederländische, von welchem Werke ihn der Tod abrief. Er starb zu Leyden am 15. Dezember 1598. *)

Ein ähnliches Mißtrauen wie diesen längjährigen Freund Wilhelms von Oranien, traf auch den Statthalter von Antwerpen, Wilhelm Martini. Man setzte ihn, als er nach dem Haag kam, dort in Haft, ließ ihn zwar nach kurzer Zeit wieder frei, gebot ihm jedoch, das Land zu räumen.

Muß uns auch dieses Mißtrauen gegen vielfach verdiente Männer verletzen, so weist dagegen die Wachsamkeit, woraus es entsprang, gerade auf die raschere und mächtige Entwicklung des Wesens einer Republik hin.

---

*) Vergl. Te Water. III. p. 29 seqq. Bayle dict. historique et critique. Art. St. Aldegonde. E. v. Münch (niederländisches Museum 3ter Heft.)

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Es ist eine auffallende und eigenthümliche Erscheinung in der Entwicklungsgeschichte der niederländischen Freistaaten, wie diese bei ihren Versuchen, die Landeshoheit einer fremden Macht zu übertragen, (Versuche, zu welchen nur die äußerste Verlegenheit den Beweggrund geben konnte) immer wieder gerade durch die Politik ihrer Feinde oder vermeintlichen Freunde von jenen Gefahren errettet werden, welche durch das Anschließen an eine fremde Macht für den Fortbestand ihrer Freiheit unvermeidlich erfolgt wären. So haben wir gesehen, welchen großen Einfluß die von spanisch-hierarchischen Triebfedern bewegte Ligue auf die Abbrechung der Unterhandlungen mit Heinrich III. von Frankreich ausgeübt hatte, deren Abschluß die unirten Provinzen unfehlbar in eine bei weitem üblere Lage versetzt haben würde, als jene, worin sie sich je unter spanischer Oberherrschaft befunden hatten. Wir sahen ferner, welche Mühe sie sich gegeben hätten, um die Königin Elisabeth zur Uebernahme der Souveranetät zu bewegen. Die vorsichtige, ausweichende Politik dieser Monarchin, welche das Anerbieten ausschlug,*) gereichte den Provinzen abermals zum Heile, wovon sie sich bald überzeugen

*) Elisabeth ließ sogar eine Rechtfertigung ihres Bündnisses mit den Niederlanden (in deutscher, französischer und englischer Sprache) durch den Druck (bei Christoph Barker in London) veröffentlichen,

lernten. Auf allen Umwegen mußten sie endlich zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, daß die Freiheit nicht mit dem Verlust der Nationalität erkauft werden darf, und daß jede sogenannte Beschützung der Freiheit oder der Nationalität durch Fremde stets mehr oder minder bloß den Egoismus dieser Letzteren im Hintergrunde birgt, weil die Versuchung der Herrschsucht für sie zu groß ist, und ihre Herzen nicht treu und warm, nicht hingebend und aufopfernd für das Land schlagen können, in welchem ihre Väter nicht ruhen, in welchem ihre Ströme nicht rauschen, in welchem ihre Dichter nicht singen. Während aller jener angedeuteten Irrthümer jedoch läßt sich bei den Niederländern immer der gesunde Sinn, läßt sich der richtige Takt herausfühlen, gründend im Freiheitsdrang und ihre Würdigkeit, frei zu sein, bekundend. Beides, Drang und Würdigkeit, ist dadurch auf's Innigste verbunden, daß der erstere nicht bloß ein Lebensbedürfniß ist, sondern sich auch auf die historisch gefestigten Bedingungen (Rechte) beruft, welche zum Nationalcharakter gehören, wie der Leib zur Seele.

Elisabeth hatte noch im Jahre 1585 Hülfstruppen nach

---

worin sie als Beweggründe angab, daß die Niederlande ihre alten Freiheiten, Privilegien und Gerechtsame behielten, daß die Gewerbe unter ihren Unterthanen und den Niederlanden glücklich und sicher getrieben werden könnten, und daß sie selbst vor den Angriffen feindseliger Nachbarn gesichert sei; auch berief sie sich auf die alten Verbindungen zwischen England und den Beherrschern der Niederlande (Vergl. d. Schrift bei Bor XX. B. f. 87). Einen Beweis, wie sehr die Fürsten jener Zeit auf die öffentliche Meinung Rücksicht nahmen (die Geschichte des Abfalls liefert dafür mehr als ein Dokument), wie wenig man sich damals auch nur den Anschein gab, als ignorire man die Presse, als lasse sich diese ignoriren, gab Elisabeth auch durch eine Apologie, welche sie gegen Pasquille veröffentlichen ließ, die man von Italien aus gegen sie geschmiedet hatte.

den Niederlanden geschickt, welche jedoch bereits zu spät kamen, um Antwerpen zu entsetzen. Im Oktober nahmen sie die der Königin zur Pfandschaft überlassenen Plätze ein, nachdem die städtischen Regierungen von Briel und Vlissingen und Prinz Moritz durch die Provinzialstaaten von Holland und Seeland, sowie durch die Generalstaaten (welche die Markgrafschaft von Veere und Vlissingen dem Prinzen Moritz übertragen) Sicherheitsurkunden über Schadloshaltung für während der Verpfändung vielleicht zu erleidende Verluste erhalten hatten. Die Engländer Thomas Cecil, und Philipp Sidney, (der Letztere als Mensch und Dichter gleich herrlich und liebenswürdig), erhielten das Gouvernement, der Erstere in Briel, der Letztere in Vlissingen und Rammekens. Den Oberbefehl über alle englischen Truppen hatte Elisabeth ihrem Günstling Robert Dudley, Grafen von Leicester, (Sidneys Oheim) übertragen, einem Manne, über dessen Charakter sich die meisten niederländischen Geschichtschreiber nur im scharfen Tadel vereinigen, und wohl kaum mit Unrecht. Edel von Abkunft und hoch gestellt durch das auffallende Wohlwollen seiner Monarchin, einnehmend durch sein äußeres Wesen, wie je ein gewandter Hofmann, entbehrte Graf Leicester doch etwas, das kein Geburtsadel, keine Fürstengunst, keine glatten Manieren ersetzen können; es fehlte ihm der Adel der Sittlichkeit. Von einem ungemeinen Egoismus durchdrungen, war er vielleicht gegen Niemand aufrichtig, am wenigsten gegen seine königliche Freundin und gegen die Niederlande, gegen welche übrigens auch Elisabeth, wie wir bald sehen werden, nicht sehr aufrichtig war. Und doch waren gerade Aufrichtigkeit und Treue diejenigen Tugenden, deren der Befehlshaber einer fremden Macht in den unirten Provinzen am nothwendigsten bedurfte, um seine Autorität dort aufrecht zu erhalten, nicht bloß

den damit übereinstimmenden Grundstoffen des Volkscharakters, sondern auch den traurigen Erfahrungen gegenüber, welche man in Bezug auf Spanien und Frankreich schon gemacht hatte. Im alt-ehrlichen Niederland waren eitle Höflingskünste nicht an ihrem Platz. Hier liebte man's, in die knisternde Gluth auf dem unentweihten heimischen Herde zu blicken, nicht in den Schimmer des Geschmeides, wie es beim Licht von hundert Kerzen funkelte; hier zog man den derben gesunden Geruch des Theers, den Kaufmann und Schiffsherr gewohnt waren, den Parfüms des galanten Weichlings, und eine offene Stirne, worauf die Redlichkeit zu lesen war, der künstlichen Ordnung gekräuselter Locken vor. Wie wird der feine, gewandte, duftende und — perfide Graf Leicester zu den soliden, ehrlichen Niederländern passen?

Elisabeth selbst hegte noch weitere Absichten, als ihr öffentliches Benehmen (durch die Ablehnung der Souverainetät und eines immerwährenden Schutzbündnisses mit den Niederlanden) anzudeuten schien. Leicester hatte von seiner Königin eine besondere Instruktion erhalten, „die Finanzquellen der Provinzen genau zu erforschen, um über die letzteren, wenn man sie durch ihre eigenen Mittel beschirmen könne, die Oberherrschaft zu gewinnen." Man sieht hieraus, daß es nicht bloß die Besorgniß vor einem offnen Bruch mit Spanien, sondern wohl auch die andere Besorgniß vor der üblen Stimmung der Engländer in Bezug auf finanzielle Ungelegenheiten war, was Elisabeths Politik leitete und so zweideutig machte. Von jener Instruktion für Leicester hatten die niederländischen Gesandten in London glücklicherweise noch frühzeitig genug Nachricht bekommen. Das Mißtrauen war dadurch geweckt und man dachte denn von Seiten Hollands schnell auf größere Sicherheit. Der Pensionär von Rotterdam,

Johann van Oldenbarneveld griff hier insbesondere thätig ein. Vornämlich auf seinen Betrieb geschah es, daß die Staaten von Holland und Seeland dem Prinzen Moritz die wichtige Statthalterschaft über diese beiden Provinzen, (den Kern der ganzen Union), übertrugen; mit jener Würde war auch die eines Generalkapitains und Admirals für beide Provinzen verbunden. Zur selben Zeit erhielt Moritz auch den Titel eines „gebornen Prinzen von Oranien" mit dem Prädikat „Excellenz" ausdrücklich und förmlich zuertheilt, obwohl jener Titel eigentlich Moritzens älterem Bruder, dem Grafen Philipp Wilhelm von Büren, gebührte. Es ist interessant, zu bemerken, wie die Verleihung der Statthalterwürde über Holland und Seeland an Moritz zum erstenmal förmlich von den Staaten dieser beiden Provinzen ausging, als Repräsentanten derselben. Man merke übrigens hier auf den Unterschied zwischen jener Zeit, da man Wilhelm von Oranien die Landeshoheit mit der Grafenwürde übertragen wollte, und dieser jetzigen, da man dem Sohne desselben bloß die Statthalterwürde anvertraute. So sieht man auch hier wieder den Fortschritt von der angenehmen Gewohnheit der konstitutionellen Monarchie zur Ausbildung der Republik. Dazu hat Oraniens Tod wesentlich beigetragen und wir dürfen uns durch die Unterhandlungen über Souverainetätsübertragung mit Frankreich und England nicht irre machen lassen. Was wir jetzt in Holland beobachten, finden wir schon in Geldern und Utrecht nach Wilhelms von Oranien Tode. — Um übrigens auf den Grafen Leicester zurückzukommen, so läßt sich leicht begreifen, wie unangenehm ihm jener Schritt der Staaten von Holland und Seeland war. „Was habe denn ich," (so fragte er, als er Moritzens Erhebung erfuhr) „in den Niederlanden zu

thun, wenn ein Andrer die Statthalterschaft Hollands und Seelands bekleidet?"

Während nun einzelne schärfer blickende Patrioten Hollands Leicesters geheime Absichten wachsam verfolgten und ein heilsames Gegengewicht zu begründen bemüht waren, betrachtete das Volk im Ganzen den Grafen wie einen Messias und hoffte wahre Wunder von seinem Walten in den Niederlanden; nicht geringen Einfluß darauf hatte Leicesters klugberechneter und — zur Schau gestellter Eifer für den strengen Kalvinismus; die bigotten Reformirten in den Niederlanden wurden für Leicester hingerissen, als sie vernahmen, wie sehr er sich in England der Puritaner annahm, ohne daß jene ahnten, wie sein Eifer bloß ein künstlichgemachter, ein feingesponnener Deckmantel für seinen weitausblickenden Ehrgeiz war. Als er nun in die Niederlande kam, äußerte sich der Enthusiasmus des getäuschten Volkes für ihn überall auf die unzweideutigste Weise. Am 20. Dezember 1585 stieg er, von einer Menge englischer Edelleute begleitet, zu Vlissingen ans Land; von dort begab er sich nach Dordrecht und den anderen Städten und überall wurde er wie ein Fürst bewillkommnet. Wenn die eifrigen Reformirten den Grafen, über dessen Ueppigkeit man andere Zeugen vernehmen muß, demüthig zur Kirche gehen und dort das Abendmahl nach reformirtem Ritus empfangen sahen, riefen sie sich aufs lebhafteste ins Gedächtniß zurück, wie Anjou, zu ihrem Aergerniß, dem katholischen Gottesdienste beigewohnt hatte; ja selbst der edle Wilhelm von Oranien schien, wegen seiner allzugroßen Toleranz, die man ihm jetzt als Religions-Gleichgültigkeit auslegte, hinter dem Grafen von Leicester zurückzustehen; wer von der ganzen leichtgläubigen Menge ahnte wohl den Antheil, welchen Leicesters Herrschsucht an dessen Heuchelei hatte, wer überhaupt diese letztere selbst? Man faßte am

10. Januar 1586 den Beschluß: dem Grafen die Oberstatthalterschaft ganz in der Weise, wie sie zu Zeiten Kaiser Karls V. bekleidet worden war, im Namen der Generalstaaten (wogegen jedoch Friesland protestirte und wobei sich Holland noch insbesondere verwahrte) anzubieten.

Doch schon jetzt konnte Leicester seine geheimen Absichten nicht ganz verhehlen; er verrieth sie, indem er Anstand nahm, die Oberstatthalterschaft anzutreten. Der Grund der von ihm erhobenen Schwierigkeiten war kein anderer als sein Mißvergnügen über die Beschränkungen durch den Staatsrath, denen er sich dabei unterziehen sollte. Endlich kam am 1. Februar im Haag die Verhandlung, betreffend die Uebertragung der Oberstatthalterschaft an Leicester, zum Abschluß, und zwar unter folgenden Bedingungen*). Die Generalstaaten ernannten ihn zum „Gouverneur und Generalkapitain" der vereinigten Provinzen, zu wissen: des Herzogthums Geldern und der Grafschaft Zütphen, der Grafschaften und Lande Flandern, Holland mit Westfriesland, Seeland, der Herrlichkeiten Utrecht und Friesland und ihrer Bundesgenossen. Er sollte in allen Kriegssachen (zu Land und zur See) absolute Macht**) haben über die genannten vereinigten Provinzen, Städte und Mitglieder der Bundesgenossen, über alle besonderen Statthalter derselben Provinzen, desgleichen über alle Oberbefehlshaber, Offiziere und Soldaten, welche denn auch für den Grafen Leicester zu vereidigen seien, — deßgleichen in Sachen der Polizei und Justiz, in der Weise, wie die Oberstatthalter der Niederlande eine solche oberste Gewalt zu allen Zeiten, und insbesondere zu Zeiten Karls V. gesetzlich gehabt hätten.***) Renten und Gehalte der

*) Vergl. Bor. XXI. Buch. f. 6.

**) „Volle macht en absoluyt gebied." etc. (Ebend.)

***) „Item sal zyn Excel. volle macht en absoluyt geweld hebben

Beamten und Offiziere sollten aus den Domainen jeder Provinz (so weit diese reichten) bezahlt werden, und die Staaten den Rest übernehmen; für die wichtigsten Beamtenstellen bei der Regierung und dem Justizfach, die der Oberstatthalter zu vergeben habe, solle dieser aus einer Doppel- oder Dreizahl von tauglichen und patriotischen Männern, welche die betreffenden Provinzialstaaten vorschlagen, die Geeignetsten erwählen. Was nun den Staatsrath betraf, so sollte Leicester denselben aus solchen gebornen Niederländern zusammensetzen, welche ihm die Provinzen als tauglich bezeichnen; zwei Mitglieder des Staatsrathes sollen von ihrer Majestät, der Königin, zu ermächtigen sein, und dieser Staatsrath sollte „dem Grafen beistehen zu bester Leitung der Landessachen, gemäß des mit Ihrer Majestät abgeschlossenen Traktates.“ Graf Leicester sollte die Generalstaaten stets und überall, wann und wo es ihm gutdünke, zusammenberufen, sowie anderseits diese und die Provinzialstaaten das Recht haben, sich nach ihrem Gutdünken und nach des Landes Bedürfniß zu versammeln. Alles dies, unbeschadet der Rechte, Freiheiten, Präeminentien, Privilegien, Traktate, Kontrakte, Statuten, Ordonnanzen, Dekrete und Gewohnheiten“ der Provinzen im Allgemeinen und aller ihrer Mitglieder insbesondere, deren Erhaltung Leicester beschwören mußte, sowie auch die Staaten ihm den Eid der Treue im Namen der Provinzen leisten.

Dadurch schienen denn nun die bisherigen Anstände beseitigt zu sein. Aber Leicester erhob neue, nachdem er von den Generalstaaten seine Bestallung und die Ermächtigung zur Ein-

in de voorhz. Provintien en van haer geassocieerde, in 't stuk van de Politie en Justitie, gelyk de Gouverneurs Generaels der Nederlanden 't allen tyden wettelyk gehad hebben; etc. etc.“ (Ebend.)

forderung aller bewilligten und noch zu bewilligenden Geldmittel (in Betreff des Krieges) erhalten hatte; er verlangte nämlich mehr, als man ihm hiezu angewiesen hatte, und außerdem eine genauere Einsicht in den Zustand der Finanzen jeder Provinz. Ferner veränderte er den Entwurf der Instruktion für den Staatsrath, dann erwählte er dessen Mitglieder und bot dem Grafen Hohenlohe die Würde eines General-Lieutenants in der Armee der Staaten an, was jedoch dieser ablehnte, indem derselbe lieber in den besonderen Diensten der Staaten von Holland und Seeland blieb.

Leicester besaß nun in den vereinigten Provinzen eine ausgedehnte Macht, und arbeitete dahin, dieselbe noch zu vergrößern und zu erweitern. Da erfuhr er plötzlich einen Einspruch dagegen und zwar von einer Seite her, von woher er einen solchen wohl nicht erwartet hatte, — von seiner Monarchin Elisabeth selbst. Ihr Gesandter Davidson, welcher am 14. Februar nach England zurückgekehrt war, hatte ihr über alle Vorfälle in den Niederlanden Bericht erstattet. Unter'm 23. Februar schrieb sie nun sowohl an Leicester als an die Generalstaaten (Sir Thomas Heaneadge überbrachte die Schreiben) „wie sehr es sie befremden müsse, daß, nachdem sie selbst die angebotene Souverainetät abgelehnt habe, die Generalstaaten dieselbe dem Grafen Leicester (ihrem Diener und Vasallen) übertragen und der Letztere sie angenommen habe; was auch jener Erklärung widerspreche, welche sie in Druck habe ausgehen lassen. Deßhalb verlange sie denn, daß man die Uebertragung der höchsten Autorität an Leicester widerrufe und sich lediglich an diejenige halte, welche dem Traktat zwischen ihr und den vereinigten Provinzen entspreche." Es scheint, daß hier bei Elisabeth weniger die Besorgniß vorwaltete, daß Leicester die ihm übertragene Gewalt egoistisch mißbrauchen würde, als vielleicht

das unangenehme Gefühl, daß man unbehutsam ihren eigenen geheimen Plänen unzeitig vorgegriffen und letztere vor Spanien aufgedeckt habe. Besonderen Anstoß gab der Ausdruck: „absolute Gewalt,“ welches man als gleichbedeutend mit Souverainetät auslegen konnte. Die Generalstaaten wußten sich hierüber geschickt und zugleich zu ihrem eigenen Vortheil zu vertheidigen. Sie erklärten, (und zwar wie es scheint, durch des patriotischen Oldenbarneveld's Einfluß) am 25. März, daß das Wort „absolut“ in seiner verfänglichen Verbindung mit „Gewalt“ bloß bezeichnen solle, wie der Graf Leicester über den einzelnen Provinzialstatthaltern stehe, daß das Wort „absolut“ bloß den Gegensatz von „provisorisch“ andeute, und zur völligen Beruhigung fügten sie endlich ausdrücklich hinzu: „die ganze Souverainetät der Lande bleibe den Staaten selbst, und nur das Gouvernement, oder die Verwaltung derselben stehe dem Grafen Leicester zu.“ Der Letztere schrieb gleichfalls an seine Monarchin, um sich über die Annahme zu rechtfertigen, und Elisabeth schien nunmehr zufriedengestellt zu sein. Ob sie es aber auch wohl in der That war? Ob sie es nicht vielleicht sehr bereute, durch ihre allzugroße Vorsicht auch die der Staaten geweckt zu haben? Jedenfalls sehen wir auch bei diesem Vorfall wieder das eigenthümliche Phänomen, auf welches wir zu Anfang dieses Kapitels aufmerksam machten, das providenzielle Element der Geschichte, oder (damit man diesen Ausdruck und unsre Grundansicht nicht etwa mißverstehe): wir bemerken die Kernkraft einer Nationalität, welche sich zwar durch Gefühle und Hoffnungen zu Irrthümern hinreißen lassen kann, welche jedoch durch die leisesten Bewegungen des Absolutismus plötzlich geweckt, sich wieder auf den richtigen Weg zu besinnen weiß und ihrer natürlichen Bestimmung wieder folgt; ein einfaches Wun-

der, wenn man auf den Charakter, als Grund der Erscheinung, zurückgeht. — Wir haben oben des trefflichen Oldenbarnevelds erwähnt, von dem es mehr als bloß wahrscheinlich ist, daß er die Erklärung der Staaten an Elisabeth über die Bedeutung des Wortes „absolut,“ ein schönes Dokument edlen vaterländischen Freiheitsstolzes, abgefaßt habe. Wir müssen hier noch dazu bemerken, daß die Staaten von Holland unterm 7. März 1586, den braven Oldenbarneveld, welcher bisher Pensionär der Stadt Rotterdam gewesen, an die Stelle des Meisters Paul Buis zum Landesadvokaten (von Holland) machten. Es ist bezeichnend für Oldenbarnevelds Charakter, daß er sich, bei Annahme dieser ehrenvollen und einflußreichen Stelle, ausbedingte, dieselbe allsogleich niederlegen zu dürfen, so wie man sich etwa in Unterhandlungen einließe, welche darauf abzweckten, Holland wieder der spanischen Herrschaft zu unterwerfen! Am 8. März leistete Oldenbarneveld seinen Eid. Ebenso treffend bezeichnet den Geist, welcher damals die Staaten von Holland beseelte, der Beschluß, den sie an demselben Tage (8. März) faßten, daß alle Geschäftsaufsätze, die an Leicester und den Staatsrath ergingen, in niederdeutscher Sprache abgefaßt werden müßten, so wie man auch den Ersteren ersuchte, sich bei seinen schriftlichen Verhandlungen mit den Staaten derselben Sprache zu bedienen. Dies war dem Grafen, der das Niederdeutsche nicht verstand, ziemlich ungelegen und er wünschte deßhalb, daß die Staaten ihre Beschlüsse ins Französische übersetzen ließen. Als Dollmetscher diente ihm Daniel de Burggraaf aus Flandern, welcher früher Generalprokurator und Staatsrath gewesen war, ein großes Egoist, welcher sich übrigens das Vertrauen Leicesters zu erwerben, und bei dem erwähnten Verhältniß zu demselben, auch zu befestigen wußte.

Der stolze Leicester war durch alle Hindernisse, welche ihm der Freiheitssinn der Holländer in den Weg legte, im hohen Grade mißgestimmt, und weder die Erinnerung an seinen wahrhaft fürstlichen Empfang noch die Delikatesse, mit welcher die Opposition zur Sicherung der heimischen Freiheit, der provinziellen Rechte ihm entgegentrat, vermochte seine Mißstimmung zu tilgen. Wohl das Empfindlichste war und blieb für ihn die Stellung des Prinzen Moritz als Statthalter von Holland; und es scheint, daß ihm der Aufenthalt in Holland dadurch verleidet wurde. Sei es aber auch, daß es ihm zur Erreichung seiner Zwecke gerathener schien, seine Residenz anderswo zu nehmen, — genug: er begab sich nach Utrecht. Bald zeigte es sich, wie egoistisch seine Politik, auf wie schlechten, antinationalen Prinzipien sie begründet war. Er wollte sich eine Parthei im Lande erschaffen, um durch eine solche sich zu behaupten, und seine Macht zu vergrößern; reizte ihn wohl nicht noch immer das unvergessene, von den Staaten so schroff gegen ihn gedeutete Wörtchen „absolut?“ Bei Gründung einer ihm eifrig ergebenen Parthei spekulirte der schlaue Leicester, wie wir schon früher erwähnt haben, auf die Religion. Gewiß ist schon jede Politik, welche sich auf irgend eine andere Basis stützt, als Treue, eine verderbliche; — eine noch schlimmere ist jene, die durch Theilung der Interessen zur Schwächung der Gesammtkraft, und in Folge dessen zur Alleinherrschaft hinstrebt; die allerverwerflichste aber ist gewiß diejenige, welche die religiösen Angelegenheiten hinterlistig zum Deckmantel nimmt, und die Beweggründe wie die Resultate der beiden ersteren Arten darunter begreift. Denn eine solche Politik entzündet durch die Fackel des Fanatismus den Bürgerkrieg. Und sich über alle Schrecken, die mit einer solchen Folge verbunden sind, leichtfertig hinauszusetzen, um nur seinen eigenen Gelüsten nachgeben zu

können, dies ist wohl der höchste Grad von Gewissenlosigkeit von Personen, denen eine wichtige Mission über Völker anvertraut ist.

Auf eine merkwürdige Weise hingen übrigens die religiösen Spaltungen, welche Leicester in seinem Interesse benützte, mit politisch-nationalen zusammen. Man erinnert sich der Exzesse, welcher sich die Kalvinisten gerade in den katholischen südlichen Provinzen schuldig gemacht hatten; wir sagen ausdrücklich: schuldig gemacht, wir denken hiebei vorzugsweise an das sich übertaumelnde demokratische Treiben in Gent zurück, wobei unterm Scheine der Religion auch wohlbegründete Rechte zertreten worden und dessen nächste Folgen die Auflockerung der Genter Pacifikation, die Feindseligkeiten der Malkontenten, der Abfall der Wallonen von der gemeinsamen Sache gewesen waren. Nun waren, nach der Unterwerfung der südlichen Provinzen unter Spanien gerade die exaltirtesten Kalvinisten, von der durch Farnese ihnen freigestellten Alternative Gebrauch machend, ausgewandert und nach den nördlichen Provinzen übersiedelt, wo sie denn jetzt ihre Grundsätze geltend zu machen suchten. Insbesondere aber war es die kalvinistische Geistlichkeit, welche eine protestantische Hierarchie einzuführen trachtete. Anderseits sahen sich die Laien unter den in Holland aus dem Süden eingewanderten Kalvinisten dort von den städtischen Regierungen ausgeschlossen; nur die alt-holländischen Familien hatten Rechtsansprüche auf die Theilnahme daran. Man sieht, wie die Gegensätze emporsproßen; wie läßt sich wohl eine Versöhnung derselben hoffen? Das Temperament selbst verhindert eine solche zuvörderst und auf's Mächtigste. Die Eingebornen, die Holländer, ruhiger schon von Sinnesart, behaglich im Besitz des Eigenthums der Provinzialrechte, sind auch in

religiösen Angelegenheiten allmählig zur Toleranz gelangt, weil sie die politische Freiheit errungen haben und glücklich behaupten, — deßhalb sind sie denn auch fest überzeugt, daß (unbeschadet der Gewissensmeinungen über diesen Punkt) der Staat über der Kirche stehe, daß er sie ebenso zu beschützen, wie zu beaufsichtigen habe, daß die Pflicht des Staatsbürgers alle übrigen Pflichten in sich fasse! Diesen Einheimischen gegenüber stehen nun die eingewanderten Seeländer, von vornher feurigen Blutes, dazu noch in allen Fibern von der leidenschaftlichen Aufregung des doppelten Kampfes gegen fremde und andersgläubige Landsleute nachbebend, — den beim Scheiden vom Vaterland halberstickten, mühsam in die Brust hinabgedrückten Ruf nach Rache jetzt auf den Lippen, ungemessen schwelgend in der Hoffnung, die Rache zu sättigen, — sich Märtyrer dünkend, und deßhalb nun auch einen Preis des Märtyrthums, wenigstens eine Entschädigung in Anspruch nehmend, — in ihrer Aufregung unter dem Begriffe der religiösen Freiheit auch die Herrschaft ihrer religiösen Ansicht vereinigend, eine Herrschaft, welche, wie gesagt, protestantische Hierarchie sein sollte! Verfolgen wir nun diese Gegensätze weiter in den Ausläufen der Gegenstrebungen, so sehen wir, wie die strenggläubig-kalvinistischen Einwandrer aus dem Süden, die destruktiven Grundsätze noch immer im Herzen tragend, dieselben auch in ihrem jetzigen Asyle anzuwenden strebten, da sie sich, der Natur der Verhältnisse nach, in der Theilnahme an der Regierung den Eingebornen nicht gleichgestellt fanden, so sehen wir, wie ihre Prediger diese destruktiven Grundsätze nährten. Vergleichen wir nun damit die subjektive Antipathie Leicesters gegen die Holländer, vergleichen wir dessen frühere Politik im Verhältniß zu den Puritanern und den Kredit, den er dadurch bei allen strengen Kalvinisten genoß, so werden wir es

begreiflich finden, daß die Letzteren, insbesondere nämlich die aus dem Süden Eingewanderten in dem Anschluß an die Person des Oberstatthalters, in dem Einfluß, welchen sie dadurch erhielten, ein Gegengewicht wider die Provinzial- und Lokalinteressen, eine höhere Bedeutung, vielleicht die Herrschaft zu erlangen hofften. Scharf betrachtet, lief diese Strebung auf die Ausgleichung oder Vernichtung der Provinzial- und Lokal-Rechte hinaus, und das war es eben, was auch Leicester, wenn auch nicht klar und bestimmt denkend, doch tief fühlend, beabsichtigte. Man denke dabei an Spaniens alte Pläne; und nun ist ein sogenannter Beschützer der Provinzen im Begriffe, sie unter ganz veränderten Verhältnissen auszuführen, ein Mann, der auch in der Energie des Irrthums so sehr hinter einem Philipp II. zurücksteht, da Philipp für eine Idee focht, Leicester bloß für den armseligen Götzen seines Ich's intriguirt. Was an Philipp II. (man denke über die Idee, welche ihn leitete, wie man wolle,) noch immer achtungswerth ist, — bei Leicester erscheint es verächtlich; denn, wenn Philipp aufrichtig und stolz seine Idee bekennt, wenn seine Religiösität doch aufrichtig, tiefempfunden ist, so ist sie bei Leicester eine Berechnung, eine Lüge. Abermals stand denn jetzt für Holland, — aus Veranlassung, oder wenigstens unter dem Scheine der Religion (und zwar handelte es sich jetzt nur um die Spaltung zwischen zwei protestantischen Faktionen) nichts Geringeres als die Nationalität selbst auf dem Spiele! Es war ein großes Glück für diese, daß Oldenbarneveld damals in der Blüthe seiner Wirksamkeit für Holland stand, und dadurch auch im Stande war, im wahren Interesse der vereinigten Provinzen überhaupt den antinationalen Strebungen möglichst entgegenzuarbeiten.

Leicester gab sich denselben offen hin und pflegte die vor-

handenen Keime der Mißverhältnisse, wie z. B. zwischen der Stadt Amsterdam und der Bürgerschaft von Utrecht, wo er residirte. Noch mehr mußten diese zunehmen, als er sich einen geheimen Rath aus drei eingewanderten Südländern bildete, von denen wir den Einen, Daniel de Burggraaf, bereits als seinen Dolmetscher und Vertrauten kennen lernten. Die beiden anderen hießen Jakob Reingoud und Gerhard van Prounink, genannt Deventer. Reingoud, ebenso egoistisch wie Daniel de Burggraaf, war einst Geheimschreiber des berühmten, durch Albas Politik und das Urtheil des Bluraths hingerichteten Grafen Egmont gewesen, hatte in Finanzsachen unter Granvella, Alba und Requesens gedient, hatte nach der Pacifikation von Gent, wegen Untreue, sein Amt verloren, war jedoch später bei den Gesandtschaften der Staaten nach Frankreich verwendet worden, und war bei seiner Rückkunft (in Utrecht) von der katholischen zur reformirten Konfession übergetreten; dieser letzteren schien Reingoud, namentlich seit Leicester im Lande war, so eifrig anzuhängen, daß er sogar nur reformirte Diener in seinem Hause duldete. Prounink, genannt Deventer, war aus Herzogenbusch gebürtig, vonwo er, der Religion wegen entflohen war. Jedenfalls war er noch der Rechtlichste von allen Dreien; aber sein böser Dämon war ein ungezügelter Ehrgeiz, der ihn alle Rücksichten vergessen machte. Von diesen drei Männern war denn Leicester umgeben; ein Triumvirat, welches den Staaten bald im höchsten Grade verhaßt werden mußte.

Wesentlich trug zu diesem Haße Leicesters unkluges Benehmen bei, indem er sich durch seine Mißstimmung gegen Holland verleiten ließ, dessen Lebensprinzip, die Handelsfreiheit anzutasten. Am 24. April (1586) ließ er ein Plakat ergehen, worin

sowohl In- als Ausländern die Ausfuhr aller Mund- und Kriegsbedürfnisse nach den unter spanischer Oberherrschaft stehenden Provinzen aufs Schärfste verboten war. Sein Zweck dabei war, die ohnehin durch Mangel gedrückten spanischen Niederlande plötzlich aufs Aeußerste zu bedrängen. Die Utrechter, schon seit früher über jenen Punkt in Mißverhältnissen mit den Amsterdamern, fanden sich durch jenes Plakat allerdings geschmeichelt; um so unzufriedener waren damit alle jene Landschaften, deren Hauptnahrungszweige in Schifffahrt und Handel bestanden. „Hat denn Leicester die ganze See in seiner Gewalt?" sprach man dort. „so scheint es fast aus jenem Plakat hervorzugehen!" Vergeblich machte man Leicestern auf alle nachtheiligen Folgen seiner Verordnung aufmerksam, und kräftig opponirten sich die „kommittirten Räthe von Holland" wider das Plakat. Unbegreiflicherweise schien er nicht einzusehen, daß er dadurch den Handel von Holland und Seelang zu Grunde richte, während er den Feinden doch eigentlich keinen Abbruch zu thun vermöge. Reingoud und seine Anhänger, die man schlechtweg die „Reingoudisten" nannte, übten hierbei ihren ganzen Einfluß auf Leicester aus, und wußten die schwache Seite dieses stolzen Edelmannes, der die Kaufleute verachtete, zu treffen, indem sie ihm die Staaten von Holland, die ihm ohnehin (aus den bereits erwähnten Gründen) verhaßt waren, bloß als eine Versammlung von Kaufleuten darstellten. Ueberhaupt schürten sie unverantwortlich alle geheimsten Wünsche des Gebieters, durch dessen vergrößertes Ansehen sie selbst zu gewinnen hofften. Sie stellten ihm vor, „er sei an den Staatsrath eigentlich gar nicht gebunden; an die Generalstaaten brauche er sich noch bei Weitem weniger zu kehren, denn unter diesen befänden sich Menschen, die es heimlich mit dem Papstthum und den Spaniern

hielten, und viele andere Mitglieder der Generalstaaten verstünden so viel wie gar nichts von Regierungssachen." Während die Günstlinge Leicester'n so berückten, streuten sie zu gleicher Zeit den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht im Volke aus und untergruben das Ansehen der Staaten. Das religiöse Moment that, wie gewöhnlich, das Uebrige zur Vollendung der verderblichen Zerwürfnisse, welche bereits eine Provinz von der anderen trennten; solche Früchte trug denn schon in so kurzer Zeit die Einmischung eines Fremden! Der strengere Kalvinismus (mit dem hierarchischen Uebergewicht der Prädikanten) welcher in Opposition zu der in Holland nationalen milderen Fraktion der reformirten Konfession (nach Zwinglis Grundsätzen) stand, wurde, wie gesagt, von Leicester aus Politik begünstigt. Er schmeichelte den Prädikanten der strengeren Lehre, welche sich ihrerseits dadurch gegen ihn erkenntlich bewiesen, daß sie allen ihren Einfluß auf die Gemeinden verwendeten, um diese für Leicester zu stimmen. Heuchelei beherrschte hier, wie so oft, die Bigotterie und Bornirtheit. Ein Beweis, wie sehr Leicester durch das Bündniß mit den Prädikanten sein Ansehen gefestigt hielt, ist, daß er im August 1586 die auf der Haager Synode bestellte Kirchenordnung, bestätigte, ohne die Staaten darum zu fragen, welche dieselbe in verschiedenen Punkten unstatthaft und sogar anstößig fanden, und zwar mit Recht, da sich die reformirte Hierarchie durch jene Ordnung von der weltlichen Macht, und zwar namentlich von dem Einfluß der städtischen Magistrate loszureissen trachtete.

Es kam Leicester'n bei seinem Zwist mit Holland sehr zu statten, daß die bewaffnete Bürgerschaft in Utrecht nebst ihren Hauptleuten entschieden seine Parthei ergriff. Der Einfluß derselben zeigte sich vornämlich, als er eine Finanz-

kammer errichtete und zwar vorzugsweise auf die Vorstellungen und das eifrige Drängen Reingouds, welcher sich dabei der Stelle eines „Thesauriers“ zu vergewissern suchte, und Leicester ging gerne auf das ganze Projekt ein, um diesen seinen Günstling befördern zu können. Am 27. Juni 1586 übergab Leicester dem Staatsrath eine die neue Finanzkammer betreffende Schrift, worin er den Grafen Nieuenaar zum Präsidenten derselben, Heinrich Killegrei und Reinhard van Azewyn zu Räthen, Reingoud zum Thesaurier, Sebastian Loosen, Jost Teeling und Paul Buis, (den früheren Advokaten von Holland, der jetzt in Utrecht wohnte) zu Unterbeamten und Daniel de Burggraaf zum Auditeur ernannte; die ganze Handlungsweise Leicesters stand mit der Instruktion für den Staatsrath im direkten Widerspruche. Es kam denn auch darüber zu heftigen Debatten mit Leicester, dessen Eigenmächtigkeit von Seiten Hollands scharfen Tadel fand. Besonderen Anstoß erregte die Ernennung Reingouds, den man, als Fremden, für durchaus ungeeignet hielt, das Amt eines „Thesauriers“ zu bekleiden; auch bemerkte man Leicester'n, daß in dieser Angelegenheit die Staaten durchaus ins Mittel gezogen werden müßten. Stolz entgegnete Leicester: „er getraue sich die Sache bei den Staaten schon zu verantworten, welche übrigens auch nicht gerade aufrichtig mit ihm gehandelt hätten;“ kurz, er setzte, trotz der Opposition, die Errichtung der Finanzkammer und die Ernennung Reingouds zum Thesaurier durch. Nun trat Paul Buis gegen Leicester und Reingoud auf, und sagte dem Ersteren, gekränkt, geradezu in's Gesicht: „Wenn ich selbst Thesaurier wäre, so möchte ich Reingoud nicht unter mir haben; noch viel weniger aber bin ich im Stande, unter ihm zu stehen!“ Paul Buis mußte diese Worte, die ihm Reingoud und Leicester nicht vergessen konnten, gar

bald schwer büßen. Am 19. Juli (1586), da Leicester eben Utrecht verlassen hatte, um sich nach dem Haag zu begeben, wurde nämlich Paul Buis plötzlich, auf Anstehen des Schöffen Jacques de Potters, eines Flamänders und des Thomas Webbes, durch die Hauptleute der bewaffneten Bürgerschaft, und zwar ohne schriftlichen Befehl, wiewohl mit Berufung auf ein Gebot Leicesters, verhaftet. Man konnte ihm nichts aufbürden, was seinen Patriotismus im Geringsten kompromittirte, und das Einzige, was man ihm endlich zur Last legte, waren einige Worte, welche er, als er sich bereits in Haft befand, gesprochen hatte, und welche seinen Patriotismus gerade in's schönste Licht stellten. Doch um die volle Beziehung dieser Worte zu fassen, müssen wir vorerst bemerken, daß Leicester seine Parthei unter der bewaffneten Bürgerschaft Utrechts bedeutend verstärkt hatte, so zwar, daß die Hauptleute derselben am letzten Juni eine Bittschrift eingaben, worin man den Stadtrath ersuchte, den Grafen dahin zu vermögen, daß Stadt und Provinz Utrecht die volle Souverainetät ohne weitere Bedingungen als die, welche sich von selbst verstünden, nämlich Erhaltung des evangelischen Gottesdienstes und der Provinzialprivilegien, der Königin von England übertragen möchte, eine Maßregel, zu welcher man auch Gouda, Friesland und Over-Yssel zu verleiten suchte. Nun hatte sich denn Paul Buis während seiner Haft im Gespräch geäußert, „Utrecht dürfe für sich allein einen solchen Antrag, wie der erwähnte, nicht stellen, weil dies der Utrechter Union, dem Staatsgrundgesetz der vereinigten Provinzen, durchaus zuwider sei.“ Diese Ansicht war denn das sogenannte Verbrechen des Gefangenen! Als man in Holland von dem Verfahren gegen ihn Nachricht erhielt, nahm man daselbe sehr schwer auf und von vielen Seiten ergingen Vorstellungen an

Leicester, den wackren Meister Buis wieder in Freiheit zu setzen. Leicester selbst fühlte, daß er sich allzuweit habe hinreißen lassen und wußte sich in der Verlegenheit nicht anders zu helfen, als indem er geradezu abläugnete, daß die Verhaftung auf seinen Befehl geschehen sei. Gleichwohl that er nichts, um dessen Freilassung zu bewirken, und Paul Buis blieb bis zu Anfang des Jahres 1587 gefangen; dann erst wurde er, gegen eine Kaution von 25,000 Gulden, auf freien Fuß gestellt, und zwar auf Andringen der Generalstaaten, bei welchen seine Verwandten jene Kaution geleistet hatten. —

Hiemit war jedoch die revolutionäre Bewegung in Utrecht, deren sich Leicester zur Erreichung seiner eigensüchtigen Zwecke bedienen wollte, noch keineswegs zu Ende. Im Gegentheil: sie ging noch weiter. Durch englischen Einfluß (auf Anstehen eines Sir North) wurden auf Beschluß der „Vroedschap" einige angesehene Bürger, unter welchen sich der Schultheiß Nikolaus van Zuilen van Draakenburg, der Landesadvokat Floris Thein, und mehre andere befanden, aus der Stadt vertrieben. Ihre Aemter erhielten Leute von Leicesters Parthei, und zwar meistens Eingewanderte aus den südlichen Provinzen; so wurde z. B. Jacques Bellechère, aus dem wallonischen Flandern, Präsident des Hofes von Utrecht; Junker Peter Ruisch wurde zum ersten, Prounink zum zweiten Bürgermeister der Stadt erwählt. Die Vertriebenen zogen nach Holland. Alle Vorstellungen an Leicester in dieser Angelegenheit waren fruchtlos geblieben. Dieser Ausländer schien, sicher gemacht durch das Wachsthum seiner Parthei, es darauf abzusehen, die Patrioten nicht bloß zu unterdrücken, sondern sie, sowie besonders Holland, auch empfindlich zu demüthigen. Er verkannte, indem er sich so an die Spitze einer Parthei stellte und durch Theilung zu herrschen suchte, ganz und gar den guten Genius

der holländischen Sache; er bedachte nicht, wie er selbst seinen Kredit muthwillig untergrub, und welche Folgen diese unverantwortliche und unredliche Leichtfertigkeit nach sich ziehen mußten. Er wollte die Sache auf die Spitze treiben. So entbot er den Meister Johann van Oldenbarneveld im August (1586) zu sich nach Utrecht. Aber die Staaten von Holland gaben dies nicht zu, indem sie zum Vorwand nahmen, sie könnten ihren Advokaten bei ihrer Versammlung durchaus nicht entbehren.

Nicht lange darnach erlitt das Triumvirat der Günstlinge Leicesters und somit auch dessen Ansehen einen argen Stoß. Man hatte nämlich in Auftrag der Staaten einen gewissen Stephan Paret eingezogen, welcher im Verdachte stand, mehre Pasquille gegen jene verfaßt zu haben. Reingoud verlangte nun, man solle den Verhafteten nebst dessen Papieren, auf die man Beschlag gelegt hatte, augenblicklich nach Utrecht zur Untersuchung senden. Diese Forderung Reingouds hatte schon an und für sich Verdacht erwecken müssen. Doch der Letztere war auch noch tiefer begründet; man hatte nämlich aus Parets Papieren entdeckt, daß Reingoud mit diesem im Einverständniß war. Auch aus den Papieren einer gewissen Barbara Boots, welche man zu Middelburg verhaftete, und welche gleichfalls mit Reingoud im Einvernehmen stand, entdeckte man dessen Schuld, nämlich Unterschleife, die er als Thesaurier versucht hatte, und die deutliche Absicht, das Mißverhältniß zwischen Leicester und den Staaten zu erwecken und zu befördern. Leicester wurde davon auf amtlichem Wege benachrichtigt, suchte jedoch, ungeachtet des ernstlichsten Andringens von Seiten Hollands um strenge Untersuchung, seinen Günstling derselben zu entziehen. Und wirklich gelang es Reingoud, durch Leicesters Hülfe, zu entfliehen. Er kam glücklich nach Belgien, und trat — in

Brüssel wieder zum Katholicismus über. Leicester hatte sich jedenfalls zweideutig und unwürdig benommen. Prounink und de Burggraaf mit ihren Anhängern vertraten jedoch fortwährend seine Interessen, während das Mißtrauen gegen ihn allenthalben immer mehr zunahm und zwar in dem Grade, daß die Staaten, welche es ihm auch sehr übel nahmen, daß er englisches Geld in Amsterdam zu münzen versucht, es endlich für nöthig fanden, entschieden gegen ihn aufzutreten. Bevor wir jedoch diesen Wendepunkt in Leicesters Verhältniß zu den Niederlanden darstellen, müssen wir auch dessen militärische Wirksamkeit betrachten. Wie in der Regierung Leicesters übler Wille, so trug in der Landesvertheidigung der geringe Erfolg, welcher dessen Waffen begleitete, nicht wenig zur Erschütterung seines Ansehens bei.

Sehr bald, nachdem die englischen Hülfstruppen in die vereinigten Provinzen gekommen waren, hatte Graf Nieuenaar einen Zug nach der Betuwe unternommen, nicht weit von Arnheim das Fort Ysseloord gewonnen und sich mit dem kühnen Martin Schenk zu einem Anschlag auf Nymwegen vereinigt, um diesen durch seine geographische Lage hochwichtigen Punkt den Spaniern wieder abzugewinnen. Zu diesem Ende hatte man mit einigen patriotischgesinnten Bürgern jener Stadt Verabredungen getroffen. Das Projekt zur Ueberrumpelung Nymwegens wurde jedoch entdeckt und mehre dabei betheiligte Bürger mußten ihre Mitwissenschaft mit dem Leben bezahlen. Graf Nieuenaar warf nun eine Schanze zu Lent auf und bedrängte von da aus die Stadt, doch ohne bedeutenden Erfolg, und bald rückte auch der tapfre Herr von Hautepenne in die Betuwe ein und zwang die Truppen der Staaten, die Gegend von Nymwegen zu verlassen. Ein Einfall der Spanier in den Bommeler Waard (zu Ende des Jahrs 1585) war

gleichfalls ohne Erfolg. Denn so wie sie sich auf dieser zwischen der Maas und Waal gelegenen Insel befanden, schwollen die Wässer, und nun kam der Graf von Hohenlohe herbei und ließ die Dämme durchstechen, um die Feinde durch eine Ueberschwemmung zu Grunde zu richten. Die Spanier befanden sich in einer gräßlichen Lage. Wie man auf alten Bildern, welche die Sündfluth darstellen, verzweiflungsvolle Gruppen auf Bergesgipfel klimmen oder an die Kronen der höchsten Bäume sich klammern sieht, so retteten sich die Spanier, die zwischen dem Tod in den Fluthen, durch Hunger oder durch das Feindesschwert zu wählen hatten, auf die höchsten Punkte der Dämme, oder auf Thürme, halb erstarrt von Frost, von wüthendem Hunger gepeinigt, und dennoch flochten sie die Hände in einander und schwuren sich's zu, lieber bis zum letzten Augenblick ehrlich auszuharren, als sich den Feinden zu ergeben, welche sie dazu aufgefordert hatten. Ein plötzlich eintretender heftiger Frost, welcher den Grafen von Hohenlohe zum schnellen Rückzug zwang, wenn er seine Schiffe nicht eingeeist, sich selbst und die Seinigen somit nicht festgehalten sehen wollte, wurde den Spaniern zum Heil in der höchsten Noth, und glücklich erreichten sie Herzogenbusch, wo sie von den braven Bürgern menschenfreundlich aufgenommen und nach so vielen ausgestandenen Mühsalen liebreich verpflegt wurden. So endete der Feldzug des Jahres 1585.

Den des folgenden eröffnete der spanische Oberst Tassis im Januar mit einem glücklichen, aber kurzen Einfall in Friesland. Tassis gewann bei Buxum einen entscheidenden Sieg über die Truppen der Staaten, wurde jedoch durch das drohende Thauwetter genöthigt, das Land zu verlassen, ohne seinen Sieg gehörig benützen zu können; ja er mußte sagar alles eroberte Geschütz zurücklassen. Uebrigens hatte jedoch sein kurzer Feldzug

in ganz Friesland so großen Schrecken verbreitet, daß sich viele Ortschaften von Verdugo Schutzbriefe erkauften und sich sogar zu einer Art von Ausgleichung mit der königlichen Parthei hinneigten. Nicht wenig trugen dazu die religiösen Partheiungen bei; die dortigen Katholiken standen natürlicherweise ohnehin den Spaniern als ihren Glaubensgenossen näher, denn den reformirten Staaten. Die sogenannten Taufgesinnten (oder Mennoniten), welche man mit den alten Wiedertäufern durchaus nicht verwechseln darf, und deren Zahl (nach Hoofts und Reyds Versicherung) fast den vierten Theil der Bevölkerung in Friesland austrug, waren gegen die Kalvinisten aufs Heftigste eingenommen, so zwar, daß sie, obwohl sie von den Staaten geduldet wurden, doch lieber noch zur katholischen Parthei hinneigten, ganz und gar vergessend, daß ihre religiöse Ansicht durch die königlichen Edikte mit dem Flammentode bedroht wurde. Sodann gab es in Friesland auch noch eine Menge von Menschen, welche Hooft naiv als „gelooveloozen" bezeichnet, nämlich Solche, die sich zu gar keiner bestimmten Kirchengenossenschaft bekannten, wie man dies auch noch heutzutage in Holland finden kann. Diese „Gelooveloozen" (um sie nicht blos Deisten zu nennen, Atheisten waren sie jedesfalls nicht) wechselten die Partheien, je nach dem glücklichen Erfolge. Die Reformirten endlich, deren auf dem platten Lande nur ziemlich wenige waren, hatten durchweg einen ganz geringen Eifer für die Staatenparthei; sie hegten die Meinung, daß ihrem ungestört-friedlichen Leben nichts fehlte als die Entfernung der staatischen Truppen. Alle diese Umstände suchte Verdugo, eben so klug als tapfer, zum Vortheil der königlichen Parthei zu benützen, indem er der öffentlichen Meinung durch eine Druckschrift einen Brennpunkt gebe. Zu diesem Zwecke bediente er sich eines gewissen Franz Bodimont, welcher einst Geheim-

schreiber bei Wilhelm von Oranien gewesen, dann, auf dessen Empfehlung Greffier beim Hofe von Friesland geworden, aber, im letzten Jahre seines Dienstes entsetzt, zur spanischen Parthei übergegangen war. Dieser Bodimont verfaßte nun die erwähnte Schrift, welche in vielen hundert Exemplaren verbreitet wurde, und deren Inhalt im Wesentlichen sich über Folgendes ausließ: „Die Staaten nährten den Krieg, unter dem Vorwande der Freiheit und Religion, blos aus eigennützigem Interesse, um die Gewalt ferner in Händen zu behalten. Zu diesem Zwecke bediene man sich der Sprößlinge des Hauses Nassau-Oranien, eines Geschlechtes, das nichts für das gemeine Beste, alles aus partikularem Ehrgeiz unternehme; seit dem Tode des Kaisers Adolf (1298, am Hasenbühel bei Gellheim) seien alle Nassauer, dessen Enkel, von unversöhnlichem Hasse gegen die Habsburger erfüllt, und dächten bloß an Rache gegen diese. Es sei übrigens gar nicht so schwer, sich mit dem Könige auszusöhnen; man brauche zu diesem Zwecke nur einige Schelme" (damit waren die Mitglieder der Staaten gemeint) „aus dem Wege zu schaffen. Besonders aber und vor allen Dingen müßte man sich des Bündnisses mit England entschlagen; denn davon sei nur zweierlei zu erwarten, entweder immerwährender Krieg oder ewige Knechtschaft." —

Während dieser für die Republik gefährlichen Zustände in Friesland, wobei sich Graf Philipp Wilhelm die möglichste Mühe gab, daß die Provinz für die Union erhalten bliebe, wurde auch Geldern durch die königlichen Truppen bedrängt. Sie hatten sich zweier Schlösser bei Venlo bemeistert, und waren in der Mitte des Januar nach Lottum gezogen. Zweihundert tüchtige spanische Veteranen rückten über die Maas und nahmen das Kloster Beetersw aard ein. Dort überfiel sie jedoch der kühne Martin Schenk, der kurz vorher ein

Reitergeschwader unter Appio Conti geschlagen hatte; da sich die Besatzung im Kloster auf das tapferste vertheidigte, steckte er das letztere in Brand.

Hierauf zog Martin Schenk an den Rhein, um, in Vereinigung mit dem Kommandanten von Neuß, Hermann Friedrich Kloet, auf Bestallung des Kurfürsten Gebhard Truchseß, die Stadt Werle in Westphalen zu überfallen. Dies geschah denn auch wirklich im März (1586). Da aber der Herr von Hautepenne dem legitimen Kurfürsten Ernst von Köln einige Hülfstruppen zusandte, so zog Schenk, nachdem er Werle geplündert hatte, am 18. März von dort ab. Leicester beschenkte ihn mit einer goldnen Kette und schlug ihn zum Ritter.

Mittlerweile war die an der Maas gelegene Stadt Grave worin Lubbrecht Turk, Herr van Hemert, kommandirte, schon seit dem Dezember des vorigen Jahres 1585 durch den Grafen Karl von Mansfeld belagert worden. Der Besitz Grave's war als Schlüssel der Maas sowohl für die Staaten, als auch für Alexander Farnese von großer Wichtigkeit, für den Letzteren hauptsächlich in Bezug auf Kriegsoperationen gegen Holland hin. Leicester mußte deßhalb darauf bedacht sein, Grave zu entsetzen. Zu diesem Zwecke schickte er denn bei 1400 Reiter in die Veluwe bis gen Nieuwkerk hin und beauftragte (im April 1586) den Grafen von Hohenlohe sowie den Oberst Norrits, die Stadt zu verproviantiren. Es gelang ihnen, sich nach einem heftigen Gefecht, einer feindlichen Schanze zu Lithoven zu bemächtigen; Hohenlohe eroberte hierauf die Schlösser Batenburg und Empeln und versah dann Grave mit Proviant und Kriegsvorrath.

Da erschien Farnese selbst (im Mai) vor der belagerten

Stadt, warf Batterien auf, beschoß Grave mit 24 Geschützen und ließ dann seine Truppen Sturm laufen. Die Belagerten schlugen den Angriff tapfer zurück; aber als Farnese am folgenden Tage sein ganzes Heer in Schlachtordnung aufstellte, verbreitete sich in der Stadt die größte Bestürzung durch das Wehklagen der Frauen, so daß Magistrat und Besatzung den Muth sinken ließen, und der Kommandant Hemert beschloß, Grave dem feindlichen Feldherrn auf billige Bedingungen zu übergeben; noch am Tage vorher hatte er an Leicester geschrieben: „er wolle dem Feinde getrost widerstehen und die Stadt behaupten.“ Am 7. Juni kam die Kapitulation zu Stande, und die Besatzung zog ungefährdet ab. Durch diese voreilige Uebergabe Graves wurde der ganze Operationsplan Leicester's, der schon im Anzuge war, um Grave zu entsetzen, zerstört. Er kehrte nach dem Bommeler Waard zurück und ließ zu Bommel den Herrn van Hemert, sowie mehre andere Befehlshaber aus Grave, die sich dorthin begeben hatten, um sich vor ihm zu rechtfertigen, gefangen nehmen. Man stellte sie in Utrecht vor ein Kriegsgericht. Hemert und zwei Hauptleute wurden zum Tode verurtheilt und die Staaten von Holland drangen ernstlich darauf, daß man nach der vollen Strenge des Rechts mit ihnen verfahre. Es schien bei der gefahrvollen Lage des Vaterlandes durchaus nöthig, durch ein abschreckendes Beispiel die Verzagtheit zu ersticken. Leicester ließ keine Begnadigung eintreten, und die Schuldigen wurden enthauptet. In den letzten Augenblicken vor seinem Tode bezeugte Hemert, daß er dem Vaterlande immer treu geblieben sei; nur das Mitleid über den Jammer der Frauen und Kinder habe seinen Muth erschüttert und ihn bewogen, die Stadt zu übergeben. So sehr sich nun Leicester durch seine Strenge gegen Hemert den Beifall der Patrioten erworben hatte,

ebensosehr zog er sich bald darauf ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen zu, als er einem englischen Ueberläufer, dem Hauptmann Weltz, welcher Aalst den Spaniern verkauft hatte und durch Hohenlohe in einem Gefechte bei Breda gefangen worden war, wider die allgemeine Erwartung, Leben und Freiheit schenkte und diesen Verräther sogar bei seiner Leibwache anstellte. Leicester vermehrte die Unzufriedenheit noch dadurch, daß er das Regiment des Herrn von Hautain seinem Neffen Philipp Sidney übergab. Zwei und zwanzig Offiziere beklagten sich darüber schriftlich bei dem Grafen Hohenlohe, und dieser übergab die Beschwerde Leicester'n, welcher sie jedoch abwies und den Inhalt derselben sogar für einen Ausdruck meuterischer Gesinnungen erklärte.

Die Uebergabe Grave's an Farnese hatte auch den Verlust Megens und des kaum gewonnenen Schlosses Batenburg zur Folge. Hierauf gewann der Graf Karl von Mansfeld die Schanze zu Wel. Nun rückte Farnese mit seinem Heere vor Venlo in Geldern an der Maas, welches Martin Schenk kurz vorher verlassen hatte, um auf der Ecke, wo sich der Rhein in Waal und Leek scheidet; (einem militärisch wichtigen Punkte,) eine Schanze anzulegen, die nach ihm den Namen „Schenkenschanze" erhielt. Farnese betrieb die Belagerung Venlos, wo sich Schenks Gemahlin und Schwägerin befanden, mit dem größten Nachdruck. Der kühne Schenk suchte mit dem englischen Hauptmann Roger Williams in die Stadt einzudringen; sein abentheuerlicher Zug bildet eine wahrhaft homerische Episode in dem Epos dieses Feldzuges. Da alle Wege und Stege rings um Venlo besetzt sind, so überfällt er mit Roger Williams des Nachts das feindliche Lager, macht Jeden stumm, der ihm in den Weg kommt und bricht durch bis zu Farneses Quartier. Da graut der Tag; die Feinde regen sich

in Masse, nirgends ist ein offner Weg nach Venlo zu gewinnen; mit verbissenem Grimm muß sich Martin Schenk zurückziehen, rechts und links mit geschwungenem Schwerte die andringenden Feinde abwehrend. So, wie ein Löwe kämpfend, zieht er sich glücklich nach Wachtendonk zurück, nachdem er vierzig seiner verwegenen Reiter auf dem Zuge eingebüßt. — Noch blieb Venlo durch eine Schanze auf der Maasinsel gedeckt, vonwo aus der Feind bedrängt und geschädigt wurde. Da ließ Farnese auf drei Fähren eine schwimmende Schanze errichten, und eroberte damit (am 26. Juni) die Maasinsel sowie die feindliche Bastei. Nun wankte auch der Muth der Bürger von Venlo; man hielt es für unmöglich und thöricht, die Stadt länger zu halten, und als die Besatzung dennoch darauf bestand, so traten die Bürger mit den Waffen in der Hand wider diese heran und zwangen sie, mit dem Feinde zu unterhandeln; und doch hatten eben diese Bürger bis dahin immerdar den Ruf unerschrockener und tüchtiger Männer mit Recht behauptet. Am 28. Juni 1586 wurde die Kapitulation abgeschlossen. Die Besatzung sowie Schenks Gattin und Schwägerin erhielten freien Abzug. Zur Strafe dafür, daß die Bürgerschaft Venlo's die Kapitulation erzwungen hatte, gebot Leicester, daß man die Bürger, sowie sich einer davon in den vereinigten Provinzen blicken ließe, festnehmen und daß man auf ihre Güter, wo man deren habhaft werden könne, Beschlag legen solle. Nachdem nun Venlo in der Spanier Gewalt war, forderte Hautepenne auch das Schloß zu Wel zur Uebergabe auf, welches dieselbe schon früher (nach Einnahme der Schanze) abgewiesen hatte. Der Kommandant Helmich, welcher das Schloß noch länger halten wollte, wurde endlich durch seine eigenen Soldaten zum Vergleich mit dem Feinde gezwungen. Hautepenne hatte dabei billige Bedingungen zugestanden, hielt dieselben aber sehr schlecht; Helmich,

dem freier Abzug zu Roß zugestanden war, wurde nach Uebergebung des Schlosses von den Feinden rein ausgeplündert. Er begab sich mit vielen Soldaten von der Besatzung nach Utrecht, und klagte dort die letzteren der Meuterei an; drei von ihnen wurden zum Tode am Galgen verurtheilt.

Nach der Einnahme Venlos begab sich Alexander Farnese, welcher nun die ganze Maas bis nahe an die Gränze Hollands beherrschte, auf die Bitten des Kurfürsten Ernst von Köln mit einer Heeresmacht von 16,000 Mann zu Fuß und ungefähr 2500 zu Roß im Juli vor die Stadt Neuß, welche, (wie wir im letzten Kapitel des vorhergehenden Buches erzählt haben,) durch die Truppen der Staaten für den abgesetzten Kurfürsten und Erzbischof Gebhard Truchses besetzt worden war. Während nun Farnese Neuß belagerte, ertheilte Leicester, in der Absicht, seine Aufmerksamkeit von dieser Stadt abzuziehen, dem Prinzen Moritz von Oranien und dem trefflichen Philipp Sidney Befehl zu einem Einfall in Flandern. Beide bemächtigten sich dort (am 17. Juli) der Stadt Axel. Kaum vernahm dies Farnese, als er den Herrn de la Motte beauftragte, Axel von allen Seiten einzuschließen. Aber Prinz Moritz hielt ihn auf, indem er die Dämme durchstechen ließ; und Philipp Sidney unternahm von Vliessingen aus einen Anschlag auf Gravelingen, wo er geheime Einverständnisse mit Einigen aus der Besatzung unterhielt. Dieser Anschlag mißglückte jedoch und Sidney sah sich genöthigt, sich mit einem Verlust von ungefähr 40 Mann zurückzuziehen. Leicester erreichte seinen Hauptzweck nicht, den klugen Farnese von Neuß abzulenken.

Dieser hatte mehre Gründe, um die Einnahme von Neuß zu beschleunigen. Einer von den wichtigsten war wohl der, daß diese Stadt der Mittelpunkt war, von welchem aus die verwe-

genen Partheigänger der Niederländer das ganze Erzstift Köln unsicher machten. Selbst Haufen von Hunderten, ja eines Tages (am 3. Juli) waren sogar 3000 Menschen unter militärischer Bedeckung, nicht im Stande, den räuberischen Streifbanden zu widerstehen; dem Kurfürsten Ernst blieb nichts übrig, als Farneses bewaffnete Hülfe in Anspruch zu nehmen. Am 10. Juli war Farnese mit jener bedeutenden Heeresmacht vor Neuß erschienen; die Besatzung zählte nur 1600 Mann unter dem tapfren Hermann Friedrich Kloet, welcher alsogleich die geeignetsten Maßregeln ergriff, um die Befestigungswerke von Neuß auszubessern; auch ließ er die Insel vor der Stadt, welche ein Arm des Rheines bildet, verschanzen. Farnese entfaltete seinerseits den ganzen Reichthum seiner Kenntnisse in der Belagerungskunst. Er umschloß Neuß mit einer Kette von Posten, und bereitete sich zu einem Angriff auf die Rheininsel, um auch von dieser Seite her den Zugang zur Stadt abzuschneiden. Die Belagerten räumten die Insel, überzeugt, sie nicht halten zu können; unternahmen jedoch in der Nacht einen Ausfall, wobei sie viele Feinde tödteten oder gefangen nahmen. Unbeirrt ließ Farnese die Belagerungsarbeiten fortsetzen und, als er sie vollendet sah, die Belagerten zur Uebergabe auffordern. Sie erklärten sich zu Unterhandlungen bereit, und schlossen, wiewohl blos in der Absicht, Zeit zu gewinnen, einen Waffenstillstand. Von beiden Seiten wurden nun Bevollmächtigte ernannt, welche sich über die Kapitulation berathen sollten. Farnese selbst begab sich eines Tages von Gnadenthal, wo er sein Hauptquartier hatte, sich für unerkannt haltend, als sei er ein Bevollmächtigter des Kurfürsten Ernst, bis dicht vor die Mauern von Neuß und ermahnte die Belagerten, sie möchten nicht länger zögern, sich ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kurfürsten Ernst, zu unterwerfen. Da sausten plötzlich Kugeln um ihn; von

beiden Seiten, aus der Stadt und vom feindlichen Lager her hielten, während Farnese zur Unterwerfung redete, die Geschütze ihre donnernde Zwiesprach; wahrscheinlich hatten die Belagerten den Feldherrn erkannt und es auf sein Leben abgesehen; doch ward versichert, daß man das Schießen ohne Wissen und Wollen des Kommandanten Kloet begonnen habe, gleichviel: der Waffenstillstand war dadurch gebrochen. Farnese zog sich indessen unversehrt zurück und ließ am anderen Tage Neuß aufs Heftigste beschießen. Bald waren zwei große Breschen in der Mauer gelichtet und die Feinde begehrten ungeduldig die Erlaubniß, zu stürmen. Der erfahrne, kluge Farnese wußte den Eifer der Soldaten in Schranken zu halten; er wollte sich zuerst, noch vor Einbruch der Nacht des Rheinthores bemächtigen. Bei der Vertheidigung desselben wurde der tapfre Kloet gefährlich in der Hüfte verwundet. Am anderen Tage trafen denn die Belagerer Anstalten zum Sturm. Das Rheinthor wurde abermals heftig beschossen. Vergeblich suchten jetzt Bürger und Soldaten in Neuß zu kapituliren. „Es ist zu spät" rief Parma. Zum Unglück für die Belagerten ergriff ein Feuer, das sie zur Beschützung zweier Thürme gerüstet hatten, das Pulver, die Strohdächer einiger Häuser, und alles Holz, welches zur Verschließung der Breschen bereit lag. Während der Wind die Flammen durch die Straßen der Stadt jagte, ließen sich die spanischen Soldaten nicht länger zurückhalten, begannen mit lautem Geschrei Sturm zu laufen, und drangen in die Stadt, während die deutschen, niederländischen und burgundischen Soldaten von einer andern Seite her in Neuß einbrachen. So ward das Schicksal dieser Stadt rasch entschieden. Nur ungefähr zweihundert Mann von der Besatzung leisteten Widerstand; unaufhaltsam wie die wehenden Flammen jagten die siegreichen Feinde durch die Straßen. „Kein Mann soll am Leben bleiben," schwuren sie in ihrem

Grimm. Der Frauen und Kinder nahm sich Farnese an; er ließ sie in die Kirchen bringen, um sie vor den entfesselten Leidenschaften der Soldaten zu bergen. Um so rasender erfüllten diese ihren Schwur an jedem männlichen Wesen; vor allen Häusern sah man in kurzer Frist Haufen von Ermordeten. Auch in das Haus, wo der verwundete Kommandant Kloet lag, drangen sie ein und kündeten ihm an: er solle sich zum Tode bereiten. Vergeblich bat er, man möchte ihn nach Kriegsgebrauch behandeln. Im Beisein seiner Gattin warfen ihm die rohen Sieger einen Strick um den Hals, zerrten ihn aus dem Bette, erwürgten ihn und hängten die Leiche zum Fenster hinaus. Ein gleiches Loos fanden auch zwei Hauptleute und der reformirte Prediger Christoph Frosser. Inzwischen wüthete die Feuersbrunst ungehindert fort und verzehrte mit dem größten Theil der Gebäude, aber auch die von den Siegern gehoffte Beute, so daß der Kurfürst fast nur einen öden Aschenhaufen statt seines Neuß zurückerhielt. Kloets Gattin und Schwestern sowie die meisten Frauen wurden verschont und aus der Stadt gebracht. Es war am 26. Juli (am Tage nach dem Feste St. Jakobs, des Schutzpatrons der Spanier) als Neuß seinem Schicksal erlag. Alexander Farnese erwarb durch die Erstürmung dieser Stadt hohen Ruhm, da sie einst dem gewaltigen Karl dem Kühnen von Burgund ein Jahr lang glücklich widerstanden hatte. *) Am 1. August ließ sich Farnese im Lager vor Neuß (nicht in Köln, wie der Kurfürst Ernst gewünscht hatte,) vor den Augen des ganzen Heeres und in einer glänzenden Versammlung edler Herren das Geschenk überreichen,

*) Das „Jaer-dicht" bei Bor (XXI. B. f. 43):

NVys, heeft Hertoge Caerls Beleg VeraCht,
dan Is by ParMa door VIer, sVVeert en bloet VerCraCht.

welches ihm Papst Sixtus V. (unterm 25. Mai) geschickt hatte, den geweihten Hut und den geweihten Degen; der Abt Grimani bekleidete ihn damit, nach einem feierlichen Hochamt, unter'm Donner der Geschütze; und das ganze Heer beging den Tag, an welchem der Feldherr diese hohe Auszeichnung als Beschützer der römisch-katholischen Kirche erhielt, mit Triumphgepränge, Festlichkeiten und Waffenspielen.

Von Neuß wendete sich Farnese mit seinem Heere (am 13. August 1586) vor die feste Stadt Rheinberg, in welcher sich Schenk und Morgan mit etwa 800 Mann Besatzung (größtentheils aus Engländern bestehend) befanden. Farnese traf die geeigneten Anstalten, um Rheinberg zu belagern. Nun nahm Leicester den Kern der niederländischen Kriegsmacht — an 10,000 Mann, wobei sich Prinz Moritz von Oranien, der entsetzte Kurfürst von Köln, Gebhard Truchses, die Grafen von Nassau, Oberstein, Solms und viele andre Personen vom hohen Adel befanden — und zog gegen Elten im Kleve'schen, in der Absicht, Farnesen zum Rückzug von Rheinberg zu zwingen. Am 6. September lagerte er bei Elten. Um seinen Zweck zu erreichen, wandte sich Leicester zuerst vor Dusburg, beschoß diese Stadt (am 13. September) und zog, nachdem sie sich ihm ergeben und englische Besatzung eingenommen hatte, vor Zütphen. Auf seinem Marsch dahin nahm er noch mehre feste Plätze, wie die Schlösser zu Haakvoort, Boksbergen Nieuwbeek. Auch warf er eine stärkere Besatzung nach Deventer, welche Stadt, wie er vernommen hatte, sich zur königlichen Parthei hinneigte.

Als Farnese von Leicesters Zug vernahm und dessen Kriegsplan durchschaute, hielt er es für gerathen, die Belagerung Rheinbergs in eine Blokade zu verwandeln, um mit der Mehrzahl seiner Truppen dem Feinde folgen und Zütphen

entsetzen oder verproviantiren zu können, weil er wohl wußte, wie kümmerlich dieses versehen war. Es gelang ihm auch, einen kleinen Vorrath in die Stadt zu schaffen, und er beschloß, demselben schleunig einen größeren folgen zu lassen. Zu diesem Zwecke traf Farnese die geeigneten militärischen Maßregeln und ließ Verdugo davon benachrichtigen, damit ihm dieser am 22. September bei Tagesanbruch mit 1000 Mann bei Warnsfeld entgegen käme. Der Brief an Verdugo wurde jedoch aufgefangen und Leicester schickte rasch eine Truppenabtheilung, wobei sich auch sein Neffe Philipp Sidney befand, zur bezeichneten Zeit gen Warnsfeld, um den Transport zu nehmen. Hier kam es denn zwischen den Königlichen und den englischen Truppen zu einem hitzigen Gefecht, wobei Philipp Sidney gefährlich verwundet wurde. Wir können uns nicht enthalten, einen schönen Zug dieses liebenswürdigen Helden und Dichters anzumerken. Schwer verwundet lechzte er nach einem Trunk Wasser; man brachte ihm welches und eben wollte er den Labetrunk genießen, als er plötzlich neben sich das Aechzen eines andern auf den Tod verwundeten Menschen hörte. Schnell reichte er, ohne zu trinken, die Flasche dem Sterbenden und sprach: „Er bedarf der Erquickung dringender als ich!" Wenige Wochen darnach starb Sidney an den Folgen seiner Verwundung. Uebrigens erreichte Farnese, ungeachtet der englischen Dazwischenkunft, seinen Zweck und brachte den Proviant glücklich nach Zütphen. Er hatte dies der rühmlichen Geschicklichkeit und Ausdauer seiner Truppen zu verdanken, welche, als die Fuhrleute der Proviantwagen entflohen waren und die Pferde die Stränge zerrissen hatten, sich selbst vor die Wagen spannten und dieselben so weit zogen, bis ihnen Verdugo und Tassis entgegen kamen. Am 29. September suchten die Spanier die Engländer durch ein Gefecht in einen Hinterhalt zu locken. Es

mißlang Jenen zwar; dagegen verproviantirte Farnese Zütphen abermals sehr bedeutend (am 12. Oktober) und Leicester sah sich denn endlich genöthigt, die Belagerung dieser Stadt aufzuheben; doch nahm er drei Schanzen gegenüber von Zütphen ein. Er übertrug Roland York die Vertheidigung der großen Schanze und machte Wilhelm Stanley zum Kommandanten von Deventer. Da beide Engländer Katholiken waren und York früher unter den Spaniern gedient hatte, so erregte diese Maßregel Leicesters bei allen niederländischen Patrioten großes Mißtrauen und Mißvergnügen. Ein Anschlag Schenks, um Nymwegen durch Ueberraschung zu gewinnen, mißglückte. Farnese legte, nachdem er Zütphen verproviantirt hatte, seine Truppen in Winterquartiere, und Leicester that desgleichen. Ueberblickt man die Resultate dieses Feldzuges, so überzeugt man sich, daß nur der Erstere Vortheile von Belang errungen hatte.

Alexander Farnese begab sich nach Brüssel, wo er seinem am 18. September zu Parma verstorbenen Vater Ottavio Farnese am 17. November stattliche Obsequien halten ließ. Seine Mutter Margaretha war bereits im Januar desselben Jahres zu Ortona im Königreich Neapel verschieden. Alexander Farnese erhielt nun durch jenen Todesfall die herzogliche Würde von Parma und Piacenza. Am 21. September desselben Jahres war auch der Kardinal von Granvella gestorben, welcher einst durch seine Verwaltung in den Niederlanden so wesentlich zum Ausbruch der Revolution beigetragen und nach dem Sturze des Antonio Perez, von 1579 an, eine höchst einflußreiche Stellung am spanischen Hofe eingenommen hatte.

Leicester verfügte sich nach Utrecht und von dort nach dem Haag, wo er am 6. November eintraf. Man empfing

ihn mit allem äußerem Anstande, welchen man seiner Stellung schuldig zu sein glaubte und verehrte ihm ein vergoldetes silbernes Gefäß im Werthe von 9000 Gulden. Indem man nun solchermaßen die Formen wahrte, sorgte man jedoch zugleich mit großem Freimuth für die Erhaltung des theuren Rechts. Schon seit einiger Zeit hatten sich die versammelten Staaten von Holland über eine Darlegung verschiedener Beschwerden berathen, welche man mit gutem Fug gegen Leicesters Verwaltung einzulegen hatte. Nun, da dieser wieder in Holland erschien, überreichten ihm die Staaten von Holland, Seeland und Westfriesland ihre Klagen und Forderungen. Sie verlangten, daß die Gelder und Kontributionen, welche Reingoud bisher allein verwaltet hatte, durch einen von ihnen (den Staaten) eigens dazu erwählten Mann eingesammelt und verausgabt würden, unter sicherer Kontrole durch Leicester selbst und drei von ihnen bezeichnete Personen. Sie verlangten ferner, daß die englischen Hülfstruppen vollzählig erhalten würden, nämlich 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter und daß dieselben mit Wissen und im Beisein der staatischen Kommissarien (dem Vertrage zu Folge) ihre Besoldung empfingen, — daß Leicester das ausländische Kriegsvolk nur mit Zustimmung der Provinzen annehmen, daß er ohne Bewilligung der Staaten keine Kommandanten von festen Plätzen ernennen, daß er die Disziplin in aller Strenge aufrecht erhalten, daß er niemand (den Privilegien zuwider), außerhalb der betreffenden Provinz vor Gericht ziehen (wovon man leider Beispiele gesehen); daß er die gekränkte Autorität des Magistrats zu Utrecht wieder herstellen; daß er die Statthalterschaft über Utrecht dem Prinzen Moritz übertragen und die Marineangelegenheiten eben diesem und dem Admiralitätsrath anvertrauen möchte; ferner, daß er seine zum Nachtheil, ja zum Verderben des Handels er-

lassenen Edikte widerrufe und den Handel nach bundgenössischen oder neutralen Provinzen freigebe. Außerdem klagte man, Abstellung fordernd, auch über die neue Weise in Bezug auf die Schatzungen und die Administration der geistlichen Güter, wobei sich „gewisse Leute“ zu bereichern versucht hätten, und bat Leicestern endlich nachdrücklich, in Regierungsangelegenheiten, welche Holland, Seeland und Westfriesland beträfen, sich nicht der eingewanderten Brabanter, Flamänder und dergl., sondern des Raths der Staaten zu bedienen; indem jene sich der Gunst des Statthalters nur zu bemächtigen suchten, um über Holland, Seeland und Westfriesland nach ihrer leidigen Willkühr herrschen zu können.

Leicester wußte das Mißbehagen trefflich zu verbergen, das er über diese offenen Vorstellungen der Staaten empfand, welche wenig Lust hatten, die theuer errungene Selbstständigkeit einem stolzen Fremden so leichten Kaufes zu überlassen. Leicester wollte vor der Hand nur Zeit gewinnen und gab sich den Anschein, als läge es ihm selbst sehr am Herzen, alle Mißverhältnisse abzustellen. Er ging scheinbar mit Vergnügen in die näheren Details derselben ein, und, als man ihm z. B. vorwarf, daß er dem bekannten Dietrich von Sonoy eine sehr ausgedehnte Bestallung verliehen habe, welche auch die bürgerliche Regierung in Nordholland in sich begreife, so gab er gerne zu, daß die Staaten, wenn sie den Prinzen Moritz und die Provinzialprivilegien dadurch benachtheiligt glaubten, genauer in dieser Sache verfügen möchten. (Wir werden auf das besondere Verhältniß Sonoys zu Leicester, sowie gegen Moritz und die Staaten in Kürze ausführlicher zurückkommen). In den näheren Verhandlungen der Staaten mit Leicester spielte der patriotische Oldenbarneveld, den man immer höher schätzen muß, je genauer man sein Wir-

ken kennen lernt, als Advokat von Holland und als einer von den Bevollmächtigten der Staaten, eine bedeutende Rolle. Namentlich in Beziehung auf die Utrechter Angelegenheit sprach er sich mit einer rücksichtslosen Freimüthigkeit aus, welche ihn mit den edelsten Staatsmännern des klassischen Alterthums auf eine gleiche Stufe stellt. Oldenbarneveld erwähnte bei jener Angelegenheit des Treibens der Bürgerhauptleute und auch des zelotischen Predigers Modet, welcher aus den von uns erwähnten religiösen Gründen zu den Ultra's der englischen Parthei gehörte. Leicester suchte sich über diesen ganzen delikaten Punkt, welcher die geheimen Absichten Englands und wohl auch seine eigenen berührte, so geschickt er konnte, zu rechtfertigen; er versicherte wiederholt, daß die berüchtigte Verhaftung des Paul Buis ohne sein Vorwissen geschehen sei, „obwohl sich dieser allerdings sowohl gegen Ihre Majestät, die Königin, als auch gegen ihn, (Leicester) selbst vergangen habe.“ Dagegen führte nun Oldenbarneveld an, „man dächte ja auch nicht daran, den Grafen Leicester irgend eines böslichen Anschlages zu bezüchtigen. Aber es müsse sehr befremden, daß die Bürgerhauptleute zu Utrecht den Paul Buis ungestraft hätten verhaften können, da es ihnen doch durchaus nicht zustünde, irgend jemand gefangen zu nehmen.“ — In Bezug auf die Vereinigung Utrechts mit Holland und Seeland unter Moritzens Statthalterschaft erklärte sich Leicester dem ausgesprochenen Wunsche nicht abgeneigt; nur „habe er jetzt keine Zeit, um die näheren Verfügungen darüber zu treffen.“ Kräftig und trefflich sprach sich Oldenbarneveld in den Verhandlungen über die gegen die Handelsfreiheit erlassenen Plakate Leicesters aus, und nöthigte diesem das Bekenntniß ab, daß „Holland und Seeland ohne Freiheit des Handels und der Schifffahrt nicht

gedeihen könnten.“ In Bezug auf den Einfluß der Eingewanderten erklärte Leicester, — nach einigen Versuchen, seine Günstlinge zu rechtfertigen, — „er lasse sich von ihnen nicht beherrschen“; seine Vorliebe für sie entschuldigte er durch Christenpflicht. Aus seinem ganzen gefügigen Benehmen ging jedoch die Absicht hervor, sich die Sache einstweilen vom Halse zu schaffen, um, durch dieselbe unbeirrt, nach England reisen zu können, was er im Sinne hatte, weil durch den Prozeß gegen Maria Stuart seine Anwesenheit dort nöthig wurde. Er mochte hiebei wohl auch eigentlich seiner Monarchin gerne genauere Berichte über den Zustand der Niederlande ablegen, und persönlich mit ihr berathen, wie ihre Absichten auf die Provinzen am Passendsten zu erreichen seien.

Die Utrechter Angelegenheit wirkte indessen noch nach. Man hatte von Seiten Utrechts den neuen Bürgermeister Prounink zur allgemeinen Staatenversammlung abgeschickt, und eine besondere Absicht dabei war die, Holland und Seeland zu dem bereits von Utrecht genommenen Beschlusse zu überreden, daß man der Königin von England die Souverainetät übertrage. Dieser Plan wurde jedoch dadurch vereitelt, daß man, zu Leicesters nicht geringem Verdruße, sich weigerte, Prounink bei der Staatenversammlung Zutritt, Sitz und Stimme einzuräumen, da er, als ein Fremder, gegen die Provinzialprivilegien die Bürgermeisterstelle in Utrecht erlangt habe. Man entließ ihn von Seiten der Staaten mit dem Auftrag, er möge in Utrecht dafür sorgen, daß ein Andrer statt seiner zu der Staatenversammlung abgefertigt werde. Während sich Prounink noch in Holland befand, verlangten die Bürgerhauptleute in Utrecht, denen dann die Vroedschap beistimmte, die Abschaffung der

„Erwählten," welche in der Staatenversammlung (wie man sich erinnern wird,) die Stelle des früheren Domkapitels einnahmen. Hierüber wurden nun die Edlen, in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Staaten, schwierig und nahmen Parthei für die „Erwählten." Die ganze Sache blieb einstweilen unerledigt; doch die Gährung mußte bald zum Ausbruch kommen.

Leicester beschleunigte indessen geflissentlich seine bereits angekündigte Abreise nach England und hoffte wohl, eben in der Eile noch einen entscheidenden Beschluß der Staaten in Bezug auf die Souverainetätsübertragung an Elisabeth zu erwirken. Er stellte ihnen vor, daß Geldern, Over-Yssel, Utrecht und Friesland der Königin die Souverainetät bereits angeboten hätten; bloß die allgemeinen Staaten und Holland mit Seeland hätten es nicht gethan. Hierauf erhielt er die Antwort: „Holland und Seeland, welche der Königin schon zu wiederholten Malen ihre Geneigtheit zu jenem Schritte bewiesen hätten, würden gewiß auch jetzt nicht die letzten sein, denselben zu thun, sobald sie nur wüßten, daß die Königin die Oberherrschaft unter billigen Bedingungen übernehmen wolle." Aber eben an diesem Punkte der Bedingungen schien die ganze Verhandlung zu scheitern; Utrecht hatte sich ja, durch den Leicesterschen Einfluß, ohne Bedingungen ihr unterwerfen wollen, und dies war es eben, wonach Leicester und Elisabeth trachteten. Leicester stellte sich auf jene Auskunft sehr verwundert, daß man ihn von einer Besendung nach England nicht in Kenntniß gesetzt habe; man übergab ihm die darauf bezügliche Instruktion. Nun muthete er an, daß Prinz Moritz, als Haupt der Gesandtschaft, ihn nach England begleiten sollte. Man lehnte dies von Seiten der Edlen und der Städte Hollands ab (die Letzteren hatte wieder Oldenbarneveld dazu bestimmt).

Leicester konnte seinen zunehmenden Aerger über die Opposition von Seiten der Staaten kaum mehr verbergen; diese blieben jedoch in ihrem Benehmen fortwährend konsequent. Immer den äußeren Anstand beobachtend, kleideten sie ihre Beharrlichkeit in die größte Höflichkeit, und Leicester sah, daß er auf demselben Punkte festgehalten wurde. In ähnlicher Weise benahmen sich die Generalstaaten, welchen er verschiedene Punkte übergab, die er in England der Königin vorzulegen wünschte, und worüber er sich die Erklärung der Generalstaaten erbat. Die vornähmlichsten jener Punkte betrafen die Bewilligung mehrjähriger Beden, und die Entscheidung, was in dem Falle, daß Spanien den Niederlanden oder der Königin den Frieden anböte, (eine, wie sich nicht lange nachher zeigte, verfängliche und wohlvorbereitende Frage!) geschehen sollte. Leicester erhielt auf die erste Frage eine zwar anscheinend ausweichende, aber immerhin entschiedene, auf die zweite eine ganz kategorische Antwort; man wollte von keiner Unterhandlung mit Spanien wissen, und gab Leicestern den triftigen Grund an, daß die Gemeinden in einem solchen Falle nicht bloß gegen die Obrigkeit großen Verdacht hegen, sondern auch die gemeinsamen Lasten zu tragen, nicht bereit sein würden.

Nun traf denn Leicester die ernstlichsten Anstalten zur Abreise. Er übertrug am 24. November 1586 bis zu seiner Zurückkunft die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten und die Führung des Landkrieges dem Staatsrath, die Führung des Seekrieges dem Prinzen Moritz und den Admiralitätskollegien. An demselben Tage unterzeichnete er jedoch einen geheimen Befehl an den Staatsrath, worin er dessen Macht, die er öffentlich sanktionirt hatte, wesentlich beschränkte. So verbot er demselben [alle entscheidenden Maßre-

geln in Betreff der Anstellungen (namentlich von Festungskommandanten), in Betreff der Kirchengüter und der Gütereinziehungen, in Betreff der Losgebung von Gefangenen und der Verwiesenen u. s. w. Erst nach Leicesters Abreise erfuhr man diese arge Zweideutigkeit, womit er den ersten Akt seiner Intriguenkomödie in den Niederlanden beschloß. Noch durch drei andere Maßregeln verrieth er übrigens seine geheimen Absichten. Die eine betraf die Vertheilung der englischen und irländischen Truppen in verschiedene Festungen, um sich derselben zu versichern; die andre die Anstellung einer besonderen Admiralität für Flandern, zu Ostende, unter Johann Kouwai, welche Leicester unterwegs zu Dortrecht anordnete; die dritte endlich war der Versuch, die Besatzung von Veere gegen den Prinzen Moritz, den er als Stein im Wege betrachtete, aufzureizen, sowie Dietrich von Sonoy und die Festungskommandanten fest an die englischen Interessen zu binden. Alle seine Anstalten, seine Parthei in den Niederlanden, während seiner Abwesenheit zu verstärken und im guten Eifer zu erhalten, trugen Früchte. Wie konnte es auch wohl anders zu erwarten sein, da er die militärische Macht für sich hatte und zu gleicher Zeit sowohl das demokratisch-revolutionäre Prinzip (wie in Utrecht) als auch den mächtigen Einfluß der nach Erringung einer Hierarchie strebenden streng-kalvinistischen Geistlichkeit für sich zu benützen verstand? So hielt er denn dem offenen Mißtrauen der Staatenparthei das Gleichgewicht, obgleich für diese damals alle Patrioten standen, welche Freiheit und Selbstständigkeit, also die Obergewalt des Staates über die Kirche, welche Toleranz als Lebensbedingung der kaufmännischen Republik wollten. Die Staaten hatten einen schwierigen Kampf; aber um so höher muß man ihr Umsicht

und Beharrlichkeit schätzen; um so ruhmvoller war der Sieg, welchen sie in jenem Kampfe endlich errangen. Die nun folgende Epoche ist eine der interessantesten in der holländischen Geschichte.

Zweites Kapitel.

Die gewaltsamen Angriffe der Bürgerhauptleute zu Utrecht gegen die Grundformen der Staatsverfassung erregten die gerechten Besorgnisse der Generalstaaten vor den gefährlichen Folgen, welche das demokratische Prinzip nach sich ziehen würde, indem es über seine natürlichen Gränzen hinauswachse und die übrigen Gewalten verrücke, durch deren Gleichgewicht allein die Existenz eines Staates erhalten wird. Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen hatten gemäß der Utrechter Unionsakte allerdings (ohne die Selbstständigkeit jeder einzelnen Provinz zu beeinträchtigen,) alle Erscheinungen zu überwachen, welche eine Gefahr für alle Provinzen durch eine einzelne vermuthen ließen, und dieser Fall war jetzt in Utrecht eingetreten; dieselben Ursachen, welche hier vorlagen, hatten ja in Gent z. B. bereits Wirkungen hervorgebracht, die den Ruin dieser Stadt und endlich deren Verlust für die Union nach sich zogen. Die Generalstaaten wendeten sich nun, um in Utrecht bei Zeiten entgegenzuwirken, an den Statthalter der Provinz, den Grafen von Nieuenaar, welcher als redlicher Anhänger Leicesters bekannt war, und suchten durch dessen Vermittlung die Vroedschap von Utrecht dahin zu stimmen, daß die Streitsache zwischen den Mitgliedern der Provinzialstaaten von Utrecht ausgeglichen würde. Es gelang denn auch wirklich, noch zu Ende des Jahres 1586 (am

14. Dezember), daß die „Erwählten" wenigstens provisorisch in ihre alte Stellung bei der Versammlung der Staaten, nämlich als erster Stand, wieder eingesetzt wurden und derselben beiwohnten. Kaum war nun diese Restauration glücklich vollbracht, als sich neue Schwierigkeiten erhoben. Die „Erwählten" nämlich machten von ihren wiedererlangten Rechten Gebrauch und schlossen sich innig an den Adel als zweiten Stand. Beide beriefen nun die Staatenversammlung von Utrecht, vorzüglich zu dem Ende, daß Alles, was in der Provinz seit einiger Zeit gegen die verfassungsmäßigen Rechte, so wie Alles, was gegen den Traktat mit Elisabeth und Leicester, endlich Alles, was gegen die Bestimmungen der Utrechter Union vorgefallen war, reparirt würde. Da nun die Einberufung der Versammlung nach der alten Weise (als noch die Geistlichkeit den ersten Stand bildete) geschehen war, so protestirte der dritte Stand (der Stadtrath von Utrecht). Demungeachtet faßten die beiden ersten Stände einen Beschluß, nämlich ein die obenerwähnten Beschwerdepunkte betreffendes Gesuch an die Generalstaaten, und verboten zugleich ihrem Geheimschreiber, dem dritten Stand eine Abschrift jenes Beschlusses auszufertigen. Da griff denn der dritte Stand zur Gewalt. Der Bürgermeister Prounink begab sich mit mehren Bürgerhauptleuten vor das Archiv der Staaten, ließ durch den Stadtschlosser die Thüre erbrechen, und nahm die Urkunde, welche die Resolution der beiden ersten Stände enthielt, mit sich. Nun versammelten sich diese beiden abermals (am 9. Januar 1587) und verbanden sich wechselseits aufs Innigste, worauf sie sich nach dem benachbarten Wyk te Duurstede begaben, und dort ihre Versammlungen fortsetzten. Der Magistrat aber verbot allen Bewohnern der Stadt, welche Mitglieder des ersten oder zweiten Standes waren, Utrecht zu verlassen, um jenen

Versammlungen beizuwohnen; in welchem Falle sie die Stadt nicht wieder betreten dürften. So wurde die Kluft zwischen den beiden ersten Ständen und dem dritten immer erweitert, und wenn sich auch der letztere, durch die Vermittlung des Statthalters, des Grafen von Nieuenaar, noch mehr aber durch die Mißbilligung von Seiten des Staatsrathes, bewogen fand, sich vor der Hand mit den beiden ersten wieder zu vereinbaren, so gab er doch das kühne Streben nach der Oberhand noch keineswegs auf, sondern richtete die Blicke erwartungsvoll nach England, wo die hierarchisch-demokratische Parthei ihre Angelegenheiten wie vor einer höchsten Instanz anhängig gemacht hatte.

Ungeachtet der Opposition Hollands und Seelands war nämlich bei den übrigen Provinzen der Beschluß durchgedrungen, eine Gesandtschaft nach England zu beordern und der Königin Elisabeth abermals die von ihr bereits ausgeschlagene und doch heimlich erstrebte Oberherrschaft anzubieten. Diese Angelegenheit schien denn jetzt, da Holland und Seeland der Majorität nachgaben, ihren Kreislauf vollendet zu haben und auf dem alten Punkte zu stehen. Genauer betrachtet hatten sich jedoch mittlerweile bedeutende innerliche Veränderungen ergeben, und die wichtigste war die des Benehmens der Königin selbst; Leicester hatte unzweifelhaft das Seinige gethan, um die durch den Prozeß der Maria Stuart ohnehin gereizte Stimmung seiner Monarchin noch mehr gegen die Niederländer einzunehmen, und die Staaten trugen durch ihr Andringen dazu bei, daß Elisabeth in dem Wahne bestärkt wurde: jetzt sei der günstige Augenblick erschienen, um die Verlegenheit der Niederländer zu benützen. Als ihr die Gesandten der Staaten nochmals den Antrag der Oberherrschaft „unter billigen Bedingungen" machten und bei dieser Gelegen-

heit sich weitläuftiger in die Details der Zustände, so wie der Geldopfer einließen, welche der Krieg erforderte, verrieth Elisabeth durch ihre Mienen deutlich, was in ihrem Innern vorging. Und als der Wortführer, Jost van Menyn, geendigt hatte, konnte sich Elisabeth nicht enthalten, ihren Empfindungen durch Worte Luft zu machen. Sie warf den Staaten Undankbarkeit vor und beklagte sich über die schlechte Behandlung, welche man den englischen Truppen, aber ganz besonders dem Grafen Leicester habe widerfahren lassen. Man habe, sagte sie, den Letzteren als Oberstatthalter begrüßt, ohne ihm jedoch mehr als einen bloßen Schatten von Ansehen und Machtvollkommenheit einzuräumen. „Beim lebendigen Gott" fuhr sie leidenschaftlich fort, „es gibt auf dem Erdboden kein Volk, das schlechter berathen wäre, als das in den Niederlanden." Bitter beklagte sie sich auch über das verbreitete Gerücht, als habe sie sich, ohne Vorwissen der Staaten in Friedensunterhandlungen mit Spanien eingelassen. Ihre Widerlegung dieses Vorwurfes war indessen so stolz von oben herab gemessen, daß man für die Fürstin selbst erröthen muß, welche Freistaaten gleichsam nur mit Fußtritten behandelte. „Was verstünden denn die Staaten", meinte Elisabeth, „von dem Benehmen der Monarchen untereinander? Man könne doch wohl den einen wie den andern Gegner anhören, ohne irgend jemand zu benachtheiligen!" Schließlich verlangte sie, wenn sie überhaupt mehr für die Niederlande thun solle, zuvörderst ein ehrerbietigeres Benehmen von Seiten derselben und dann auch genauere Einsicht in deren innere Angelegenheiten.

Ein offenbarer Verrath mußte die vereinigten Provinzen endlich von der Probehältigkeit der Opposition überzeugen, welche Holland und Seeland, man möchte sagen als Wäch-

ter der Nationalität, behaupteten. Jene beiden englischen Befehlshaber Wilhelm Stanley und Roland York verriethen nämlich (im Januar 1587) die ihnen anvertrauten wichtigen Plätze, Deventer und die Schanze gegenüber von Zütphen, an die königliche Parthei. Da brach denn auf niederländischem Grund und Boden selbst das gerechte Mißtrauen gegen die Treue der englischen Bundesgenossen aus. Allenthalben klagte man diese laut an, überall verlor die Leicestersche Parthei solche Anhänger, die bis dahin gutmüthig genug gewesen waren, den eitlen Vorspiegelungen Glauben zu schenken und die gleichwohl redlich genug waren, die Nationalität allen Partikularinteressen voranzusetzen. Die Aufregung, welche durch jenes Bubenstück in den vereinigten Provinzen entstand, war unbeschreiblich. Trefflich benahm sich dabei der Staatsrath. Er setzte Preise aus auf die Köpfe der beiden Verräther, aber er suchte es zu gleicher Zeit auch weislich zu verhindern, daß man den gerechten Zorn gegen dieselben auf alle Engländer überhaupt ausdehnte. Der Leicestersch-gesinnte Prounink ahmte dieses Verfahren in seiner Weise schlau genug nach; er suchte nämlich durch ein Pamphlet, das er drucken und verbreiten ließ, der öffentlichen gegen die Engländer gerichteten Meinung durch ein Sündenregister angeblich von Niederländern bewiesener Verrätherein wieder zu bemeistern; „nach ein paar ausgearteten Söhnen dürfe man“, wie er meinte, „nicht eine ganze Nation beurtheilen, wenn man nicht ein großes Unrecht gegen diese begehen wolle“. Uebrigens wurden die Gründe des Mißtrauens, die Prounink zu entkräften suchte, durch den Umstand noch gewichtiger, daß einige Geschwader englischer Reiter in Holland einfielen, angeblich, um sich den Sold, den ihnen die Königin noch schuldete, dort selbst zu holen. Die Sache wurde zwar ausgeglichen; aber das Mißtrauen gegen die gefährlichen

Bundesgenossen blieb, und bald zeigten sich die vortheilhaften Folgen desselben für die Nationalangelegenheit.

Man widerrief nämlich (gegen Ende Januars) Leicesters Plakate gegen die Handelsfreiheit und gab die Ausfuhr, mit Ausnahme von Waffen, Pulver und Salpeter nach neutralen Plätzen (außer Calais und Embden) frei; die betreffende Verordnung war im Namen Leicesters und des Staatsraths ausgefertigt. In Bezug auf die Verrätherei Stanleys und Yorks erließen die Generalstaaten ein Schreiben an Leicester und ließen der Königin eine Abschrift davon zustellen. Damit allein begnügte man sich jedoch nicht; wie billig! Die augenscheinlich dringende Gefahr erforderte rasche Sicherheitsmaßregeln. Da die Frist, welche für den Dienst der Mitglieder des Staatsraths angesetzt war, damals eben zu Ende ging, so erneuerten die Generalstaaten denselben, indem sie die Männer der Leicesterschen Parthei aus demselben entfernten und die Lücken durch Patrioten, wie Paul Buis, Leoninus, und ähnliche ausfüllten. Noch entschiedenere Schritte thaten Holland und Seeland gegen die englische (Leicestersche) Parthei, zur Emanzipation der Nationalität. Sie übertrugen nämlich dem Prinzen Moritz, als Statthalter und Generalkapitain, die Machtvollkommenheit in allen Kriegsangelegenheiten und schrieben den Truppen einen neuen Eid vor, worin diese bloß den Staaten Treue und Gehorsam zu schwören hatten; Leicesters war dabei nicht gedacht. Auch beschlossen sie, achtzig Fähnlein Soldaten zu werben und dem Oberbefehl des Prinzen Moritz zu untergeben. In mehren holländischen Städten wurde zur besseren Versicherung derselben Polizeimannschaft eingerichtet. Graf Philipp von Nassau (Wilhelm Ludwigs Bruder) erhielt die Kommandantschaft von Gorkum

und ebenso wurden mehre andre wichtige Plätze zuverlässigen Männern anvertraut.

Wie guten Grund man zu allen Sicherheitsmaßregeln hatte, ergab sich durch eine wichtige Entdeckung aus den Papieren des dänischen Gesandten Rantzau, welcher in Auftrag seines Monarchen Vorschläge zu Unterhandlungen zwischen Philipp II. und Elisabeth in Spanien gemacht und sich über denselben Gegenstand auch mit dem Herzog von Parma benommen hatte. Zwischen Brüssel und Namur war Rantzau von Truppen der Staaten aufgefangen worden, welche ihn angeblich nicht kannten. Unter seinen Papieren hatte man eine Korrespondenz zwischen Philipp II. und dem Herzog von Parma gefunden, welche sich auf das Friedensgeschäft bezog. Die Generalstaaten entschuldigten sich bei dem König von Dänemark über das Verfahren ihrer Truppen gegen Rantzau dadurch, daß die Soldaten den Rang des Letzteren nicht gewußt hätten. Doch der König war damit nicht zufrieden gestellt, sondern legte auf 700 holländische Schiffe im Sund Beschlag und gab dieselben erst dann wieder frei, als man ihm eine Summe von 30,000 Reichsthalern bezahlte.

Uebrigens bestimmte die aufgefangene Korrespondenz zu einer neuen, ganz bestimmten schriftlichen Erklärung an Elisabeth wider alle Friedensverhandlungen mit Spanien. Man besorgte namentlich die schlimme Möglichkeit, daß, wenn Philipp II. und Elisabeth sich vereinbarten, demnächst eine Theilung der Provinzen zwischen Spanien und England die Folge davon sein möchte! Die bestehende Spannung zwischen England und den Niederlanden nahm denn immer mehr zu, und immer sind es wieder die Staaten, besonders die von Holland, bei welchen wir die meiste Vorsicht und Energie für das Nationalinteresse finden. Auch scheinbar geringfü-

gige Umstände ließen sie dabei nicht außer Acht. So widersetzten sie sich standhaft einer von Elisabeth und Leicester erbetenen Getreideausfuhr nach England, wozu auch der Staatsrath, insbesondere wohl auf das Andringen des englischen Mitgliedes Wilkes, seine Zustimmung gab. Die Generalstaaten und die Staaten von Holland bemerkten als Grund ihrer Opposition, daß der Vorrath an Getreide im Vaterlande ohnehin sehr gering sei. Es konnte nicht fehlen, daß dieses beharrliche Entgegenstreben am englischen Hofe eine sehr üble Stimmung gegen die Provinzen hervorbrachte. Andererseits zeigte sich bei dieser Gelegenheit ganz deutlich das Verhältniß, in welchem die englische Parthei zu der Entwickelung des demokratischen Prinzips, welche wir beleuchtet haben, stand. Wilkes sprach dasselbe durch die Aufstellung des Grundsatzes aus, daß die Souverainetät nicht den Staaten, sondern dem ganzen Volke gebühre, dessen Diener und Abgeordnete die Ersteren seien. *) Sehr merkwürdig war die Antwort der Staaten von Holland dagegen. **)

Zu allen diesen Wirren kam nun noch die Widersetzlichkeit

*) „Want de Souveraineteit of opperste hoogheid, by gebreke van wettelyk Prince, behoort de gemeinte toe, en niet u lieden myne Heeren“ (den Generalstaaten und den Staaten von Holland) „dewelke niet zyt dan dienaers, Ministers en Gedeputeerde van deselve gemeinte, en alle uwe commissien en instructien met palen beset of gelimiteert hebt, niet alleenlyk in den tyd, maer ook in de handelinge van saken, in d'een maniere of d'ander. 't welk conditien syn so wyt verscheiden van de macht van een Souveraineteit of hoogheid als is de macht van de ondersaet in aensien van syn Prince, of van de dienaer jegens synen meester, of, om beter te seggen, so wyt als den hemel verscheiden is van der aerden“ etc. etc. (Remonstrantie by den Heere Wilkes gedaen etc. etc. bei Bor XXII. Buch f. 48.)

**) Man findet sie bei Bor (XX. B. fol. 49 rc. ff.)

Sonoys, welcher sich in seiner Eigenschaft als Befehlshaber in Nordholland, geweigert hatte, dem Prinzen Moritz den neuen Eid zu leisten, weil er sich durch jenen gebunden hielt, den er Leicestern geschworen hatte. Auch hier waren wieder religiöse Beweggründe mit im Spiele; Sonoy, der strengkalvinistischen Lehre zugethan, welche Ketzerverfolgungen inbegriff, (wir sahen bereits, wie Sonoy diese Lehre in der That übte) erkannte in dem scheinheiligen Puritaner Leicester den Beschützer dieser religiösen Grundsätze. Da man ihn (in Folge der Verrätherei Stanleys und Yorks) aus Nordholland nach Geldern und Over-Yssel geschickt hatte, um die Gränzen zu bewachen, so ließ man damals das Verlangen der neuen Vereidigung mehr in den Hintergrund treten; während seiner Abwesenheit suchte man sich jedoch der Stadt Medemblik, die er inne hatte, zu versichern. Sein Lieutenant weigerte sich, diese ohne Befehl Sonoys zu räumen, und als Sonoy zurückkam, erneuerte man das Verlangen, daß er den neuen Eid an Moritz leisten möge. Er weigerte sich abermals, und nun begaben sich Moritz und Graf Hohenlohe nach Medemblik, um die Sache nachdrücklich durchzusetzen. Nichts war weniger geeignet, den trotzigen Mann zur Uebereinstimmung zu bewegen, als diese Maßregel, welche er als einen Beweis von Gewalt betrachtete. Er verschloß ihnen die Thore Medembliks, und die zelotischen Prädikanten bestärkten ihn in seinem Trotz, indem sie geradezu erklärten, daß Sonoy durch die Eidesverweigerung die Ehre Gottes und das Wohl von Kirche und Staat zu befördern suche. Die Sache gestaltete sich immer bedenklicher, als Hohenlohe, ohnehin ein abgesagter Feind Leicesters, gereizt durch die Weigerung Sonoys, worin er Leicesters Einfluß erkannte, geradezu erklärte, er wolle, wenn ihm die Staaten nicht erlaubten, die Widerspänstigkeit durch

Gewalt zu unterdrücken, lieber von seiner bisherigen Stellung abtreten. Klüger benahmen sich Moritz und die Staaten, welche auf dem Wege der Gewalt nur eine Menge neuer Verwickelungen und am Ende wohl gar die äußerste Gefahr vor sich sahen; sie schoben die Entscheidung über den Incidenzpunkt einstweilen hinaus. Damit war jedoch, was sie allerdings nicht hatten vorhersehen können, wenig gewonnen; denn Leicester, ja die Königin Elisabeth selbst bestärkten Sonoy in seiner Widersetzlichkeit.

Inzwischen hatte der religiöse Einfluß auch in Friesland mächtig zu Gunsten der englischen Parthei gewirkt und man schickte, (namentlich auf den Betrieb des Präsidenten des Gerichtshofes, Hessel Aisma, eines eifrigen Kalvinisten und Anhängers Leicester's,) Gesandte nach England, um Namens der erwähnten Provinz, der Königin Elisabeth die Souverainetät anzubieten, ein Schritt, der durchaus eigenmächtig und verfassungswidrig war, da er nicht von der Gesammtrepräsentation Frieslands, sondern bloß von der reformirt-hierarchischen Parthei ausging; der vorsichtige Graf Wilhelm Ludwig von Nassau hatte sich mit kluger Schonung, durch eine beschränkende Klausel, vergeblich dawider zu wahren gesucht. Die friesischen Gesandten fanden am Hofe Elisabeths eine sehr freundliche Aufnahme. Ebendaselbst befanden sich jedoch auch noch zwei Gesandte aus Utrecht, worunter der Prediger Modet, welche über den traurigen Zustand der Kirche in den Niederlanden klagten. Außer diesen beiden Partikulargesandtschaften waren nun noch, wie man sich erinnern wird, die der Staaten in England. Es ist interessant, zu bemerken, wie sich Elisabeth gegen diese verschiedenen Abgeordneten benahm. Gegen die Gesandten der Staaten, welche Bedingungen und Forderungen brachten, zeigte sich Elisabeth vornehm zurückhaltend, während Leicester mit denselben in einem

Tone sprach, wie derselbe kaum einem von seinen Unterthanen beleidigten Herrscher gegen diese anstehen kann; das Endresultat war, daß Elisabeth den Gesandten der Staaten eröffnete: „sie habe keine Lust, die Oberherrschaft anzunehmen; auch sei es ihr, in ihrer gegenwärtigen Lage, da sie von Spanien und anderen Seiten mit Krieg bedroht werde, schlechterdings unmöglich, eine größere Hülfe zu leisten als bisher. Uebrigens wolle sie den Baron von Bukhorst in die Niederlande schicken, um den Zustand der dortigen Angelegenheiten genau kennen zu lernen. Wann dies geschehen sei, dann werde sie auch über Leicesters Sendung und die Verwilligung größerer Hülfe verfügen." Ganz anders, ja widersprechend lauteten die Berichte, welche die Partikulargesandten aus Utrecht ihrer Parthei heimbrachten; nämlich: „Leicester würde bald, und zwar mit größerer Machtvollkommenheit als bisher zurückkehren." Mit dieser Hoffnung, welche die englische Parthei in Utrecht (und in den Provinzen überhaupt) erhielt, waren auch schmeichelhafte Zuschriften Elisabeths an die Bürgermeister und Schöffen verbunden, und Leicester insbesondere unterhielt durch alle Künste das gute Vernehmen mit den Bürgerhauptleuten. Aus dem Ganzen sieht man deutlich das Prinzip der englischen Politik in seiner Konsequenz, nämlich: die Zwietracht zu erhalten und dadurch die moralische Kraft der Niederländer zu entnerven, um dann so leichter die volle, unbegränzte Herrschaft zu gewinnen. Die Staaten suchten redlich dagegen zu arbeiten, und immer wieder sehen wir Holland an der Spitze, — aber leider erlebte Englands Politik von Anfang her hierin die für das niederländische Interesse traurige Freude, daß eben Hollands hervorragender Eifer auch die Eifersucht der übrigen Provinzen rege hielt. Es war in der That ganz gut, daß Leicester in sei-

nem Interesse nicht zu viel thun zu können glaubte, und unablässig Magistrate, Geistlichkeit und Beamte brieflich bearbeitete, um ihren Haß gegen die Staaten zu schüren. Dies war gut, sagen wir, weil er dadurch zugleich die Wachsamkeit der Patrioten auf die Umtriebe schärfte. Hier benahm sich nun wieder Oldenbarneveld mit seiner ganzen Entschiedenheit. Er hatte Nachricht bekommen, daß Leicester an die Bürgerhauptleute zu Utrecht in dem von uns angedeuteten Sinne Briefe geschrieben, durch welche die demokratischen Strebungen auf Leicesters Zurückkunft mit größerer Machtfülle vertröstet und ermuntert wurden. Dessen Sekretair Junius hatte gleichfalls ein Schreiben (vom 10. Juni 1587) erhalten und den Inhalt desselben mehren Personen im Vertrauen mitgetheilt. Da trug nun Oldenbarneveld bei den Staaten von Holland darauf an, daß man den genannten Junius zwinge, den Brief auszuliefern. Es geschah, man nahm eine Abschrift desselben und gab ihn dann dem Eigenthümer zurück. War irgend etwas geeignet, allen Patrioten die Augen zu öffnen, so war es dieser Brief, welcher selbst Elisabeths Gesandten Bukhorst kompromittirte, und geradezu die Anweisung an Junius enthielt, alle über die Gemeinden gesetzten Obrigkeiten von Leicesters Wiederkehr in Kenntniß zu setzen, „wobei dieser darauf baue, daß man ihm (Leicestern) alle zur Handhabung der Souverainetät nöthige Autorität leisten würde, ohne daß er die Opposition der Staaten fürderhin zu gewärtigen habe". *) Man kann sich denken,

*) „Sult ook te kennen geven an die last over de gemeinte hebben, dat ik" (Leicester) „derwaers wederkeere, met betrouwen, dat sy sullen voorts aen doen cesseren alle vorleeden swarigheden en my geven een behoorlyke autoriteit, nodig om te gebruiken de souveraineteit der selver landen, son-

daß Bukhorst, bei aller Mäßigung und Klugheit im Interesse seiner Monarchin unter solchen Umständen die heftige Aufregung nicht zu stillen, eine Versöhnung nicht herbeizuführen vermochte, da einmal das Vertrauen unheilbar verletzt war.

Inzwischen litten die unter Spaniens Szepter wiedergekehrten südlichen Provinzen unsäglich durch Mißwachs, Theuerung, Hungersnoth und Seuchen. Die Nachwehen des Krieges währten schauderhaft fort. So viele Reiche und Wohlhabende hatten das Land verlassen; Gewerbe und Handel stockten, und wie die Straßen der einst so blühenden Städte, so verödeten auch die Felder; die Menschen mangelten, um sie zu bauen.

Hier hat man den einfachen Schlüssel zur Lösung des scheinbaren Räthsels, warum der kluge und siegreiche Herzog von Parma es verabsäumte, durch rasche und kühne Waffenthaten die entnervenden Wirren in den vereinigten Provinzen zum Vortheil Spaniens zu benutzen. Er konnte so lange nicht in's Feld ziehen, als er nicht durch eine neue Ernte Hoffnung hatte, seine Truppen zu erhalten. So wie nun die Zeit der Ernte allmählig herannahte, trat er auch alsogleich aus seiner unfreiwilligen Muße hervor. Er zog im Mai (1587) sein Heer bei Brügge zusammen, um Ostende zu belagern und diesen wichtigen Hafenplatz, welchen die vereinigten Provinzen in Flandern besaßen, denselben zu entreißen. Doch da die englische Besatzung Ostendes Verstärkung erhielt, so gab der Herzog von Parma seinen Plan auf und beschloß, sich statt Ostendes eines anderen wichtigen Platzes, Sluis, zu bemeistern, welches einst als Hafen für Brügge gedient hatte, und von wo aus die Küsten Flanderns durch die Besatzung in Unruhe und Schrecken gehalten wurden. Um die Aufmerksamkeit der Feinde

---

der te hebben alle de oppositien en tegen-mineren der Staaten" etc. etc. (Bor XX. B. f. 100.)

über seinen Plan zu täuschen, nahm er den Anschein, als wolle er Holland angreifen und ließ deßhalb im Mai den Herrn von Hautepenne mit 5000 Mann gegen die Veluwe aufbrechen. Am 11. Juni eröffnete er die Belagerung von Sluis, wo der Junker Arend van Groeneveld Kommandant war, und die Besatzung den Feinden den tapfersten Widerstand leistete.

Die Belagerung von Sluis schien nun auf einmal die Partheien in den vereinigten Provinzen zu versöhnen. Leicester versprach von England aus, schnell zum Entsatz herbeizukommen; Prinz Moritz und Graf Hohenlohe versuchten es (im Juli), durch einen Einfall in Brabant den Herzog von Parma von Sluis abziehen zu machen. Der Verlust Gelder's, welches durch Verrätherei an Hautepenne überging, nöthigte jedoch Moritzen zum Rückzug nach Seeland, während Hohenlohe das Fort zu Engelen belagerte, wobei der tapfere Hautepenne tödtlich verwundet wurde. Wenige Tage darnach starb er zu Herzogenbusch. Hohenlohe eroberte nun das Fort, welches er stärker befestigen ließ und welches von nun an den Namen Grevecoeur erhielt. Leider wurde Hohenlohe nicht gehörig durch Truppen unterstützt, sonst wäre es ihm ein Leichtes gewesen, auch Herzogenbusch in seine Gewalt zu bringen.

Am 6. Juli traf endlich Leicester, aus England wiedergekehrt, auf Seeland ein, ermunterte die Belagerten in Sluis durch Trostbriefe und begab sich über Ostende bis vor die Mündung des Hafens von Sluis, welchen Parma gesperrt hielt. Hier überzeugte er sich, namentlich durch die Vorstellungen der Seeländer, daß er nichts ausrichten könne, weil die Schiffe nicht die gehörige Tiefe fanden, und so begab er sich denn nach Ostende zurück, wo er seine Truppen ausschiffte. Denn nun beschloß er den Entsatz von Sluis zu Lande

zu versuchen und rückte deßh lb mit einer bedeutenden Truppenzahl vor Blankenberg, wo er das dortige Fort beschoß. Parma eilte ihm nach, um dieses zu entsetzen, und nun zog sich Leicester eilig nach Seeland zurück, indem er die Schuld seiner fruchtlosen Unternehmung auf die Staaten und deren Beamte schob, welche ihn weder durch Geld noch durch Truppen gehörig unterstützt hatten. Sluis war dadurch dem Herzog von Parma völlig preisgegeben und da die Besatzung keine Hoffnung auf Entsatz mehr fassen konnte, anderseits aber auch kein Pulver und nur noch vier Stück Geschütz besaß, so sah sie sich gezwungen, mit Parma zu kapituliren. Dieser ehrte den Muth der Vertheidiger, die ihm zwei Monate heldenmüthig widerstanden hatten, und gewährte ihnen freien Abzug mit brennenden Lunten und fliegenden Fahnen. Dies geschah am 5. August 1587. Leicester zog später die Befehlshaber zur Verantwortung; aber sie wußten sich genügend zu rechtfertigen und klagten dabei vielmehr die Flotte an, welche den Entsatz unverantwortlicherweise versäumt hatte.

Verfolgen wir nun wieder die interessanten Verhandlungen zwischen Leicester und den Staaten. Das Nationalinteresse hat noch immer den schwierigsten Kampf nach allen Seiten hin zu bestehen; denn Leicester erhält die Faktionen, und wendet auch für seine Person alle Künste an, um die Patrioten zu täuschen. Zuweilen scheint er sogar, seiner stolzen Natur zuwider, nachzugeben, und wenn er dann sieht, daß er auch durch Geschmeidigkeit nichts Erkleckliches erringt, so spielt er entweder den Gekränkten oder den Meister. Die ganze, wenn auch nur kurze Epoche des diplomatischen Kampfes gegen Englands Pläne ist die Feuerprobe, in welcher die junge Republik die letzte Läuterung, die Weihe ihrer Selbstständigkeit, die feststehende Bedeutung ihres historischen Charakters erringt.

Kaum war Leicester im Juli 1587 von England zurückgekehrt, als man sich auch sogleich beeilte, ihn auf jene Mißverständnisse aufmerksam zu machen, welche während seiner Abwesenheit um sich gegriffen hatten, und wovon sein Brief an Junius gerade nicht der unbedeutendste Grund war. Vornämlich waren es auch jetzt wieder die Staaten von Holland, welche die Sache anregten und in's Klare gebracht wissen wollten. Leicester empfand dies gar lebhaft und konnte sich auch nicht enthalten, seine Stimmung auszusprechen. „Ich weiß wohl", äußerte er sich, „daß mir einige Mitglieder der Staatenversammlung von Holland übel wollen". Ja, er bezeichnete geradezu die Nassauer, (den Prinzen Moritz und den Grafen Wilhelm), sowie Hohenlohe und sogar Nieuenaar als seine Gegner und verhehlte den Verdacht nicht, daß sie sich gegen ihn verbündet hätten. Uebrigens war er auch auf jene Engländer, welche es mit der Nationalangelegenheit der vereinigten Provinzen redlich meinten, nicht gut zu sprechen, insbesondere auf den Gesandten Bukhorst, den tapfren Obersten Norrits und den Staatsrath Wilkes. Sluis war damals noch nicht an Parma übergegangen, und Leicester drohte die Niederlande verlassen zu wollen, wenn Sluis in Parma's Gewalt geriethe. Diese Drohung verfehlte die Wirkung nicht, welche Leicester dabei beabsichtigt hatte. Jene Prädikanten nämlich, welche in ihm die wichtigste Stütze für die hierarchischen Strebungen sahen, suchten ihn begreiflicherweise um jeden Preis in den Niederlanden zu behalten; sie schickten deßhalb eine Deputation an ihn und ließen ihn durch dieselbe bitten, die christliche Kirche nicht jedem Unfall preisgeben zu wollen, wofür sie ihm denn ihrerseits allen Beistand anboten, den sie irgend zu leisten im Stande seien.

Nachdem Sluis mit dem Herzog von Parma kapitulirt hatte,

wurden die Generalstaaten denn doch bedenklich und suchten bei Leicester wieder versöhnlich einzulenken. Sie entschuldigten sich bei ihm über ihre Freimüthigkeit, mit der Versicherung, daß sie durchaus nicht daran gedacht hätten, seine Autorität zu beeinträchtigen. Uebrigens lag doch auch in dieser Entschuldigung zugleich eine sehr bestimmte Erklärung. Sie waren nämlich bereit, ihm allen Gehorsam, alle Ehre zu beweisen; erwarteten jedoch, daß er auch alle Privilegien respektiren und sich mit den Staaten in gutem Einvernehmen halten würde. Hiebei war auch geflissentlich eine Definition des Begriffs: „Staaten" ausgedrückt, nämlich, daß diese nicht etwa blos aus zehn bis zwölf Personen, sondern „aus der Ritterschaft, den Edelen und den Vroedschappen der Städte aller Provinzen" bestünde, und daß sie bei der Versammlung der Generalstaaten durch ihre Deputirten vertreten würden. Es schien, als ob Leicester durch jene Schrift zufriedengestellt sei, und man suchte nun auch eine Aussöhnung zwischen ihm und Hohenlohe zu Stande zu bringen. Hohenlohe benahm sich dabei sehr ehrenwerth. Er nahm weniger auf seine persönlichen Zerwürfnisse mit Leicester, als vielmehr auf diejenigen Rücksicht, welche zwischen diesem und dem Prinzen Moritz sowie den Staaten von Holland und Seeland obwalteten und hob den gewichtigen Umstand hervor, daß er (Hohenlohe) diesen verpflichtet sei. Sobald nun, so äußerte er sich, diese Zerwürfnisse gehoben seien und die Regierung sich wieder in jenem Zustand befinde, wie zur Zeit des verewigten Prinzen Wilhelm von Oranien, würde er, Hohenlohe, mit Vergnügen alle Plätze, welche er bis jetzt besetzt halte, räumen und sodann auch aus den niederländischen Diensten treten.

Ganz abgesehen von dieser schroffen Stellung Hohenlohes gegen Leicester trieben die unaustilgbaren Keime des

Mißtrauens zwischen dem Letzteren und den Staaten gar bald neue Sprossen. Noch von Seeland aus beschrieb Leicester die Generalstaaten zur Versammlung nach Dordrecht für die zweite Hälfte des Augusts und inzwischen sollte Junius in Arnemuiden die Stimmung für England erforschen. War dies schon geeignet, neuen Verdacht gegen Leicesters Aufrichtigkeit zu erwecken, so mußte das Gerücht, daß Elisabeth mit Spanien in Friedensunterhandlungen stehe, das Mißtrauen gegen England überhaupt nur vergrößern. Da nun Leicester zu Dordrecht die Versammlung der Generalstaaten noch nicht vollzählig fand, so ließ er sich vorläufig durch den Staatsrath Bardes bei den Staaten von Holland erkundigen, in welcher Weise man ihm wohl die Mittel zum Kriege vermehren wolle. Man legte ihm hierauf am 30. August eine längst vorbereitete Schrift in neun Artikeln vor, deren Inhalt hauptsächlich die striktere Definition der Souverainetät und die Gränzen der Machtfülle Leicesters umfaßte. *) „In Ermangelung eines Fürsten fällt", so hieß es darin, „die Souverainetät von Holland und Westfriesland der Ritterschaft, den Edlen und Städten dieser Landschaften wieder anheim. Nach Aufgebung der spanischen Oberherrschaft haben sie alle Akte der Souverainetät gesetzlich ausgeübt, und in dieser Eigenschaft war es denn auch, daß sie mit Ihrer Majestät der Königin von England, und dem Grafen von Leicester als Gouverneur und Generalkapitain der vereinigten Provinzen konferirten. Durch die Annahme Leicesters zum Oberstatthalter haben sich die Staaten

*) Vergl. die ausführliche „Remonstrantie by de Staaten van Holland aen den Grave van Lycester, gepresenteert den 30. Augusti" 1587 (bei Bor XXIII. B. fol. 22).

der Souverainetät keineswegs begeben. Anderseits hat jedoch Graf Leicester als Oberstatthalter nebst dem Staatsrath jene ganze Gewalt, die durch Kaiser Karl V. den Oberstatthaltern eingeräumt worden, gemäß der betreffenden Instruktion. Die besonderen Provinzialstatthalter, Kriegsobersten und Offiziere sollen für die unirten Provinzen insgesammt, für den Oberstatthalter, und für die Provinzen und Städte insbesondere vereidigt werden, die Soldaten für Leicester und die besonderen Statthalter und Befehlshaber. Leicester hat die oberste Macht in allen Kriegssachen, doch darf er nicht mehr Truppen ausheben, als durch die Hülfsgelder der Königin und durch die Kontributionen der Provinzen bezahlt werden können. Zur Erhaltung besserer Einigkeit endlich und größeren Vertrauens zwischen Leicester und den Staaten möge es dem Ersteren belieben, alles dasjenige zu repariren, was im vorigen Jahre durch unruhige Menschen im Namen Leicesters, Anstellungen von Offizieren und Beamten betreffend, eingerichtet worden." Leicester machte (am 1. Septbr.) zu dieser Remonstration der Staaten von Holland mehre Bemerkungen, welche die drei letzten Artikel betrafen. So fand er die im 7ten Artikel verlangte besondere Eidesleistung an „die einzelnen Provinzen, Städte und Mitglieder" ungehörig; in Bezug auf den 8ten Artikel (welcher die Bedingungen zur Aushebung neuer Truppen und mehres den Krieg Belangende enthielt) versprach er, den Wünschen nachzukommen; in Bezug auf den 9ten und letzten Artikel verlangte er noch genauere Nachweisung. In Bezug auf die übrigen Artikel erklärte er, daß er nie nach größerer Machtfülle getrachtet, als man ihm aufgetragen habe. Kurz: er benahm sich in der ganzen Sache weit geschmeidiger, als man wohl hätte denken können.

Am anderen Tage (2. September) erschienen Meister Jacob

Valke und Joost van Menyn in der Versammlung der Staaten und übergaben derselben, in Auftrag des Oberstatthalters Grafen von Leicester, eine Proposition befremdlicher Art, des Inhalts, daß es nicht thunlich scheine, den Krieg durch die eigenen Finanzmittel der Provinzen und die gewöhnliche Beihülfe der Königin von England fortzuführen, weßhalb denn Leicester die Staaten ermahne, „ernstlich zu überlegen, ob es nicht besser sei, auf billige Bedingungen Frieden zu schließen, als, bei dem Mangel zureichender Mittel, eine Stadt und Provinz um die andere der Feindesgewalt verfallen sehen zu müssen. Zu dem Ende stelle es Ihre Majestät den Generalstaaten anheim, ob sie ihnen dazu die Hand bieten solle, oder ob Letztere, in der Hoffnung, bessere Bedingungen zu erhalten, allein mit dem Herzog von Parma unterhandeln wollten. Hierüber erbäte sich denn Leicester schleunige Entschließung, um der Königin rasch berichten zu können. Schließlich ließ Leicester den Staaten die Versicherung wiederholen, daß die Königin wohl geneigt sei, den Provinzen fortwährend beizustehen, und daß sie mit dem Herzog von Parma sich in keine Unterhandlungen einlassen würde, sofern die Provinzen hinreichende Mittel hätten, um sich, außer dem Beistand der Königin, selbst vertheidigen zu können, worüber sie sich gegen die Königin erklären möchten.

Dieser Vorschlag hing mit der Politik Elisabeths gegen Spanien innig zusammen. Obgleich Elisabeth sowie Philipp II. mehr als je gespannt waren (der Letztere beabsichtigte bereits eine entscheidende Unternehmung zur vollkommenen Unterwerfung Englands); so führten sie doch vor den Augen der Welt eine Komödie auf, wobei jeder Gegner den anderen durch Friedensverhandlungen zu täuschen suchte. Hatte Philipp II. schon früherhin (noch bei Alba's Lebzeiten) unbezweifelt sehr ernst-

liche Absichten zu einer großartigen Expedition gegen England gehegt, so mußten nun die seither vorgefallenen Angriffe Drake's gegen Spanien, die freundschaftliche Stellung Elisabeths zu den Niederlanden, Leicesters Statthalterschaft und die Hinrichtung der katholischen Königin Maria Stuart durch jene protestantische Fürstin, Philipps tief im Grund seines ganzen Wesens wurzelnden Haß nur noch mehr bestärken, ja, bis zu einer solchen Höhe emportreiben, daß der Untergang der Feindin ihm unbedingt als eine Lebensfrage erschien. Wie nun Philipp II., dieser wahrhaft eigenthümliche Charakter die heftigsten Bewegungen seiner Seele mit dem Anschein einer stolzen Ruhe bedecken konnte, welche man klassisch nennen möchte, so benahm er sich auch auf dem Felde der Politik mit eben so großer Klugheit als Konsequenz, königlich vornehm, daß er seiner Würde nicht das Geringste vergab, eingehüllt in seine Geheimnisse wie in seinen Purpur, und die Verstellung, diese diplomatische Tugend, war das Vehikel seiner Staatsweisheit. Wir können, wenn wir seinen individuellen Standpunkt betrachten, um so weniger mit ihm hadern, da er, aufrichtig für den ihm heilig geltenden Zweck eingenommen, an die Moral gewohnt war, daß dieser die Mittel heiligt. Umsoweniger aber läßt sich derselbe Grundsatz aus psychologischen Gründen bei Elisabeth entschuldigen, weil sie, ihrem Glaubensbekenntniß zu Folge, und ihrer Stellung als Schutzherrin des Protestantismus gemäß, jenen Grundsatz ihrer erbittertsten Feinde durchaus hätte verabscheuen, nicht aber gleichfalls befolgen sollen. Wir haben ihre Politik gegen die Niederlande von Anfang her als eine zweideutige bezeichnet; jetzt, da sie nicht bloß in näheren Rechtsverhältnissen zu diesen stand, sondern auch tiefer eingreifende Absichten auf dieselben hegte, können wir kaum anstehen, diese Politik gewissenlos zu nennen, und wir glauben, daß uns hier-

über wohl jeder beistimmen wird, der ein mit den edelsten Eigenschaften begabtes, durch seine Freiheitsliebe ehrenwerthes, in seinen unermüdlichen Kämpfen für das Theuerste wahrhaft bewundernswürdiges Volk nicht als Spielball der Herrschsucht, der Intriguen betrachtet und behandelt wissen will. Ist es nicht empörend, zu bemerken, wie Elisabeth und Leicester die vereinigten niederländischen Provinzen nicht bloß durch Anregung innerlicher Partheiungeu zu schwächen suchen, sondern auch geradezu bemüht sind, dieselben zum Besten zu halten? Dies dünkt uns noch verwerflicher als das Centralisationssystem Philipps II., als die Grausamkeiten der Inquisition, wobei doch wenigstens der entschiedene Wille sich offen und rücksichtslos ausgesprochen hatte. Dagegen beachte man nun, wie Elisabeth durch den berühmten Seehelden Drake die Niederlande, welche sich ihrem Schutze anvertrauten, welche ihr sogar die Souverainetät zu wiederholten Malen anboten, als ihre Bundesgenossen auffordern läßt, ihr einen Beistand zur See mit 20 Schiffen gegen Spanien als gemeinsamen Feind zu leisten, und wie sie es wagen kann, denselben Provinzen unter sehr nichtigen Vorwänden zum Frieden mit Spanien zu rathen, während sie doch gar wohl weiß, daß der eigentliche Name eines solchen Friedens für die Niederlande — Unterwerfung heißt! Und wäre es ihr wenigstens mit solchen Vorschlägen noch Ernst gewesen! Wir können aber in denselben kaum etwas anderes erkennen, als eine Berechnung, um durch den Schrecken der Nation vor einer Wiedervereinigung mit Spanien einen engeren Anschluß derselben (um jeden Preis) an England zu erwirken; und Leicester hoffte dabei für seine Person jene größere Machtfülle zu gewinnen, welche er so sehr erstrebte. Der unerwartete Vorschlag brachte jedoch eine ganz andre Wirkung hervor, als Elisabeth und Leicestor beabsichtigten, nämlich eine unbeschreibliche

Gährung und in Mitten des allgemeinen Zerwürfnisses die Besorgniß, daß der Verrath der Niederlande der Preis sei, um welchen sich England mit Spanien versöhnen wolle. Diese Unterstellung war freilich unbegründet, gewann aber für die Anschauungskreise des Volkes im Ganzen große Wahrscheinlichkeit, da die Verrätherei der beiden Engländer Stanley und York noch in zu frischem Andenken war; und, wie gewöhnlich, so machte die Menge auch damals eine ganze Nation für die Handlungsweise Einzelner verantwortlich, hielt dieselbe gleicher Gesinnungen fähig.

Leicester erschrack, als ihn plötzlich eine seiner Absicht so ganz und gar entgegengesetzte Wirkung überraschte. Er sah ein, daß er nichts Eiligeres zu thun habe, als vor der öffentlichen Meinung so viel gut zu machen, als er könne. Aber er bediente sich hiezu einer schlechten Auskunft. Er suchte sich nämlich dadurch zu rechtfertigen, daß er vorgab, Meister Jacob Valke und Joost van Menyn hätten seinen Vorschlag übel verstanden. Diese Ausrede ist nur ein Beweis für die Haltlosigkeit und Kleinlichkeit seines Charakters. Uebrigens blieb ihm auch die gebührende Strafe, nämlich gerechte Beschämung, nicht aus. Denn Menyn bewies das Gegentheil von Leicesters Ausrede, indem er bei einer zu Leicesters Behufe vorsichtigerweise veranstalteten italienischen Uebersetzung des berüchtigten Vorschlages dessen Korrekturen anzeigen konnte. Leicester, welcher durch diese Wendung immer mehr in's Gedränge kam, suchte sich nun durch eine weitläuftige Schrift zu rechtfertigen, welche er sowohl in deutscher als auch in französischer Sprache drucken und sowohl den zu Dordrecht versammelten Generalstaaten, als auch den Provinzen, städtischen Magistraten und Gerichtshöfen zustellen ließ. Dieser Handel führte ihn jedoch immer weiter und bewirkte zum wahren Glück

für die Provinzen, daß man immer deutlicher mit der Sprache herausrückte. So gab ihm z. B. der Provinzialhof von Holland eine sehr höfliche aber ehrenhafte Erwiederung (vom 18. September 1587), deren weitläuftiger Inhalt sich darum drehte, daß man sich doch ja aller Unterhandlungen mit Spanien enthalten solle. Je mehr sich Leicester hiebei verwickelte, auf je mehr Hindernisse er stieß, um so unkluger benahm er sich. So ließ er sich z. B. jetzt unverhohlen über diejenigen Personen aus, welche er (und zwar nicht mit Unrecht) als die Hauptstützen der patriotischen Opposition gegen ihn und Englands Pläne betrachtete, — über Oldenbarneveld vor Allen. Indem er so einerseits seine wahren Gefühle des Haßes verrieth, verhieß und verschwur er sich anderseits mit großer Emphase, daß er durchaus keine Befehle zur Unterhandlung mit Spanien habe, was denn auch Elisabeth bestätigte, indem sie dem Agenten der Staaten, Joachim Ortel, versicherte, daß sie ohne Wissen und Zustimmung der Staaten sich in keine Friedensunterhandlung einlassen würde. Diese Betheuerungen schienen nun allerdings ihren Zweck in sofern zu erreichen, als sich Geldern und Utrecht, im Gegensatz zu Holland und Seeland, welche standhaft blieben, Leicesters annahmen. Aber alle jene Betheuerungen waren falsch, wie man sich aus einigen Punkten der geheimen Instruktion für Leicester überzeugen konnte, welche sich Oldenbarneveld durch Joachim Ortel aus London verschafft hatte. In dieser geheimen Instruktion war der ganze Zusammenhang der Politik, die wir bisher verfolgten, in klaren Worten ausgesprochen; überdem fand sich darin noch der Rath für Leicestern, den Prinzen Moritz und den Grafen von Hohenlohe, wenn sie sich der Abschließung des Friedens widersetzen sollten, vermittelst geschickter Unterhändler durch die Versicherung zu gewinnen,

daß bei den Verhandlungen gebührende Rücksicht auf die Interessen jener beiden Männer genommen werden sollte! Als Leicester erfuhr, daß Oldenbarneveld, unermüdlich, um die Intriguen des Oberstatthalters zu vernichten, die betreffenden Punkte der geheimen Instruktion mehren Personen mitgetheilt habe, beschloß er, sich der Person Oldenbarnevelds zu bemächtigen, und ihn unschädlich zu machen. Zu diesem Ende ließ Leicester einige Kompagnien englischer Truppen nach Maaslandssluis und Delfshaven rücken und begab sich selbst nach dem Haag, wo sich Oldenbarneveld befand. Glücklicherweise wurde dieser noch in der Nacht durch zwei Rathsherrn, Gerhard van Wyngaarden und Leonhard Kazenbroot, gewarnt, daß ihn Leicester aufheben und nach England bringen lassen wolle. Oldenbarneveld verließ noch in derselben Nacht den Haag und begab sich eilig nach Delft, wo er vernahm, daß sich auf Seeland das Gerücht verbreitet habe: Leicester hege auch gegen den Prinzen Moritz und den Grafen von Hohenlohe ähnliche Absichten. Was Hohenlohe betrifft, so behauptete dieser selbst, daß Leicester sogar sein Leben bedroht habe; man darf jedoch dabei nicht vergessen, daß Hohenlohe, von seinem Haß gegen Leicester hingerissen, gar leicht den Handlungen desselben die schlimmsten Absichten unterstellte. Uebrigens soll auch Elisabeth Befehl ertheilt haben, sich der Person Hohenlohes zu bemächtigen, was ihr jedoch die Engländer Buckhorst, Wilkes und Norrits nachdrücklich widerrathen und die Festnehmung Hohenlohes bis auf nähere Befehle Elisabeths verschoben hätten, die übrigens nicht erfolgten. In Bezug auf Moritz beschloß man zu Delft in der Berathung, ihn zu ungesäumter Entfernung aus dem Haag aufzufordern, unter dem Vorwande, daß man von einem Anschlage der Feinde gegen Seeland Nachricht erhalten habe, und daß

Moritz als Admiral die Provinz dagegen schleunig in Sicherheit stellen müsse. Moritz befolgte den Rath, worüber Leicester nicht wenig ungehalten war, und bösen Argwohn faßte. Da er vernahm, daß Moritz und Hohenlohe Truppen zusammenzögen, deutete er diese Maßregel so, als ob sie mit jenen nur die Engländer aus Maaslandssluis und Delfshaven vertreiben wollten. *)

Wir wollen nicht entscheiden, wie weit die erwähnten Anschläge Leicesters gegen Hohenlohe begründet waren, obwohl allerdings die persönliche Stellung beider Männer gegen einander die Wahrscheinlichkeit zuläßt. Das aber ist jedenfalls gewiß, daß die durch die Partheiungen veranlaßte Gährung damals einen für das Gesammtinteresse der vereinigten Provinzen höchst gefährlichen Ausbruch drohte. Die ächten Patrioten waren tief bestürzt; die Leicester'sche hierarchisch-demokratische Parthei hob ihr Haupt um so kühner und stolzer. Ueber den großen Städten, wo der Anstoß der Faktionen zu unberechenbaren Folgen führen mußte, lag eine fast unerträgliche Gewitterschwüle. Man versah sich des Aeusserſten und pflanzte z. B. in Amsterdam vor dem Rathhause Geschütze auf; der Geschichtsschreiber Hooft führt **) folgende charakteristische Verse an, die er selbst, als damals kaum siebenjähriger Knabe, auf einer öffentlich ausgestellten Tafel gelesen zu haben sich erinnerte:

---

*) Wir haben uns bei Darstellung der Oldenbarneveldschen Angelegenheit an Bor (XXIII. B. f. 34), bei jener der angeblichen Versuche gegen Hohenlohe an die Gewährleistung Wagenaars (vaderlandsche Historie XXX. B. p. 240—241) gehalten, da wir die von Letzterem citirte „Cabbala, or mysteries of State" leider nicht zur Benützung hatten. Wagenaar erwähnt eines „noch vorhandenen" Briefes Bukhorsts (in Chiffern), worin dieser die Schwierigkeiten, welche einem Anschlage gegen Hohenlohe im Wege standen, nachweist.

**) XXVI. B. f. 1196.

„Oft 'er verraadt, oft oproer quaadt, wierde vernoomen;
Men zal, tot baat, geschut op straat, hier uit doen koomen."

Leicester verließ sich bei dieser Gährung fest auf den Einfluß seiner Parthei und versäumte nichts, um diese in gutem Eifer zu erhalten. Er hoffte der Intrigue durch die Gewalt einen größeren Nachdruck zu geben und den Sieg zu verschaffen. In dieser Absicht hatte er sich vom Haag über Utrecht, wo er die üble Stimmung einiger Edlen gegen den Statthalter, den Grafen von Nieuenaar zu benützen suchte, nach Amsterdam begeben, wo er am 3. Oktober ganz unerwartet eintraf. Der Argwohn gegen ihn war in dieser Stadt, welche seit Antwerpens Unterwerfung unter Spanien von Jahr zu Jahr an Lebhaftigkeit des Handels, Wohlstand und Bedeutung zunahm, durch den Umstand gesteigert worden, daß kurz vor seinem Eintreffen der berühmte Gianibelli dort angekommen war, welcher als Ingenieur in Diensten der Königin von England stand. Bei der allgemeinen Aufregung lag allerdings die Vermuthung nicht ganz fern, daß die Anwesenheit Gianibelli's mit Leicesters Ankunft in einem gewissen Zusammenhang stehen dürfte und man besorgte, daß jener berühmte Ingenieur in englischem Auftrag ähnliche Höllenmaschinen fertigen möchte, wie einst gegen Farneses Brücke. Leicester beabsichtigte nichts geringeres, als: die städtische Regierung zu verändern, und die Patrioten, welche ihm standhaft Widerpart hielten, vermittelst seiner Anhänger aus dem Wege zu räumen. Zu diesem Ende suchte er die Loosung zu erhalten. Doch während man im Kriegsrath überlegte, ob man ihm, als Oberstatthalter die Ehre versagen dürfe, daß man ihm jeden Abend die Loosung anvertraue, und während Leicesters Anhänger Roodenburg, (wie-

wohl kein Mitglied des Kriegsrathes) die Anwesenden dafür zu stimmen suchte, trat plötzlich der regierende Bürgermeister Peter Korneliszoon Boom in die Versammlung, und fragte den Roodenburg: „was habt Ihr hier zu schaffen, da Ihr nicht zum Kriegsrath gehört?“ „Ich kam,“ versetzte dieser verwirrt, „als ein treuer Freund des Vaterlandes.“ Der wackere Boom gebot ihm, augenblicklich die Versammlung zu verlassen, was dieser denn auch sofort that. Hierauf erklärte Boom, in Bezug auf eine Mittheilung der Loosung an Leicester: „Ihr Männer, wie? Aenderung machen? Dies kann und darf bloß die Vroedschap. Seht wohl zu, was Ihr beginnet.“ Booms Entschlossenheit that ihre Wirkung. Man verwarf die gefährliche Idee, Leicestern die Loosung anzuvertrauen, wodurch er sich unfehlbar der Bürgerschaft hätte bemeistern und die bestehenden Magistrate gewaltsam hätte verdrängen können. Und doch hatte man nicht einmal den vollen Umfang seines Planes geahnt, welcher auch, wie man später vernahm, die Ermordung von vierzehn Hauptanhängern der Landesfreiheit und des Hauses Nassau inbegriff; die Proskriptionsliste sollte sogar schon entworfen gewesen sein. Da nun Leicester seine Anschläge auf Amsterdam durch Boom's energisches Dazwischentreten und auch außerdem durch die Wachsamkeit der dortigen Patrioten vereitelt sah, so begab er sich rasch nach Utrecht.

Dort kam es zwischen mehren Edelleuten über die Vertheidigung der Privilegien, zu stürmischen Auftritten, in welche auch Leicester verflochten wurde, da der Bürgermeister Prounink, auf dessen Befehl, wie es hieß, (was Leicester jedoch läugnete) sechs von jenen Edelleuten verhaften ließ. Im ganzen Lande war man über einen solchen Schritt in heftiger Aufregung. Leicester vermehrte diese noch dadurch, daß er, gegen den Willen seines bisherigen Anhängers, des Grafen Nieu-

enaar, in Utrecht die Regierung veränderte, was diesem, als Statthalter der Provinz, zustand. Durch diese Eigenmächtigkeit verscherzte Leicester mit einem Male Nieuenaars treuerprobte Zuneigung.

Uebrigens waren Leicesters Absichten nicht auf Utrecht allein gerichtet gewesen. Auch in den übrigen Provinzen wollte er, wo möglich, durch Gewalt endlich die größere Herrschaft gewinnen, welche er durch Intriguen vergeblich zu erringen getrachtet hatte. So hoffte er vornämlich in Nordholland und in Friesland durchzugreifen, da er sich in dem Ersteren auf Sonoys Anhänglichkeit, in dem Letzteren auf seine Parthei, an deren Spitze der Präsident des Gerichtshofes, Hessel Aisma, stand, hinlänglich verlassen zu können glaubte. Er reiste deshalb von Utrecht nach dem Nordquartier von Holland. Doch dort mißlang ihm ein Anschlag auf die Stadt Enkhuizen, deren Bewohner, bei Zeiten gewarnt, ihm ein sehr höfliches Schreiben (vom 14. Oktober 1587) entgegensandten, worin sie ihn „mit aller Ehrerbietung ernstlich" baten, seinen Besuch bei ihnen für eine passendere Zeit zu verschieben, „indem sie eben jetzt nicht für mögliche Mißverhältnisse oder Unfälle einstehen könnten." Leicester empfand tief genug, wie sein Ansehen Tag für Tag abnahm, verbarg jedoch seinen Groll über die Demüthigung, welche er sich gefallen lassen mußte, und begab sich über Hoorn nach Medemblik, wo ihn Sonoy mit hohen Ehrenbezeugungen empfing. Von dort aus schrieb er denn auch nach Friesland an die „Grietenеien" und Städte (mit Uebergehung des Statthalters und der „Deputirten der Staaten„), daß sich der Landtag jener Provinz versammeln solle, wobei er selbst erscheinen würde. Ueberall ungesetzliche, verfassungswidrige Schritte! Man kann nicht umhin anzunehmen, daß Leicester von den eigenthümlich zu-

sammengesetzten Staatsverhältnissen keine Kenntniß hatte, da er in das merkwürdige Gebäude bald an dieser bald an jener Stelle Oeffnungen zu Thüren ausbrechen wollte, wodurch stets der Bestand des Ganzen gefährdet wurde. Uebrigens kamen ihm bei seinem Versuch in Friesland die „Deputirten der Staaten" zuvor. Sie entsetzten Aisma seines Amtes und an Leicester schrieben sie: „es stünde nicht ihm, sondern ihnen allein zu, einen Landtag auszuschreiben, was sie jedoch für jetzt für unzweckmäßig hielten." Dazu fügten sie noch die „sehr demüthige" Bitte, Leicester möge, „so angenehm ihnen auch seine Ankunft zu allen Zeiten sein würde," dieselbe „sowohl in Anbetracht seiner eigenen Ehre und Reputation, als auch wegen der Ruhe der Provinz" für jetzt noch aufschieben. Endlich weigerten sie sich, mit Geldern, Utrecht und Over-Yssel in eine besondere Versammlung zum Behufe der Friedensverhandlungen zu treten.

Je tollkühner Leicester in seinem Unmuth zu den äußersten Mitteln griff, und je mehr er dadurch unverantwortlich die Zwietracht zwischen mehren Provinzen der Union, zwischen Ständen und einzelnen Personen vergrößerte, um so fester schlossen sich die Patrioten an einander und Holland wars, welches den Kern der patriotischen Macht bildete.

Die Staaten von Holland versammelten sich (im Oktober) zu Haarlem; Oldenbarnevelds überwiegende Geisteskraft leitete trefflich alle Bewegungen derselben. An seiner felsenfesten Konsequenz brachen sich die Wellen des hierarchischen Stolzes. Auf eine Ermahnung der reformirten Prediger, welche „im Namen aller Kirchen von Holland" die Staaten dieser Provinz (unterm 2. Oktober 1587) zur Eintracht und zur Verhütung weiterer Zerwürfnisse mit dem Oberstatthalter Leicester aufforderten, erwiederte ihnen Oldenbarnevelde, der als Advokat von Holland die Stelle eines Volkstribuns

(im edelsten Sinne dieses Wortes) einnahm: „die Staaten wissen bereits alles, was die Prediger vorgebracht, ja noch mehr dazu; das Wohl des Landes liegt jenen gewiß eben so am Herzen.“ Deßhalb rieth er den Remanstranten, nach Hause zu kehren, ihrem Berufe zu leben und die Staaten immerhin sorgen zu lassen. Diese kurze Zurechtweisung war durchaus nothwendig, um die Selbstständigkeit und die Würde des Staates vor allen Eingriffen einer neuen, noch bei Weitem gefährlicheren Hierarchie, als die katholische je gewesen, sicher zu stellen. Doch weise bedachte man gar bald auch den großen Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk, und schlug ohne übrigens der Würde etwas zu vergeben, einen anderen Weg, den eines vertraulichen Verständnisses, ein, um die Geistlichkeit lieber für die gute Sache zu gewinnen, statt sie durch rücksichtslose Strenge zu erbittern. Man entwickelte nämlich (in einer Resolution vom 16. 23. Oktober 1587) den Predigern ausführlich alle Ursachen, aus welchen die Zerwürfnisse zwischen Leicester und den Staaten hervorgegangen waren und erinnerte sie an die unseligen Folgen, welche das Heraustreten geistlicher Ansprüche aus dem Gleichgewicht der Staatsgewalten in Flandern hervorgebracht hatte; der Verlust der Freiheit faßte ja in einem Worte alles daraus entstandene Unheil zusammen!

Die zu Haarlem versammelten Staaten von Holland entwickelten nach allen Seiten hin ihre achtungswerthe Energie und beschlossen am 16. Oktober, drei ausführliche Darlegungen durch den Druck zu veröffentlichen, von denen die erste eine nähere Erläuterung der im August desselben Jahres an Leicester übergebenen Artikel war, die zweite eine Erwiederung auf dessen zu Anfang Septembers zu Dordrecht erlassene Darlegung, die dritte eine Beweisführung über die Rechte der Edlen und Städte von Holland in Bezug auf Regierungsangelegenheiten. Die Gränzen für Leicesters Machtfülle

kamen dadurch abermals, und zwar aufs Allergenauste bestimmt, zur Sprache; ausdrücklich hieß es, daß Leicester keine ausgedehntere Macht besitzen dürfe als jene, so die Oberstatthalter zur Zeit Karls V. gesetzlich besessen hätten, und daß den Staaten alle Hoheitsrechte verblieben, welche im Namen des Kaisers ausgeübt zu werden pflegten, das Recht Kriege zu eröffnen und Frieden zu schließen, das Recht zu Bündnissen mit auswärtigen Mächten, das Recht, über Veränderungen im Münz- und Handelswesen Verordnungen zu erlassen u. s. w. In der dritten Darlegung wurde die Bedeutung der Staaten historisch nachgewiesen und zwar in Beziehung zur Frage, bei wem denn die Souverainetät eigentlich stünde. Wichtig war hier ganz besonders die hervorgehobene Unterscheidung, daß man, wenn man sage: „die Souverainetät über die Lande stünde bei den Staaten," unter diesen Letzteren nicht einzelne besondere Personen verstehe, welche zur Versammlung abgeordnet seien, sondern die Komittenten derselben, nämlich die Edlen und Städte des Landes, welche durch ihre Abgeordneten vertreten werden (sowie es anderseits die Bürgerschaften durch die Städteregierungen würden). *)

Indessen offenbarten sich fortwährend die Umtriebe der Leicesterschen Parthei durch eine im Namen der Bürgerschaft von Dordrecht abgefaßte Bittschrift an Leicester, welche die Deputirten von Dordrecht bei der Staatenversammlung zu Haarlem am 17. Oktober vorlegten, und deren Inhalt gegen „einige Mitglieder" der holländischen Staaten gerichtet war; den Kern bildete eine Klage über die Verdächtigung der Engländer, als beabsichtigten diese die Lande an Spanien zu ver-

*) Das ganze interessante Aktenstück (gleichen Sinnes wie jene Antwort, die man früherhin Wilkes von Seiten der Staaten gegeben) bei Bor XXIII. B. f. 56.

rathen. Eben dieser Kern verrieth auf den ersten Anblick den Einfluß, unter welchem die ganze Frucht gereift war; noch deutlicher wiesen darauf die stärker aufgetragenen Punkte der erwähnten Schrift hin, nämlich die angebliche Versicherung der Dordrechter Bürgerschaft, „sie wolle Leben, Gut und Blut einsetzen, um Leicesters Ansehen und Macht über die Lande zu beschützen und aufrecht zu erhalten, sowie die Erklärung, auch andere Städte theilten diese Gesinnung, wobei scharfe Ausdrücke von „Undankbarkeit und Eidbruch" nicht gespart waren. Die Staaten von Holland hielten Prounink für den Verfasser dieser Schrift, welche übrigens keinen anderen Eindruck machte als das letzte Aufzucken einer dem Erlöschen nahen Flamme.

Gefährlicher hätte ein anderer Versuch der Leicesterschen Partei, nämlich ein gewaltsamer, enden können. In Leyden, wo sich nicht weniger als ein paar tausend eingewanderte Brabanter und Flamänder befanden, welche aus den bekannten religiös-politischen Gründen eifrige Anhänger Leicesters waren, hatte sich seit einiger Zeit eine Verschwörung gegen die städtische Regierung gebildet, wobei Adolf van Meetkerke, (welchen die Staaten aus dem Staatsrath entfernt hatten), der Professor der Theologie Adrian Saravia, der Prediger van den Wouwere und mehre andere angesehene Personen betheiligt waren. Ein Hauptmann, Namens Nikolaus de Moulde, sollte, wie man entdeckte, die Stadt Leyden mit englischen Truppen übermeistern und für Leicester in Besitz nehmen. Drei von den Verschworenen, Moulde, Kosmo Pescarengi und Jakob Vollmar, wurden (am 25. Oktober) zum Tode verurtheilt und hingerichtet; Saravia entfloh nach England und suchte sich später, wiewohl erfolglos vor dem Hofe von Holland zu rechtfertigen. — In Gouda wurde ein Engländer, Namens Jakob Williams, welchen man eines ähnlichen At-

tentates schuldig glaubte, verhaftet und hingerichtet. Die Verschwörung zu Leyden gab übrigens dem längst schon erschütterten Ansehen Leicesters den letzten Stoß. Die Verschworenen nämlich, welche ihr Leben durch die Flucht gerettet hatten, gaben eine in Utrecht gedruckte Vertheidigung ihres Unternehmens heraus, worin sie offen gestanden, daß Leicester um dasselbe gewußt habe.*) Nun verließen auch in Utrecht und Friesland viele Bessergesinnte, welche ihm bisher noch angehangen, seine Parthei. „Jetzt ist es Zeit, für meinen Kopf zu sorgen!" soll Leicester ausgerufen haben, als er die Nachricht von der Vereitlung der Verschwörung zu Leyden erhielt.

Er begab sich denn ungesäumt aus Nordholland nach Utrecht und von dort über Dordrecht (im November) nach

---

*) Die Apologie, welche zugleich bittre Vorwürfe gegen die Staaten von Holland und den Magistrat von Leyden enthielt, wurde in dieser Stadt auf's Schärfste verboten. Uebrigens regte die strenge Gerechtigkeit gegen die Verschworenen die heftigsten Leidenschaften der Partheien auf. Bor (XXIII. B. f. 72) erwähnt, zum Beweise dafür mehre Pasquille, in deren Anfängen sich der derbe Volksgeist kund gibt. So begann eines davon mit den Reimen:

„door de inquisitie opgeresen binnen Leyden
siet men den Prins van Parma den weg bereyden,"

Die Schlußregel hieß:

„Wand als den Wolf het schaepken eens heft geknagen,
Hy blyft bloed-gierig zyn levendagen.

Ein anderes Pasquill begann:

„O Pasquillus, die elk een zyn gebrek plag te verhalen,
hoe siet gy nu dus donker, of zyt gy verblint."

Ein drittes begann:

„Laet u manhaftige herten o Hollanders in vromigheyt vermaert,
langer in geen pelslap bewoelt werden na der vrouwen aert".

Ein viertes spottete: man habe, nachdem man in den Niederlanden römisch, spanisch, hochdeutsch und französisch gesprochen, nun auch englisch gelernt; möchte man doch endlich auch den englischen Gruß singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!"

Vliessingen, entschlossen den Schauplatz seiner Intriguen zu verlassen. Den Oberbefehl über die englischen Truppen übergab er dem Baron von Willoughby. Am 6. Dezember nahm er von den Generalstaaten schriftlich Abschied, und bald darnach segelte er von Vliessingen nach England ab. *) Während seiner Abwesenheit übertrugen die Generalstaaten die Regierung der Republik dem Staatsrath. Leicester legte sodann, auf den Befehl seiner Monarchin, die Oberstatthalterschaft über die vereinigten Provinzen (am 17. Dezember 1587) nieder; die betreffende Akte erhielten jedoch die Generalstaaten erst am 1. April des nächsten Jahres.

Elisabeth war übrigens, obwohl sie mit Leicesters Verwaltung unzufrieden schien (und die Resultate derselben waren für ihre geheimen Pläne allerdings unerwünscht) auch gegen die Niederlande sehr verstimmt und zeigte sich insbesondere mit den strengen Urtheilen gegen die Verschworenen von Leyden sehr mißvergnügt. Sie ließ den vereinigten Provinzen durch ihren Gesandten Herbert, welchen sie an dieselben abordnete, aufs Neue Vorschläge zu Friedensverhandlungen mit Spanien machen. — Die Staaten, welche die starken Rüstungen Spaniens in Betracht zogen, veränderten jetzt ihre Politik insoweit, als sie sich den Verhandlungen nicht abgeneigt zeigten; ja sie beschlossen sogar, wegen jener Angelegenheit Gesandte nach England zu schicken. Früherhin hatten sie auf ähnliche Vorschläge sich energisch ausgesprochen: „schon die bloße Erwähnung des Friedens bringe der gemeinsamen Sache Gefahr und die Unter-

*) Vor seiner Abreise nach England ließ Leicester eine charakteristische goldene Medaille prägen. Auf der einen Seite sah man sein wohlgetroffenes Portrait mit der Umschrift: „**Robertus. Com. Lycester et in Belg. Gubern. 1587**“, auf der anderen eine Heerde Schafe mit einem englischen Hunde, mit der Umschrift: „**Non gregem, sed ingratos invitus desero.**“

handlungen selbst würden größere Verluste erzeugen als das Feindesschwert; standhaft wollten sie ausharren.“ Ihre jetzige Gefügigkeit schien jene frühere Sprache der Lüge zu zeihen. In der That aber dachten sie auch jetzt noch an nichts weniger als an Frieden mit Spanien. Wir werden später darauf zurückkommen.

Auch nach dem Abgang Leicesters, welcher der Republik der vereinigten Provinzen so zahlreiche Zerwürfnisse zugezogen hatte, war die Lage derselben im hohen Grade gefährdet; ja, vielleicht mehr als je. Fürs Erste waren die Staaten dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß sie die Abdankungsakte Leicesters so ungebührlich lange nicht zu Händen bekamen; denn sie sahen sich dadurch verhindert, zur Landesregierung geeignete Maßregeln zu treffen; der Zustand des Landes blieb daher ebensolange ein bloß provisorischer und umfaßte reichlich alle Mißverhältnisse eines solchen. Für's Zweite aber war auch nach Leicesters Abgang dessen Parthei und zwar vorzugsweise die hierarchische, fortwährend in Thätigkeit, und pflegte unermüdlich alle Keime der Abneigung und des Mißtrauens gegen die Staaten, welche sie unverholen für das Mißvergnügen der Königin Elisabeth über die unerwartete Abreise Leicesters verantwortlich machte.

Die Nachwirkung der Leicesterschen Intriguen zeigten sich vornämlich, und zwar auf die gefährlichste Weise, in dem Benehmen seines fanatisirten Anhängers Sonoy. Dieser verharrte zu Medemblick in seiner Widersetzlichkeit und das böse Beispiel derselben äußerte gar bald auch den nachtheiligsten Einfluß auf die Besatzungen mehrer holländischer Städte. Diese erhielten schon seit einiger Zeit zwei Drittel ihres Soldes baar, und das letzte Drittel in Verschreibungen. Plötzlich verlangten sie nun unter der Androhung: den Staaten und

dem Prinzen Moritz den Gehorsam aufzukündigen, die volle Baarzahlung auch dieses letzten Drittels. Diese meuterische Bewegung erging durch Heusden, Workum, Schoonhoven, Gertruidenberg, Naarden, Veere, Arnemuiden, Bergen-op-Zoom und noch andere feste Plätze, und die Verlegenheit der Staaten, welche den Forderungen der Empörer im Augenblick nicht Genüge leisten konnten, war unbeschreiblich. In solcher Verwirrung und Gefahr brach das Jahr 1588 an, und nur von den energischsten Maßregeln der Staaten war Rettung zu erwarten. Zu Medemblik erreichte die Meuterei den höchsten Grad. Die empörten Soldaten hatten die Bürgerschaft entwaffnet, das Rathhaus eingenommen und sich neue Hauptleute erwählt. Vergeblich hatten die Staaten Deputirte dahin geschickt, um Sonoy und seine Truppen zu besänftigen; vergeblich hatte Prinz Moritz es versucht, Unterhandlungen anzuknüpfen. Sonoy hatte sich aus Amsterdam 6 Tonnen Schießpulver nach Medemblik kommen lassen und schien völlig entschlossen, sich daselbst zu vertheidigen. Nun blieb denn auch den Staaten nichts anderes mehr übrig, als der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, und Prinz Moritz begab sich (im Februar 1587) mit Oldenbarneveld über Hoorn vor Medemblik, gegen die Vorschläge des noch in Leicesters Eid stehenden Staatsrathes, welcher vergeblich die dortige Besatzung zur Unterwerfung zu bewegen suchte. Moritz belagerte nun den trotzigen Sonoy in Medemblik; — eine traurige Erscheinung, wie einer jener Männer, die von Anfang her so tapfer für die Befreiung der Niederlande gefochten hatten, nun, von einem unseligen Wahne verblendet und darin bestärkt, die Waffen gegen die Republik trug.

Während er sich in Medemblik vertheidigte, nahmen inzwischen die Verhandlungen der in den Niederlanden bestehenden

englischen Parthei mit England ihren Fortgang, und die Königin wünschte lebhaft einen Vertrag, worauf Willougby hinarbeitete. Eifrig beschäftigte sich die Presse mit Sonoys Angelegenheit. Sonoy, unbeugsamen Sinnes wie immer, wollte mittlerweile den Damm bei Medemblik durchstechen lassen und die ganze Umgegend überschwemmen, um die Truppen der Staaten dadurch zu vertreiben. Er gewann ungefähr 60 Männer von der Bürgerschaft, daß sie die Besatzung verstärkten, deren Muth er fortwährend durch Hoffnungen auf Hülfe aus England aufrecht hielt; einen gewissen Koster, der dies freimüthig bezweifelte, ließ er verhaften. So behauptete sich Sonoy unerschrocken und freisam während der ganzen Zeit, als die Abdankungsurkunde Leicesters den vereinigten Provinzen noch nicht zugestellt war. Erst als er die Abdankung Leicesters erfuhr und demgemäß sich nebst den Seinigen des Eides für Leicester ledig wußte, ging er auf die Unterhandlungen ein, welche Moritz abermals mit ihm begann. Er hatte sich sehr anständige Bedingungen ertrotzt, — vor allen die, daß er in seiner bisherigen Stellung verbleiben durfte und eine vertragsmäßige Truppenzahl behielt. Am 29. April 1588 zog hierauf Prinz Moritz in Medemblik ein und erließ eine Amnestie. So schien denn die Ruhe wieder hergestellt. Aber sowohl Sonoy als auch die Bürger zu Medemblik waren wechselseits sosehr erbittert, daß für die Dauer gar keine Versöhnung vorauszusehen war. Man kann dies aus dem Umstand am deutlichsten ersehen, daß Moritz selbst Sonoy'n gegen die Bürger Schutz gewähren mußte. So fand sich denn endlich dieser einst so gewaltige Mann genöthigt, bei den Generalstaaten seinen Abschied zu verlangen, welchen er auch bald erhielt. Doch auch jetzt hatte er noch immer keine Ruh noch Rast. Er grollte um seine Abrechnung und um volle Genugthuung, die man ihm schulde. Die Sache zog sich bis in's

Jahr 1593 hinaus, da ihm denn die Staaten von Holland 2000 Pfund bei der Abrechnung zuerkannten und ihm noch außerdem ein Jahrgehalt von 1000 Pfund beilegten. Er starb 1567 im Gröningerland.

Die Gewißheit der Nachricht, daß der Graf Leicester seine Würde niedergelegt habe, wirkte vom April 1588 wohlthätig beschwichtigend auch auf die Stillung der Meutereien im Allgemeinen, auf die Beruhigung des Vaterlandes nach den drei ersten in schwerer Bangniß durchlebten Monaten des Jahres 1588. Nur die meuterische Besatzung zu Gertruidenberg ließ sich weder durch die Mittheilung jener Nachricht, noch sonst durch Gründe zur Vernunft bringen. Sie verlangte durchaus nur mit dem Engländer Willougby zu unterhandeln, und man sah sich endlich genöthigt, diesem Manne den Oberbefehl in Gertruidenberg zu übertragen, welche Stadt dem Hause Oranien gehörte. Im Juli wurde endlich die Abkunft getroffen, daß die Besatzung, welche den Sold von 31 Monaten her (mehr als drei Tonnen Goldes) verlangte, durch eine Baarzahlung auf einmal für 20 Monate zufriedengestellt werden und sowohl den Generalstaaten als dem Prinzen Moritz Treue schwören sollte. Aber die Besatzung brach gar bald diese Bedingungen und entwaffnete die Bürgerschaft, so daß sich endlich im März 1589 Moritz und die Staaten genöthigt sahen, Gertruidenberg förmlich zu belagern. Willougbys Schwager, John Wingfield, welcher an des Ersteren Stelle jetzt Kommandant war, verweigerte es geradezu, dem Prinzen Moritz die Stadt zu überliefern und zwar unter dem Vorgeben, daß er dieselbe für seine Monarchin, die Königin von England, bewahren müsse. Nun beschoß sie Moritz und wollte sie erstürmen. Aber der Herzog von Parma, mit welchem die Besatzung im heimlichen Einverständnisse war, schickte

derselben Hülfstruppen und Moritz hob die Belagerung auf. Da übergab die Besatzung am 10. April 1589 Gertruidenberg an Parma, welcher der Besatzung einen fünfzehnmonatlichen Sold zugestand und der Bürgerschaft die Erhaltung ihrer Privilegien, sofern diese nicht mit der Oberhoheit des Königs von Spanien unverträglich seien, verbürgte. Die Generalstaaten ächteten hierauf die Verräther und dehnten die Proskription auch über Alle diejenigen aus, welche mit denselben in irgend einem Verkehr stünden.

Wir haben hier, um die Folgen von Leicesters verderblicher Verwaltung und die Nachwirkungen seiner Parthei ausführlich schildern zu können, der Zeit etwas vorgegriffen. — Wir haben dazu noch nachzutragen, daß einige Zeit lang auch der hierarchische Einfluß noch fortwährte. So hatte z. B. der Prediger zu Vliessingen, Daniel de Dieu, einen Briefwechsel mit Sonoy unterhalten; so hatten sich die reformirten Geistlichen im Namen und in Angelegenheit der niederländischen Kirchen (mit Ausnahme der holländischen) an Elisabeth gewandt.

Weniger bedeutend waren die Kriegsereignisse während dieser ganzen Epoche, welche hauptsächlich durch die sich entwickelnde innere Festigkeit, unter den Intriguen und Reibungen der Faktionen, merkwürdig ist. Unter den kriegerischen Vorfällen in der letzten Hälfte der Leicester'schen Regierung über die vereinigten Provinzen (1587) erregen nur die Unternehmungen Martin Schenks Aufmerksamkeit. Dieser unermüdliche Condottiere hatte sich im Januar 1587 Ruhrorts bemächtigt, es aber im April wieder verlassen, und im November hatte er Bonn für den abgesetzten Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln eingenommen.

Doch warum, fragt man sich, benützte der Herzog von

Parma, dieser kühne, kriegserfahrne und kluge Held, dieses Muster eines wahrhaft treuen Dieners, wie mächtige Könige nur selten einen solchen finden, — warum benutzte Parma nicht die Zerrüttung der vereinigten Provinzen, die Schwäche, welche das wechselseitige Mißtrauen der Partheien erzeugte, die Spannungen zwischen Holland und Utrecht, um die Gränzen mit gewaffneter Hand zu beunruhigen, die Festungen derselben anzugreifen, und einzubrechen in das Innere der schutzlosen Landschaften? Welche Verhältnisse banden ihm die Hände, drückten ihm das siegreiche Schwert in die Scheide zurück? — Schon früher haben wir der traurigen Lage gedacht, in welcher sich die wiederunterworfenen südlichen Provinzen befanden und wir werden dieselbe in Kürze noch ausführlicher schildern. Aber dies war nicht der einzige Grund von Alexander Farneses Unthätigkeit wider die vereinigten nördlichen Provinzen. Philipp II. selbst verhinderte seinen trefflichen Statthalter an allen Kriegsoperationen durch einen längstvorbereiteten, weitaussehenden, großartig-kühnen Plan, durch welchen die niederländische Schutzmacht, England, vernichtet und somit auch die vereinigten Provinzen selbst dann um so gewisser zur Unterwerfung gebracht werden sollten. So rechnete Philipp II., aber die Vorsehung machte einen Strich durch den Plan dieses großen Rechenmeisters. Abermals zeigte sich jetzt das Walten der höheren Macht; aber wir glauben bei dem Wunder, welches Parmas Arm gegen die vereinigten Provinzen lähmte, welches diese in demselben Moment rettete, da sie mit einem Schlage vernichtet werden sollten, wir glauben dabei nicht bloß die Kraft des Himmels, sondern auch die der Menschen zu erkennen, und wir halten dies einfache und leicht erklärliche Wunder für das schönste (weil es das reinmenschlichste ist), wenn die Begeisterung plötzlich wie eine Morgen-

sonne, die alle Nebelhüllen zerreißt, langwährende Mißverständnisse durchbricht und kleinliche Rücksichten zertrümmert, wenn eine Nation jede Nachweh von Beleidigungen vergißt und sich einer Andern treu-schwesterlich anschließt, um höhere Interessen zu vertheidigen. Und wenn dann der Himmel auch noch seine Stürme sendet, so ist dieser Beistand, mit menschlichen Augen betrachtet, nicht bloß ein Beistand, sondern ein Ausdruck der Zustimmung des Himmels, ein Ausdruck seiner Freude über das, was Menschen vollbringen können, wenn sie nur wollen!

Bevor wir jedoch zur Erzählung der merkwürdigen Katastrophe übergehen, welche wir hier bereits angedeutet haben, wollen wir auch den Zustand der südlichen Provinzen während jener Epoche schildern, die nun abgeschlossen hinter uns liegt. Diese südlichen Provinzen, auf denen einst Gottes reicher Segen lag wie Sonnenschein im Mai, — welche alles besessen hatten, was das Menschenherz erfreuen kann, Frieden und Wohlstand, die goldne Sorglosigkeit, den reichsten Schatz, den auch der Bettler hat, das frohe Lied, das uns das trockene Brot würzt, — wie jammervoll und entsetzlich waren sie jetzt anzuschauen! Fortgezogen in bequemen Wagen waren die reichen Kaufleute mit ihren Ballen und Schätzen; fortgewandert waren die fleißigen Handwerker, in deren harten Händen die Spindel des Nationalwohlstandes kreisete; fortgeeilt waren die kühnen Denker, die eifrigen Verkündiger der Gewissensfreiheit, fort waren Alle, welche selbst die freundliche Vorstellung: einst an der Seite ihrer vorangegangenen Lieben in einer Erde zu schlummern, hintansetzten, weil sie, so lange sie noch auf der Erde wachten, nur für ihre Ueberzeugung athmen mochten. Niemand ersetzte die Reichthümer, den Gewerbfleiß, die Gesinnungen dieser Ausgewanderten, die im Ganzen stets ehren-

werth blieben, wenn sie auch im Einzelnen, durch ihre allzugroße Aufregung, in ihrer neuen Heimath manche Verwirrungen hervorbrachten. Wie aber ließen sich außerdem alle jene Verluste so schnell gutmachen, die der langwierige Krieg in Flandern und Brabant erzeugt hatte? Diese Wunden hatten noch nicht ausgeblutet. Die übriggebliebene Bevölkerung mußte auf ihren Schultern allein allen Jammer tragen, der schon schwer genug gewesen wäre, um auch die ganze frühere (inbegriffen der Ausgewanderten) zu Boden zu drücken. Die Folgen des Krieges waren Mangel, Theurung, Hunger und Seuchen. In diesen Städten Flanderns und Brabants, wo das freie Bürgerthum sich so derb und entschieden und doch und ebendarum so eigenthümlichreizend entfaltet hatte, standen nun auf einmal ganze Straßen öde, welche früher von geschäftigen Menschen gewimmelt; die stattlichen Häuser mit ihren geschlossenen Thüren, mit ihren Schlöten, die nicht mehr dampften, mit ihren Schwellen vor denen Gras wuchs, mit ihren verrostenden Thürklinken waren wie große Grabmäler anzuschauen, an denen nur Wenige scheu und bang aufathmend vorübergingen, — sie standen da wie ein Spott gegen die Häuser und Hütten der Aermeren, in denen man kaum Brot genug hatte, um den Hunger wimmernder Kinder zu stillen. Schaurige Stille, nur von Wenigen unterbrochen, auf jenen Plätzen, wo man sich einst durch eine lustige Menge kaum durchzudrängen vermocht hatte! In den Straßen überall bleiche Gesichter; in den Kirchen, denen das gläubige Volk zueilte, um von Gott Erbarmen zu erbitten, — die wiedergekehrten Mönche, welche Alles thaten, um die katholische Bevölkerung in dumpfer Demuth zu erhalten und die geringere Zahl gedemüthigter Protestanten durch alle Künste zum Uebertritt zu bewegen! So sah man in Antwerpen die Jesuiten un-

ermüdlich geschäftig, den freien Geist des Volkes zu ersticken, und man muß diesen Ordensmännern nachsagen, daß sie ihr Ziel für ihre Zeit trefflich erreichten. Während nun so Verödung, Mangel und Kummer in den Städten Flanderns und Brabants herrschten, während Todesstille herrschte, wo sonst die herrlichen Lieder dieses wahrhaft poetischen Volkes erklangen, — schweifte die Verzweiflung durch die verbrannten, ausgestorbenen Dörfer, über die wüsten Felder dahin. Unkraut schoß üppig auf, wo einst die goldne Saat so reizend gewogt hatte, und wenn man Bettler sah, so waren es gewiß Bauern, obwohl auch in den Städten Bettler dahinschlichen, die einst über Tausende zu verfügen gehabt, und die jetzt von Thüre zu Thüre ihr tägliches Brot erbaten, um nicht verhungern zu müssen. Ja: verhungern und zwar, im strengsten Sinne! So weit war es gekommen. Nicht bloß die abgehagerten blassen Menschengesichter gaben davon Zeugniß; auch die Wölfe gaben es, die zu den Behausungen der Menschen heranstrichen, vor denen die Kinder in den Wiegen nicht sicher waren. Die Hunde gaben es, die herrenlos hungernd umherschweiften und die der Hunger zu Raubthieren gemacht hatte. In großen Haufen rannten sie aus und griffen Thiere und Menschen an. Ausgetilgt schienen alle Spuren der menschlichen Kultur in diesen unglückseligen Provinzen, verwischt die Furchen der Felder, die Gleise der Frachtwagen, die Rabatten der Gärten, die Gränzen des Eigenthumswerthes. Man bot Juwelen für Brot. Man kannte die Heerstraßen nicht mehr; man verzweifelte, ob die Erde noch Früchte trage. Es ist klar, daß nicht der Krieg allein all dies grenzenlose Unheil veranlaßt, daß Mißwachs das Elend vollendet hatte. Trauriger aber ist es, daß der Herzog von Parma für die unglücklichen Provinzen, welche denn jetzt der spanischen Herrschaft wieder unterwor-

fen waren, fast so gut wie gar nichts thun konnte, um deren Lage zu erleichtern! Es schien, als hätte ihnen der Himmel durch diese Plagen recht fühlbar machen wollen, was sie verloren hatten, als sie die Freiheit aufgaben! Denn zur selben Zeit, und unter wahrlich sehr mißlichen politischen Verhältnissen blühten die freien Provinzen der Union durch Schifffahrt und Handel immer mehr auf. Ihr Wohlstand hob sich durch die Freiheit, und diese sollte ihn in kurzer Zeit zu einer noch ungeahnten viel reicheren Blüthe entfalten.

Drittes Kapitel.

Philipps II. großartiger Plan, England anzugreifen und zu unterwerfen, war langsam gereift, und hatte erst nach und nach jene ganze politisch-religiöse Bedeutung erlangt, durch welche uns derselbe jetzt plötzlich überrascht. Mag die Partheileidenschaft über Philipp II. den Stab brechen, mögen beschränkte Geister dessen Charakter nur nach dem Maßstabe der Erfolge messen, — der partheilose Beobachter wird sich stets angeregt fühlen, in Philipps Wesen tiefer einzugehen; er wird dann begreifen, wie bei weitem höher die Beweggründe waren, die jenen König zur Erstrebung einer Universalmonarchie hintrieben. — Wir scheuen keinen Scheelblick von Seiten irgend einer Parthei, wenn wir offen bekennen, daß wir, ohne Philipps Grundsätze billigen zu können, doch die Energie und die Konsequenz bestaunen, womit er einem Zwecke, der ihm als der höchste und heiligste galt, unbedingt folgte; daß uns die Klugheit in Verwunderung setzt, die im Geleite jener Charaktereigenschaften war und die er in seinem Benehmen gegen die europäischen Großmächte meisterhaft an den Tag legte. Die große Berechnung, welche Philipp II. anlegte, verdient, von seinem Standpunkte aus, eine bessere Bezeichnung als die bloßer Intriguen; wenn wir sie auch von unserm Standpunkte aus betrachtet, nicht redlich heißen können. Kühn und fein war sie gewiß, und — „der Zweck heiligte das Mittel!“ So

nur läßt sich Philipps II. Stellung zur Ligue in Frankreich, so sein fortgesetztes diplomatisches Benehmen gegen England erklären. In Beiden war es die höchste religiöse Pflicht, welche ihn leitete und welche seine politischen Absichten stützte, die Idee der religiösen Einheit, des Triumphes der alleinseligmachenden Kirche! Sowohl den französischen Hof als die protestantische Elisabeth konnte Philipp nur als Feinde des wahren Glaubens betrachten. Ihm, als dem Vertheidiger des letzteren, war es Pflicht, sie zu bekriegen, und im Kriege hielt er jede List für erlaubt. Reinpersönliche Motive mußten allerdings noch dazu kommen, um die religiöse Ueberzeugung durch den Stachel der Leidenschaft zu schärfen. Staunenswerth bleibt es immer, wie Philipp sein geistiges Uebergewicht zu behaupten wußte, wie in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Aeßerungen und Handlungen nichts Kleinliches aufzufinden ist. Für den ausgedehnten Wirkungskreis, in welchen er eintrat, hätte er ein wahrhaft großer Herrscher werden müssen, wenn die Festigkeit seiner religiösen Ueberzeugung von frühe an durch andere Einflüsse hätte bestimmt werden können. Sein Talent, die Majestät zu repräsentiren, war, so groß es war, doch nicht größer als sein Talent zu herrschen, und sein Unglück wie sein Mißgriff bestand vornämlich darin, daß er seine Person als Brennpunkt der Majestät, und die Majestät als Inbegriff der Herrschaft nahm; daß er zwischen Gott und sich selbst keine andre Mittelsperson als die Kirche wußte; daß er seine Pflichten gegen seine Unterthanen bloß in seiner höchsten Pflicht gegen Gott inbegriff; ja daß er diese Pflicht auch auf sein Verhältniß zu allen Nationen überhaupt ausdehnte. Die übermäßige Vorstellung von seiner persönlichen Sendung (um nicht zu sagen Verpflichtung) gründete tiefer, als man gewöhnlich annimmt;

aber eben diese eigenthümliche Verbindung von gränzenloser Hingebung an das Höchste und von überschwellender Zuversicht auf seine Sendung provozirte die Nemesis, deren Wesen wir nicht umhin können mit Schellings treffenden Worten zu bezeichnen: „Nemesis ist ja doch nichts anderes, als jene unsichtbare Gewalt, die das, was geschehen soll, zum wirklichen Geschehen bringt, und die dem Bestehenden Feind ist, in wiefern es verhindert, daß das einmal Sein-sollende sich vollende.“

Die erste faktische Veranlassung, durch welche Philipps II. Plan gegen England erweckt wurde, war die Vergrößerung seiner Seemacht in Folge der Eroberung Portugals im Jahre 1580. Zwei Jahre später verrieth eine Denkschrift über die Kriegsmacht Spaniens deutlicher, wie sich jene Absichten allmälig aus den Keimen entwickelten. Man fand in der erwähnten Schrift die Frage aufgestellt, ob Spanien seine bedeutende Macht nicht zur Demüthigung Englands anwenden solle? Und es schien denn auch allerdings leichter, England zu überwältigen als Holland und Seeland; es schien nützlicher, durch Englands Bezwingung zu gleicher Zeit auch den Niederlanden ihren wichtigsten Rückhalt zu rauben —, als die Schifffahrt, zumal die nach der neuen Welt, stets durch eine große und kostspielige Kriegsflotte schützen zu müssen. Noch im Jahre 1582 erschien ein, wie man sagt, von dem Herzog van Alba aufgesetzter Entwurf über die Seemacht, welche eine Expedition gegen England erfordern würde, und über die Mittel, um eine solche Macht auszurüsten. Auch bot sich Alba zur Leitung der Expedition an, als ihn noch in demselben Jahre der Tod überraschte. Fest haftete jedoch die Idee in Philipps II. Geiste und der Monarch korrespondirte über dieselbe im nächsten Jahre mit dem erfahrenen Alexander Farnese, welchem er auftrug, sich genaue Beschreibungen

sämmtlicher englischer Häfen und fester Plätze zu verschaffen. Gleichwie das religiöse Moment überhaupt den vornämlichsten Antheil an dem Beschlusse Philipps gehabt hatte, da es gelten sollte, das Bollwerk des Protestantismus zu zerstören, so trat jenes Moment auch bei den Vorbereitungen zur Ausführung des Planes lebhaft ins Spiel, und eifrig wurden die Interessen des katholischen Theiles der englischen Bevölkerung insgeheim durch geschickte Sendlinge aus Spanien aufgeboten.

Als reinpersönliche Motive folgten nun noch mehre andre Umstände, welche Philipp II. in seinem Plane bestärkten. Er sah, wie Elisabeth die vereinigten niederländischen Provinzen thätig unterstützte, welche von ihm, ihrem angestammten rechtmäßigen Herrscher, abgefallen waren. Ihn vermochte Elisabeth durch die Maskerade ihrer Politik nicht irre zu führen; an ihm fand die kluge Fürstin einen Meister im Spiele. Die Hinrichtung der katholischen Maria Stuart durch Elisabeth mußte Philipps Erbitterung gegen diese protestantische Königin aufs Aeußerste reizen, und zwar um somehr, da durch die rasche und blutige Katastrophe jene große, von Frankreich nach England hinüber verzweigte Konspiration, welche man nicht mit Unrecht die „katholische" nennen kann und bei deren Leitung eben Philipp selbst die klügsten Häupter der Ligue überblickte, eines wichtigen Hebels beraubt wurde. Sehen wir auch davon ganz ab, daß Philipp II. in der Hinrichtung Maria Stuarts, zu welcher sich Elisabeth durch Politik und Religion (durch die letztere wegen der ersteren) aufgefordert fand, ein ungeheures Verbrechen erblicken mußte, daß er in Maria Stuart, wie so viele seiner Zeitgenossen, die Märtyrin für den Katholizismus verehrte, deren Blut um Rache rief, sehen wir denn auch davon völlig ab, — so finden wir außerdem ein wichtiges Mo-

tiv darin, daß sich Philipp II. in dem Falle befand, zur Erhaltung der finanziellen Grundlagen seiner Macht gegen England Alles zu wagen. Der kühne englische Seeheld Franz Drake hatte, nicht ohne Wissen und Beifall Elisabeths, die Besitzungen Spaniens in der neuen Welt mit glücklichem Erfolge angegriffen. — Gleich wie nun zur Zeit der Entdeckung Amerikas jeder verwegene Abentheurer Europas an jenen andern Küsten des atlantischen Ozeans Quellen von Gold und Felsen von Diamant, — das gelobte Land aller Wünsche und Hoffnungen suchte, so mochte jetzt der erste glückliche Angriff jenes englischen Weltumseglers auf die spanischen Kolonien auch immer mehre andre unternehmende Männer dahinlocken; so mochte Elisabeth fortwährend diesen neuen Weg benützen, um Spaniens Macht Abbruch zu thun. Keine Frage: Philipp war durch jene Angriffe zur Abwehr herausgefordert und die sicherste Abwehr schien ihm, nicht mit Unrecht, wieder ein Angriff selbst, wenn dieser großartig-umfassend angelegt war. Wenn Philipp die Mittel überblickte, welche ihm zur Verfügung standen, so konnte er an einem günstigen Erfolge kaum zweifeln. Seine Seemacht in Spanien und Portugal war von dem ersten Augenblicke an, da er an Rüstungen gegen England dachte, Jahrelang eifrig vergrößert worden. Durch Alexander Farneses Tapferkeit und Klugheit war Flandern wieder in seinem Besitze; die Häfen dieses Landes boten für eine Expedition gegen das Inselreich Angriffsschiffe und diesen letzteren selbst einen sicheren Rückhalt. Endlich glaubte er sich durch die Unterstützung von Seiten der Ligue in Frankreich in den Stand gesetzt, auch von dorther England im Schach zu halten. Um seine Streitkräfte ungetheilt erhalten zu können, hatte er mit den Türken Frieden geschlossen. Was aber seiner Unternehmung die höchste Weihe aufdrückte, war der geistliche Rechtstitel

auf England, welchen ihm der große Papst Sixtus V. ganz im alten weltherrschenden Geiste der römischen Kirche, nach denselben Begriffen von Weltordnung verlieh, wie einst Gregor VII., wie Innocentius III. und Innocentius IV. sie entwickelt, ausgesprochen und bethätigt hatten. Jener Obelisk, den Sixtus V. in Rom aus dem Schutte so vieler Jahrhunderte wieder emporrichten ließ, war in der That ein bedeutungsvolles Symbol, wie sich auch die Macht der römischen Kirche siegreich wieder zu erheben strebte. Ein größerer Werkmeister als jener geniale Fontana, ein tausendarmiger, arbeitete dafür, — der Jesuitenorden. Das Beispiel nachahmend, welches die erhabenen Charaktere gegeben, die vor ihm auf dem Stuhle des Apostelfürsten gesessen, — erklärte Sixtus V., als Stellvertreter Jesu Christi, im Besitz der Macht zu binden und zu lösen, — die Königin Elisabeth, „als Ketzerin und Verfolgerin des wahren christlichen Glaubens,“ verlustig aller ihrer fürstlichen Ehrentitel, Rechte und Ansprüche in Bezug auf England und Irland, und entband sämmtliche Unterthanen von dem Eide der Treue und des Gehorsams gegen sie. Kraft jener alten hierarchischen Rechtsbegriffe von der höchsten Gewalt der römischen Kirche über alle irdische Herrschaft übertrug er ferner Philipp dem Zweiten, (welcher den Titel „rey catholico“ vorzugsweise verdiente,) als einem „Beschützer des christlichen Glaubens,“ die Herrschaft über England und Irland als ein von der römischen Kirche vergebenes Lehen. Zu der Expedition bewilligte er dem getreuen Sohne der römischen Kirche eine Million Dukaten in Gold. Durch jenen geistlichen Rechtstitel nun erhielt die Unternehmung Philipps II. gegen England in seinen Augen ihre höchste Sanktion. Er betrachtete sie, als sei in ihr der Inbegriff seines ganzen Lebens zusammengefaßt. Sie war ihm die erhabenste Aufgabe jenes geistlichen Ritterthums,

für welches wir ihn zu allen Zeiten, und mit allen Waffen des Geistes wie der Gewalt, gegen die Fortschritte des Menschengeschlechtes kühn in die Schranken treten sahen. Er bot Alles auf, um diese Sendung zu vollbringen, und sie ward auch in der That der entscheidende Wendepunkt seines Lebens und Wirkens.

Lange genug hatten die Rüstungen zu der Expedition gedauert, und als sie (im Frühling 1588) vollendet waren, schien die Streitmacht wirklich jenes Prädikat zu verdienen, mit welchem man sie in Spanien selbst bezeichnete, das der „unüberwindlichen Armada.“ Sie umfaßte nicht weniger als 90 große und 40 kleinere Kriegsschiffe mit 2600 Geschützen, mit Lebensmitteln für sechs Monate und mit einer Bemannung von 20,000 Soldaten und 10,000 Seeleuten. Die Gallionen, hoch und stark gebaut, glichen schwimmenden Festungen; die Brustwehren waren stark genug gegen alle Musketenkugeln; die Balken maßen 4 — 5 Schuh in der Dicke, die Maste, mit Kalk und Pech bekleidet, standen wohlversehen gegen die Macht der Geschütze. Die Galeassen glichen wahren Palästen mit prächtigen Gemächern und Kapellen zum Gottesdienste; Musik scholl an den Borden, während die stolzen Flaggen Spaniens von den Winden geschwellt wurden, als sei es nicht ein Kampf, als sei es ein Triumpf, zu dem sie zögen, als wolle der Monarch, der sich rühmen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht unterginge, auf dem Ocean, der ihm zwei Erdtheile verband, ein großes Fest bereiten, zu welchem alle Könige der Welt als Gäste geladen seien. In der That: die „unüberwindliche Armada“ repräsentirte Spanien, ganz so, wie es war, in seiner Macht und in seinem Prunk, mit seinen Sitten, Bräuchen und Grundsätzen, mit seiner Zierde, der Ritterlichkeit, und mit seinem Schrecken, der Inquisition; nichts war vergessen als die Wollust: Diese

war ausdrücklich von dem neuen Kreuzzuge ausgeschlossen; aber die leichtfertigen Dirnen ließen es sich nicht nehmen, den Kriegern auf einem eigenen Geschwader nachzusegeln. Wir sagten: „von dem neuen Kreuzzuge." Ein solcher war es in der That! Die Blüthe des Adels in Philipps weitem Reiche, von Begier nach unsterblichem Ruhme im Kampfe gegen die Ketzer glühend, drängte sich ungeduldig an Bord der Flotte; zahlreiche Priester und Mönche befanden sich auf derselben, welche den Katholiken Englands und Irelands die Segnungen der „alleinseligmachenden" Religion ausspenden, welche die Protestanten bekehren sollten, und, damit die Bekehrung nach spanischer Ansicht um so gewisser erreicht, damit die vollkommene Säuberung des zu erobernden Reiches von der eingerosteten Ketzerei bewirkt werde, trug die Armada auch einen Inquisitor, und — nebst Geschützen, Musketen, Hellebarden, Schanzkörben, Räderschanzen und Mauerbrechern — auch einen vollständigen Apparat von Folterwerkzeugen. Man sieht, ganz Spanien war zur See gegangen, um sich in England dauernd niederzulassen. Zum Oberadmiral der Armada hatte Plilipp anfangs den trefflichen Marquis von Santa Croce, und nach dessen Tode den Herzog von Medina-Sidonia ernannt, einen Mann aus einer der edelsten spanischen Familien, jedoch wenig befähigt für einen so wichtigen Auftrag.

Der Antheil, welchen der Herzog von Parma an der Expedition nehmen sollte, und der diesen Feldherrn (wie wir zu Ende des vorigen Kapitels erwähnten) verhinderte, die Verwirrungen in den vereinigten Provinzen zum Vortheil Spaniens zu benutzen, war folgender. Parma sollte den tüchtigsten Kern seiner kampferprobten Krieger auslesen, diese Truppen in den Häfen von Dünkirchen und Nieuwpoort einschiffen, und seine Flotte mit der spanischen Armada vereinigen. Parma suchte

sich seines Auftrages mit um so größerem Eifer zu entledigen, je mehr Schwierigkeiten ihm (durch die Sperrung der Schelde) im Wege standen, um die Schiffe, welche er zusammenbrachte, in die Häfen zu schaffen. Er mußte zu diesem Behufe erst neue Kanäle anlegen. Auch ließ er eine Menge von Schiffen mit platten Böden zimmern, auf manchen Fahrzeugen Backöfen bauen, und treffliche Kriegsgeräthe schaffen. Nach unsäglichen Anstrengungen vollendete er seine Rüstungen. Aus Spanien, Italien, Deutschland und Burgund hatte er Soldaten geworben, deren Zahl sich im Ganzen auf 43,000 Mann belief, und zu Alexander Farneses Fahnen waren kampffreudig die Söhne der edelsten Geschlechter Spaniens und Italiens herbeigeeilt.

Groß war die Besorgniß der vereinigten Provinzen über Parmas außerordentliche Rüstungen; auch war diese Besorgniß nicht grundlos, denn der königliche Oberstatthalter ging von dem richtigen Grundsatz aus, welchen er auch dem Könige empfahl: „zuerst solle der Krieg in den Niederlanden geendigt werden, wofür damals die größere Wahrscheinlichkeit vorhanden war; dann ließe sich die Expedition gegen England mit um so gewisserem Erfolge unternehmen. Wenigstens sollte man zuerst den wichtigen Hafen von Vliessingen erobern, damit die Flotte im ungünstigen Falle ein sicheres Asyl finden könnte.“ Philipp II. war jedoch einerseits durch die Hinrichtung Maria Stuarts noch allzusehr erbittert, und anderseits glaubte er, ermuthigt durch die glücklichen Fortschritte, welche die Ligue eben in Frankreich machte, daß keine Zeit zu verlieren sei. So wurden denn Parmas trifftige Vorschläge abgewiesen. Ebenso wenig berücksichtigte man einen anderen, nicht minder beherzigenswerthen Vorschlag jenes englischen Ueberläufers Stanley, daß man auf der irländischen Küste landen und sich dort eines Hafens bemächtigen sollte.

Inzwischen hatte Philipp II., um seine Feindin sicher zu machen, und vielmehr die Meinung zu verbreiten, daß seine Rüstungen eigentlich den vereinigten Provinzen gälten, mit Elisabeth Friedensverhandlungen angeknüpft. Ernstlich hatten sich die Staaten allen darauf bezüglichen Vorschlägen Elisabeths widersetzt; Prinz Moritz und Oldenbarneveld verwendeten ihren ganzen Einfluß, um die Gedanken von Unterhandlungen der Provinzen mit Spanien abzulenken. Moritz fragte die reformirten Prediger, ob man „vor Gott wohl einen Frieden schließen dürfe, bei welchem die öffentliche freie Ausübung der reformirten Religion ausgeschlossen würde?" die Prediger erklärten sich hierüber, wie sich wohl voraussehen ließ, nämlich verneinend; ja sie schickten sogar Deputirte an Elisabeth ab, um ihr von den Unterhandlungen mit Spanien dringend abzurathen. Die Republik befand sich in einer gefährlichen Krisis, denn neben der allgemeinen Besorgniß vor den ungeheuren Rüstungen Philipps, deren eigentlicher Zweck in ein Geheimniß verhüllt war, herrschte auch Uneinigkeit zwischen den einzelnen Landschaften und Städten über die wichtigsten Nationalangelegenheiten. Die Presse bewährte damals einen sehr großen und vortheilhaften Einfluß; sie festigte die patriotischen Gesinnungen, deren Organ sie war. *) Auch gab sich König Heinrich von Navarra alle Mühe, um die

---

*) Die gleichzeitigen Geschichtschreiber theilen uns Auszüge aus einer Druckschrift mit, welche unter dem Titel: „notolyke consideratien, die alle goede liefhebbers des vaderlands rypelyk behoren te overwegen op den vorgeslagen tractaet van peys met den Spangiaerden" damals erschien. Hierin war vornämlich darauf hingewiesen, daß der König nach allen Schritten, welche die Provinzen gegen ihn gethan, unmöglich je verzeihen könne. Dem Auszuge nach zu schließen, war dies Büchlein ein Meisterstück von ächter Volksschrift.

Staaten zu einem Bunde gegen die französischen Katholiken und die Ligue zu bewegen; weßhalb er denn gleichfalls von einer Friedensverhandlung mit Spanien dringend abrieth. Doch blieb sein Vorschlag ohne Erfolg, da man sich ohne Elisabeth nicht auf denselben einlassen und anderseits unter den damaligen Umständen deren Zustimmung nicht erwarten konnte. Elisabeth ließ sich, wenigstens für ihre Person mit Philipp in Unterhandlungen ein; sei es nun, daß sie wirklich hoffte, den Ausbruch eines Krieges abzuwenden, oder sei es, daß sie bloß Zeit zu gewinnen suchte. Die Unterhandlungen wurden zu Bourburg (einer Stadt in Flandern) am 6. Juni 1588 eröffnet. Während sich dort die Gesandten Englands mit den Abgeordneten Parmas über die Bedingungen beriethen, war die Armada bereits unterweges. Am 29. Mai hatte sie vor Lissabon, ihrem Sammelplatz, die Anker gelichtet.

Mittlerweile erkannte Elisabeth die dringende Nähe der Gefahr, und in England wie in den vereinigten Provinzen wurde nun mit dem größten Eifer zu Land und zur See gerüstet, um dem Angriffe des Feindes Widerstand leisten zu können. Jetzt, da Alles auf dem Spiele stand, zerriß die gemeinsame Noth plötzlich das ganze Gewebe wechselseitiger Beschwerden, Vorwürfe, Intriguen und Mißtrauens. Indem Elisabeth rasch die geeigneten Anstalten zur Vertheidigung der englischen Küsten und Hafenplätze traf und ihrer Flotte die nöthigen Befehle ertheilte, wendete sie sich auch an die vereinigten Provinzen, und erbat sich von denselben Kriegsschiffe zur Verstärkung. Gerne wurde diese der Königin gewährt, unter der Bedingung, daß ihre Flotte auch den Niederlanden beistehen solle. Herrlich war der Nationalaufschwung, welcher sich jetzt mit einem Male kundgab; vergessen waren Mißtrauen und

Uneinigkeit; ein einziger großer Gedanke belebte Jedermann. Jeder, vom Höchsten bis zum Geringsten, entfaltete eine erstaunliche Thätigkeit, Jeder eilte freudig auf das angewiesene Feld seiner Thätigkeit. Man nahm ein Verzeichniß sämmtlicher Kauffahrtheischiffe auf und ließ aus den zweitausend, worauf deren Zahl sich belief, fünfzig zum Seekriege ausrüsten. Außer jenen zwanzig Kriegsschiffen, welche zur englischen Flotte stießen, besaßen sie noch ein Geschwader von neunzig Schiffen; der Vizeadmiral von Seeland Jost de Moor war beauftragt, mit einem Geschwader vor Dünkirchen zu segeln, um dem Herzog von Parma die Ausfahrt zu sperren und so dessen Vereinigung mit der Armada zu verhindern. Holland und Seeland verwahrten ihre Küsten durch eine Kette von Wachen; die Besatzungen in den Seestädten erhielten Verstärkung; die Leuchtthürme wurden abgebrochen, die Backen aus den Gewässern genommen, die Wahrpfähle abgehauen, damit die feindlichen Schiffe keine richtige Wasserstraße finden und die gefahrvollen Plätze nicht vermeiden könnten. So rüstete sich die edle Nation, um dem freien Meere kein Joch aufzwingen zu lassen, um durch das freie Meer auch den heimischen Boden mit allem Heiligen, was er trug, mit den Kirchen, in denen die Glaubensfreiheit saß, mit den theuren Gräbern der Helden, die für die Freiheit gestritten und gestorben, mit den Trophäen der Siege, für Kinder und Kindeskinder rein zu erhalten von fremder Zwingherrschaft. In jenen Tempeln, an jenen Gräbern kniete jetzt ein biedres, schlichtes, tüchtiges Volk und betete (es war ein allgemeiner Bußtag ausgeschrieben) aus der Inbrunst des Herzens zum allmächtigen Gott; stark war das Vertrauen des Volkes auf den großen Helfer in der Noth, daß Er Sein heiliges Wort und die freien Niederlande nicht dem drohenden Feinde zum Raube preisgeben werde, und es gelobte Ihm be-

geistert „getreu dafür auszuharren bis zum Alleräußersten, was Sein heiliger Wille verhängen würde. Selten sind solche Augenblicke in der Weltgeschichte, wenn ein Volk, im vollen Gefühl seiner gerüsteten Kraft, in der höchsten Aufregung seiner Begeisterung, die Hand am Schwert, den wachsamen Blick in die Ferne gerichtet, um den Feind zu erspähen, wenn es kampffreudig und voll des edelsten Stolzes, doch demüthig in den Staub hinknieet, und sein Recht, seine Freiheit, seine Kraft und seine Existenz der allwaltenden Vorsicht anempfiehlt. In solchen großen Momenten, die sich nur empfinden, nicht beschreiben lassen, in solchen Momenten erhält ein Volk seine Weihe für alle Zeiten; dann erhebt es sich, mit einer neuen, unsichtbaren Rüstung angethan, von welcher die Geschoße der Uebermacht abprallen, und jenes wesenlose Gespenst, das gemeine Seelen als ihren Abgott verehren, weil sie davor zittern, jene Lüge, welche nur die Blödsinnigkeit in den Kreis der moralischen Weltordnung einschmuggeln möchte, der Zufall, zerrinnt in sein Nichts vor der National-Begeisterung, welche zugleich eine wahrhaft religiöse ist.

Inzwischen war Philipps Armada aus dem Hafen von Lissabon nach Corunna in Gallicien gesegelt, um dort noch Mannschaft und Munition einzunehmen. Doch ihr Auslaufen bezeichnete schon eine unglückliche Vorbedeutung. Ein furchtbarer Sturm überfiel die Flotte und zerstreute sie. Mit genauer Noth fanden sich die verschlagenen Schiffe im Hafen von Corunna wieder zusammen, bis auf vier. Schon verbreitete sich das Gerücht, die ganze Armada sei so übel zugerichter worden, daß sie zu der vorgehabten Expedition untauglich sei, und selbst die Engländer ließen sich dadurch täuschen, so daß das englische Geschwader sich ruhig im Hafen von Plymouth verhielt. Philipp II. brannte jedoch vor Ungeduld, seinen Plan verwirklicht zu wissen. Auf seinen nachdrücklichen Befehl lichtete

die Armada am 21. Juli vor Corunna wieder die Anker, und nach acht Tagen befand sie sich bereits im Kanal. Die Engländer hatten sie nicht erwartet und ein ungünstiger Südwind verhinderte ihre Flotte aus dem Hafen von Plymouth auszulaufen, was jedoch der Herzog von Medina-Sidonia — zum Glück für die Feinde — nicht benutzte. Statt sie anzugreifen, hielt er sich streng an die Vorschriften seines Monarchen, welcher ihm geboten hatte, geradeswegs nach dem Pas de Calais zu steuern, den Küsten Frankreichs so nah als möglich zu bleiben und sich, vorerst noch mit Vermeidung eines Angriffes gegen die englische Flotte, gen Dünkirchen hinzuwenden, um sich mit dem Herzog von Parma zu vereinigen. Sobald dies geschehen, sollte dann Parma mit dem Geschwader aus Flandern der Armada nach England voransegeln und sich geradesweges vor London wenden.

Mittlerweile gelang es der englischen Flotte, der spanischen, welche ihrer Instruktion gemäß, weiter segelte, nachzueilen, und am letzten Juli erblickten sich beide zum erstenmal. Kaum hatte sich der englische Admiral von der Schwerfälligkeit der spanischen Kriegsschiffe überzeugt, welche zwar durch ihre ungemeine Größe imponirten aber bei ihrem unvollkommenen Bau eben durch dieselbe an schnellen Wendungen (wie ein Seetreffen solche bedingte) verhindert wurden, so begann die englische Flotte auf die feindliche zu feuern. Nun wurden die Feindseligkeiten fast ohne Unterlaß fortgesetzt, wobei den Engländern die rasche Bedienung ihrer Geschütze sehr zu Statten kam. Die spanische Flotte zog sich hierauf in Schlachtordnung, und zwar in der Form eines Halbmondes, enger zusammen und bediente sich nur der kleineren Segel, damit alle Schiffe gleichen Lauf hielten. Eben dadurch aber kam es, daß die Hauptgallione von Sevilla, worauf sich doch Don Pedro de Valdez be-

fand, im Gedränge mit ihrem Mastbaum wider ein andres Schiff stieß; der Mast zerbrach, und die Armada ließ, um sich nicht aufzuhalten, jene Gallione zurück. Am folgenden Tage bemächtigte sich derselben der kühne Franz Drake, welcher Valde'z Ansuchen um Kapitulation mit den lakonischen Worten abwies: „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Will sich Valdez ergeben, so soll er mich gnädig, — will er bis in den Tod fechten, einen Krieger in mir finden.“ Valdez ergab sich ohne Bedingung, in ritterlichem Vertrauen, und der tapfre Drake rechtfertigte dies. Beide Feinde achteten die gegenseitige Tapferkeit. Drake umarmte seinen Gefangenen und theilte Tisch und Schlafkammer mit ihm. — Indessen dauerten die Treffen der beiden Flotten fort. Am 3. August brachte eine eingetretene Windstille der spanischen, deren Ruder trefflich bedient waren, einen augenblicklichen Vortheil. Am 4. geriethen beide Flotten hart an einander und ein hitziger Kampf entbrannte, wobei die Engländer den Sieg gewannen und noch dazu die tröstliche Nachricht aus Havre de Grace erhielten, daß man von Frankreich keine Unterstützung der Spanier zu besorgen habe. Am 6. erreichte die spanische Flotte endlich die Höhe von Calais und legte sich dort vor Anker; auf Schußweite davon that die englische desgleichen, wo ein Geschwader von 20 Segeln unter Seymour, das bisher in der Themsemündung gelegen, zu ihr stieß. Medina Sidonia schickte alsogleich zu dem Herzog von Parma und ließ diesem sagen: „er würde am folgenden Tage im Grevelingen eintreffen und Parma solle deßhalb so schnell als möglich seine Truppen einschiffen, um sich mit der Armada zu vereinigen.“ Wenn dies gelang, dann mußte die spanische Uebermacht unzweifelhaft den Sieg erringen, dann war jeder bisher errungene Vortheil der Engländer fruchtlos, und sowohl diese als die Niederländer waren verloren.

Aber die Niederländer waren es, welche dies große Unheil verhinderten. Schon hatte nämlich der Herzog von Parma von der Ankunft der spanischen Armada vernommen, schon dem alten Grafen von Mansfeld das Gouvernement für die Zeit seiner Abwesenheit übertragen, um persönlich an der Expedition Theil zu nehmen, schon war er zur heiligen Jungfrau Maria in Hal gewallfahrtet, um den Segen des Himmels zum Kreuzzuge zu gewinnen; schon war Alles bereit und er ritt nach Dünkirchen; aber verzweiflungsvoll sah er dort durch die niederländische Flotte den Hafen gesperrt, an den Küsten von Flandern und Seeland hin trotzten ihm andre Schiffe der Niederländer, welche überall das Meer gegen die seinigen vertheidigten. Von nagendem Mißmuth erfüllt ließ er dem Herzog von Medina Sidonia melden, daß er, wie die Sachen stünden, sich dazu genöthigt sehe, zu warten, bis die Armada die niederländischen Geschwader zum Rückzug von Nieuwpoort und Dünkirchen gezwungen. Nun steuerte denn die Armada näher gen Dünkirchen zu; da hatte sie auf der einen Seite die niederländischen, auf der anderen die englischen Schiffe vor sich; aber eine Windstille verhinderte alle Operationen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August erhob sich der Wind und nun setzte der englische Admiral rasch einen kühnen Plan ins Werk; er ließ nämlich acht durch Gianibelli ausgerüstete Brander gegen die feindlichen Schiffe treiben, da wo sie am gedrängtesten standen. Ihr Anblick und der Name Gianibelli erweckten bei den Spaniern die Erinnerung an die Höllenmaschine vor Antwerpen. „Antwerpener Feuer!" rief man, plötzlich von panischem Schrecken erfaßt; denn man besorgte abermals eine gräßliche Explosion; im Nu dachte jeder nur an die eigene Rettung und mehrte dadurch die allgemeine

Verwirrung. Thaue gekappt, Anker gelichtet, hierhin, dorthin gesteuert, wie Wind und Wellen trieben, dazu noch des Himmels Zorn, in Sturm und Wetter kundgegeben! der bloße Schrekken hatte die Flotte zerstreut, und in der Verwirrung war ein Schiff wider das andere gestoßen, hatte eines das andere beschädigt.

Als der englische Admiral am Morgen die namenlose Verwirrung der Feinde gewahr wurde, benützte er sie rasch mit Geschick und Nachdruck. Allmählig erholten sich die Spanier von den Schrecken der Nacht und setzten dem kühnen Angriff der verbündeten Engländer und Niederländer einen heldenmüthigen Widerstand entgegen. Von beiden Seiten geschahen Großthaten, die einer ewigen Bewunderung werth sind. Mehre spanische Schiffe trieben durch Gedrängtheit, sowie durch Unkunde der Schiffer über das Fahrwasser auf den Strand. Eine Hauptgaleasse verwickelte sich in die Ankertaue eines anderen Schiffes, verlor dadurch ihre Ruder und lief, Calais gegenüber, auf eine Sandbank. Rasch verfolgten sie englische Pinassen, beschossen sie heftig und überwältigten sie; man fand auf jenem Schiffskolosse an 5000 Dukaten königlichen Schatzes. Der heldenkühne holländische Unteradmiral van der Does nahm bei Dünkirchen eine spanische Gallione, auf welcher sich Don Diego de Pimentel befand, der sich dem van der Does ergab. Dieser schenkte später die Flagge des eroberten Schiffes der Petrikirche zu Leyden. Die Seeschlacht war entscheidend gewesen, und der Sieg für die Verbündeten so vollständig, daß der Herzog von Medina Sidonia, für das Schicksal der ganzen Armada bangend, einen Kriegsrath hielt, worin der Rückzug beschlossen wurde. Da jedoch der Wind ihm entgegen war, und er überdies mit der Flotte der Bundesgenossen nicht zusammentreffen wollte, so faßte er den verwegenen, abentheuerlichen

Plan, seinen Rückzug auf einem bedeutenden Umwege zu nehmen Statt durch den Kanal heimzueilen; steuerte er gen Norden, um Schottland und Irland zu umsegeln und so den offnen Ocean zu gewinnen. Der Wind, der die Armada immer weiter nach Norden hinauftrieb, wurde bald zum Sturm, und rüstig folgten die siegesfrohen Engländer hinterher.

Parma war indessen vor Mißmuth fast außer sich; und in der That war es auch für einen Mann von seinem Rufe, von seinen Verdiensten, von seinem Geist, — unerträglich, durch Wind und Wellen in der Ausführung seiner besten Pläne aufgehalten zu sein! Nie vermochte er seine Aufregung weniger zu verbergen; nie bewies er seine tiefinnerste Treue für die katholischen Interessen überhaupt und für die des Königs insbesondere deutlicher als damals, da er vor Zorn und Ungeduld gegen die Schranken der Unmöglichkeit tobte, da er von Stunde zu Stunde einen Plan für einen geeigneter scheinenden vertauschte, da er jetzt seinen Ruhm, sein Leben, ja tausende von fremden Leben aufs Spiel setzen wollte und doch, was sein Herz ehrt, bald darauf wieder diese fremden Leben erwog, die er mit sich ins Verderben reißen würde. In der That: in wenigen Lagen seines glorreichen Lebens erscheint dieser große Mann nicht bloß interessanter, sondern auch liebenswürdiger, als in dieser, da er eine bloß passive Rolle zu spielen hatte. Nach dem härtesten Kampfe, den er je bestand, nämlich dem mit sich selbst, beschloß er endlich, seine Truppen, welche er schon eingeschifft hatte, wieder an's Land setzen zu lassen und vor der Hand die nächsten Resultate abzuwarten, welche die „Armada" unter Medina-Sidonia erringen würde.

Diese Resultate waren traurig genug: Medina-Sidonia befand sich bald in einer schrecklichen Lage. Unbekannte Gewässer vor sich, als sei er ausgezogen, um eine neue Welt zu entdecken, —

hinter sich die siegreichen Feinde, um sich die Wetter des Himmels! Die erste unverantwortliche Verzagtheit dieses unfähigen Mannes, dessen größtes Verdienst in seinem hohen Adel bestand, rief bald eine noch größere, noch schmählichere hervor. Er wollte mit dem Feinde in Unterhandlungen treten; bloß die zahlreichen Geistlichen und Mönche auf der Flotte verhinderten ihn daran; die Religiosität mußte ihm die Ehre retten! Aber ebenso groß als Medina-Sidonias Verzagtheit, und noch größer war das Unglück der Armada. Zahllose Verluste an Schiffen, Menschen, Geräthschaft und Mundvorrath hatte sie schon erlitten. Verschlossen waren ihr die Häfen Norwegens und Schottlands, wo sie wenigstens hätte Wasser einnehmen können; man mußte Pferde und Maulthiere über Bord werfen; viele Schiffe waren halb zerschossen und so manches sank während der langen Fahrt in den Grund. Bei den Orkaden wendete sich die Flotte endlich wieder südwärts. Ein furchtbarer Sturm vollendete das Gericht des Himmels.

Medina-Sidonia segelte mit einer kleinen Anzahl von Schiffen auf dem kürzesten Wege nach Biskaya zurück; die, welche sich aus jenem furchtbaren Sturme retteten, wurden an die unwirthbare Küste von Connaught verschlagen, wo ein wilder irländischer Stamm die unglücklichen Ankömmlinge barbarisch ermordete. Zweihundert Gestrandete wurden Anfangs gastlich aufgenommen und dann umgebracht; achthundert Andre bestiegen lieber ihre halbzerschellten Schiffe wieder, als daß sie ein gleiches Loos befahren wollten, steuerten in die See hinaus und wurden von ihr verschlungen. Das unselige Geschick, welches die Armada verfolgte, erreichte fast jede Abtheilung derselben; hier Menschen, dort Elemente, welche den kühnen Trotz Spaniens zersplitterten; Stürme des Himmels und des Feindeszornes! Bessre Aufnahme als an den irländischen Küsten fanden

die Unglücklichen jedoch in Schottland und vor Elisabeth selbst, welche, Gottes sichtbares Walten erkennend, Großmuth übte, wenn man Menschlichkeit überhaupt — Großmuth nennen darf! Die Freude öffnete ihr Herz für dies Gefühl. War doch sie, war doch England, war doch der Protestantismus aus der furchtbarsten Gefahr gerettet.

Medina-Sidonia erreichte für seine Person glücklich Spanien wieder. Doch in welchem Zustande brachte er seinem Monarchen die Armada zurück, die er wie eine stolze Königin als Brautführer zur Hochzeit mit dem Siege hinausgeleitet! Gedemüthigt, das Haupt von dem schimmernden Ehrenkranze der „Unüberwindlichkeit" entblößt, von der Hand Gottes gezeichnet und von der Hand der Menschen geschlagen, wie eine Bettlerin brachte er sie heim, ohne Sang und Klang, ohne Freudensalven. 32 Schiffe und 10,000 Menschen waren (nach spanischen Berichten) durch Sturm, Feuersbrunst, feindliche Geschütze verloren gegangen, nach niederländischen Berichten noch ums Doppelte mehr. *) Fast in allen adeligen Familien Spaniens herrschte Entsetzen, fast jede zog Trauerkleider an, weil sie einen Sohn, einen Bruder, einen Vater, einen Verwandten bei der Expedition verloren. Doch Niemand in ganz Spanien büßte

*) Vergleiche das „ganz gedenkwürdige und eygentliche Verzeichnuß, wie die mächtig und prächtig von vielen Jahren her zugerüste spanische Armada zu end nechst verschienenen Sommers dieses 1588 Jahrs umb Bezwingung der Niderlande und einnehmung des Königreichs Engelland abgefahren" 2c. in E. v. Münchs „niederländischem Museum" (2. Bd. 3. Lieferung). Jenes „Verzeichniß" gibt den Verlust im Detail und die Summe des Verlustes an Schiffen auf 32, jenes an Menschen auf 10,185 an, „von welchen gefänglich in Engelland und Seeland zum wenigsten 1000 gehalten werden, außerhalb einer großen Anzahl in der Schlacht oder durch den Hunger hingericht, und mehr schiff, die man vermeynt zu grund gangen sein, aber noch nichts gewiß darvon haben kann."

dabei soviel ein, als der Monarch, in dessen Haupte der Plan gereift war, der sechzig Millionen auf die Ausrüstung verwendet, dem die Unterhaltung der Flotte täglich dreißigtausend Dukaten gekostet hatte! Nicht blos diese ungeheuren Summen, die er wie ein verwegener Spieler auf den letzten Wurf gesetzt, waren ihm verloren, (und man bedenke noch dazu, daß er, um sie aufzubringen, seine Finanzquellen mit der größten Anstrengung erschöpft hatte) sondern auch der Schrecken aller Fürsten und Völker vor seiner Macht war dahin. Man hatte vor Philipp bisher wie vor einem Halbgott gezittert, und nun erkannte man in ihm den Menschen, welchen Gott aufs Tiefste gedemüthigt.

Als Mensch, als Katholik benahm sich Philipp II. jedoch wahrhaft groß, als er die Nachricht von der Zertrümmerung seiner kühnsten Hoffnungen vernahm. Man zitterte am Hofe, sie ihm mitzutheilen; schonend wollte ihn der Graf von Castel-Rodrigo, welcher damit beauftragt war, erst allmählig vorbereiten, das Ungeheure anhören und ertragen zu können. Philipp II. verlangte alle Details zu wissen und vernahm das Ganze mit jener stolzen Selbstbeherrschung, die hm so eigen war. „Ich habe die Armada gegen Menschen ausgesendet, nicht gegen Stürme und Meereslaunen," *) waren seine erhabenen Worte, welche in Spanien bald von Mund zu Mund gingen. In diesem oder in keinem andern Zuge erkennt man die Kraft seiner religiösen Ueberzeugung. Aber auch in den vereinigten Niederlanden fühlte man tief ergriffen in der außerordentlichen Katastrophe das Walten einer höheren Macht. Dies religiöse Gefühl sprach sich in zahlreichen

*) „No embiè yo la armada contra los vientos y fortuna de la mar, sino contra los hombres." Porrenno (dichos y hechos del sennor rey Don Felipe segundo) f. 25.

Liedern, die von Mund zu Mund gingen, *) eben so in den Medaillen aus, welche man zum ewigen Gedächtniß prägte. „Soli deo gloria!" las man auf einer von diesen Medaillen, deren Rückseite die Armada zeigte mit den Worten: „Classis hispanica venit, ivit, fuit." Auf einer andern las man den frommen Spruch: „Homo proponit, Deus disponit." Auf einer dritten: „Flavit Jehovah, et dissipati sunt."

Wichtig waren die Folgen jener Katastrophe für die Weltstellung des Katholizismus und des Protestantismus. Der verjüngte Katholizismus hatte bis dahin einen ungeheuren Höhepunkt erreicht, und gegen den Protestantismus nicht bloß das Gleichgewicht behauptet, sondern war auch eben im Begriffe, das Uebergewicht zu erringen. Nun war dieses Verhältniß mit einem Schlage aufgelöst, und wenn auch der Katholizismus selbst in seiner höheren Wesenheit durch die Katastrophe nichts einbüßen konnte, so war doch dessen Bündniß mit den Interessen des Absolutismus erschüttert. Es ist klar, daß diese Wendung für die reine Würde des Katholizismus, mithin für die Grundlagen seiner moralischen Existenz nur von Vortheil sein konnte; ja wir sind überzeugt, daß der Triumph des spanischen Absolutismus jenen zeitweisen Verbündeten allgemach ebenso entkräftet haben würde, wie dies schon in früheren Jahrhunderten unter ähnlichen Verhältnissen der Fall gewesen war. Aber anderseits wurde auch der Protestantis-

---

*) Einem stolzen Distichon aus spanischer Feder

„Ad Anglam et ejus asseclas"

„Tu quae Romanas voluisti spernere leges,
Hispano disces subdere colla jugo",

setzte St. Aldegonde folgendes

„ad Hispanum et ejus asseclas" entgegen:

„Tu, qui christigenam voluisti perdere gentem,
Supremo disces subdere colla Deo!"

mus, weniger durch jene Katastrophe, als durch die derselben vorhergehende Spannung über sein Schicksal geläutert; die Katastrophe ermunterte dann zur raschen Benützung der glücklichen Konjunkturen; und unter der klaren Himmelsbläue nach jenem furchtbaren Gewitter richtete sich das Gefühl der Selbstständigkeit höher und reiner empor. Alles eben Gesagte findet seine natürliche Beziehung und Anwendung auf Absolutismus und gesetzliche Freiheit.

Die nächste vortheilhafte Folge, welche der Verlust Philipps II. für die Republik der vereinigten Niederlande hatte, war eine moralische. Mit der Abwendung der ungeheueren Gefahr war der Nationalaufschwung nicht zugleich erloschen; die Begeisterung dauerte noch mächtig fort. Nach dem unseligen Zustand innerer Wirren und Zerwürfnisse, welche Leicesters Verwaltung herbeigeführt hatte, blieb das Gefühl dessen, was gemeinsame Kraft vermag. Nach der Hoffnungslosigkeit erhob sich das Bewußtsein, daß man dem Herzog von Parma, so tapfer und gewandt er auch sei, dennoch mit Glück widerstehen könne; und überdem ließ es sich leicht berechnen, daß Philipps Erschöpfung Parmas Unternehmungen lähmen müsse. Endlich war das bisher so fatale Wechselverhältniß der vereinigten Provinzen zu England auf einmal wesentlich verändert worden. Die niederländische Republik, welche von England noch vor wenigen Monaten als hilfbedürftiger Schützling betrachtet und behandelt worden war, hatte zur Errettung eben dieses Reiches wesentlich beigetragen. Elisabeth hatte die physische und moralische Kraft der Provinzen kennen und achten gelernt; diese Achtung, — zuerst begründet durch jene Bereitwilligkeit, mit welcher die Provinzen, aller Zerwürfnisse vergessend, die Bitte der Königin um Beistand erfüllt hatten, — diese Achtung erschuf ein neues, schöneres Verhältniß, das

des wechselseitigen Vertrauens zwischen England und der Republik; Beide hatten ja gemeinsame höhere Interessen, welche sie von selbst zu einer aufrichtigen und treuen Bundesgenossenschaft aufforderten. Beide mußten sich überzeugen, daß weder die Gewaltschritte noch die Intriguen Spaniens dem einen oder anderen Lande Schaden zufügen könnten, wenn sie sich wechselseits treu und ehrlich unterstützten.

Dies war denn für die vereinigten Provinzen keinesweges unwichtig. Denn, ungeachtet des bedeutenden Verlustes, welchen Philipp II. durch das Verunglücken seiner großen Expedition erlitten hatte, war der Herzog von Parma damals noch immer mächtig genug, nicht blos durch den Besitz von Brabant und Flandern mit den wichtigen Hafenplätzen, sondern auch, da er fortwährend seine Eroberungen in Geldern und Over-Yssel, so wie Drenthe und Gröningen behauptete. Auch war weder sein Muth, noch seine Hoffnung: die nördlichen Provinzen der Krone Spanien wieder zu erobern, im Geringsten gesunken, und mit aller Umsicht, welche ihm eigen war, behielt er auch den Kriegsschauplatz am Rhein fest im Auge, um die Fortschritte der republikanischen Waffen aufzuhalten, und der katholisch-königlichen Parthei dort das Uebergewicht zu erringen. So ließ er Bonn, welches Martin Schenk eingenommen hatte, schon vom März (1588) an durch den Prinzen von Chimay belagern. Der tapfre spanische Oberst Johann Baptist Tassis verlor dabei das Leben. Die Belagerten leisteten sechs Monate lang unter dem Kommando des Herrn von Podeliz trefflichen Widerstand, obwohl ihnen die Staaten, welche ihre ganze Aufmerksamkeit sowie alle ihre Mittel damals auf die Vertheidigung des eigenen Landes zur See verwenden mußten, ungeachtet aller Vorstellungen Schenks und des vertriebenen Kurfürsten Gebhard Truchseß keine Hülfe zum Entsatz

schicken konnten. Als der Herzog von Parma nach der Entfernung der Armada wieder freiere Hand hatte, verstärkte er alsobald die Belagerungstruppen und so mußte sich endlich die tapfre Besatzung Bonns — auf ehrenvolle Bedingungen — am 19. September 1588 ergeben. Sie erhielt freien Abzug mit Waffen und Fahnen und begab sich theils nach Rheinberg, theils nach Wachtendonk, als den nächstgelegenen Festungen, welche im Besitze der Republik waren. Wachtendonk ergab sich nach einer Belagerung am 20. Dezember desselben Jahres dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld, welcher sie für den Kurfürsten Ernst in Besitz nahm.

Inzwischen hatte sich der Herzog von Parma veranlaßt gefunden, eine Unternehmung gegen das feste Bergen-op-Zoom auszuführen, die einzige Stadt in Brabant, welche der Krone Spanien nicht wieder unterworfen war, und noch zur Utrechter Union gehörte. Ein Arm der Schelde, die Vossemaar genannt, trennt Bergen-op-Zoom von der seeländischen Insel Tholen, deren Besitz dem Herzog von Parma nothwendig schien, um jene Stadt mit Erfolg angreifen zu können. Er beorderte deshalb Montigny und den Grafen Ottavio von Mansfeld mit 800 Mann, um sich Tholens zu bemächtigen, welches Graf Georg Eberhard von Solms für die Staaten behauptete. Die Feinde hatten zu ihrem Angriff auf Tholen die Zeit abgewartet, da der Wasserstand der Vossemaar am niedrigsten war. Verwegen rückten jene achthundert Mann, bis an die Schultern im Wasser stehend, und durch 2000 Schützen am anderen Ufer gedeckt, gegen die Uferdämme heran, von wo aus die Besatzung der Insel sie mit einem so heftigen Feuer empfing, daß sie sich endlich, trotz aller Tapferkeit, mit großem Verlust zurückziehen mußten. Demungeachtet unternahm Parma die Belagerung von Bergen-op-Zoom. Sie

wurde am 23. September eröffnet. Indessen hatte jedoch diese Stadt von Seeland und Holland aus frische Truppen zur Verstärkung sowie allen nöthigen Bedarf erhalten; in der Festung befand sich der englische Befehlshaber Willougby und Prinz Moritz hatte sich mit den Deputirten der Staaten dahinbegeben. Zwischen Bergen-op-Zoom und der Schelde lagen zwei Schanzen, auf deren eine, die Nordschanze, Parma einen vergeblichen Angriff machte. Ebenso schlug ein Versuch fehl, dieselbe durch Verrätherei (so wähnte Parma) zu überwältigen. Zwei Engländer (Grimston und Readhead) hatten sich ihm nämlich angeboten, dazu behülflich zu sein, und obwohl Parma die äußerste Vorsicht anwendete, so wurde er doch überlistet; jene beiden angeblichen Verräther waren nämlich im geheimen Einverständniß mit dem Obersten Morgan. Parma ließ die Beiden in Fesseln von zwei Soldaten umgeben; so sollten sie einem Haufen von dreitausend Mann den Weg zur Schanze weisen. Sie ließen es sich gefallen; man fand, als man vor die Schanze kam, das Thor offen und die zwei Engländer traten mit 50 Mann durch dasselbe ein. Da ließen die, welche drinnen waren, plötzlich das Fallgitter nieder und die fünfzig Mann wurden mit leichter Mühe überwältiget. Ergrimmt beschlossen ihre Kameraden draußen rasch den Wall zu stürmen; sie durchwateten den Graben und klimmten die Brustwehr hinan. Doch ihr Sturm wurde von der tapfren Besatzung glücklich abgeschlagen, und mit einem Verlust von 800 Mann mußten sich die Feinde endlich zurückziehen. Nach dieser mißglückten Unternehmung überzeugte sich Parma, daß er gegen Bergen-op-Zoom, dessen Besatzung häufige Ausfälle wagte, in der vorgerückten Jahreszeit nichts auszurichten im Stande sein werde; das anhaltende Regenwetter hatte fast alles Land unter Wasser gesetzt und die Dämme schlüpfrig ge-

macht, wodurch die Zufuhr der Lebensmittel erschwert wurde und diese sehr hoch im Preise stiegen. Er entschloß sich denn, die Belagerung abzubrechen, und führte diesen Entschluß vom 12. auf den 13. November (1588) aus. Er begab sich nach Brüssel, von tiefer Schwermuth über den üblen Ausgang dieser Unternehmung erfüllt; seine Mißstimmung datirte schon von jener Zeit her, da er sich verhindert gesehen hatte, der Armada gegen England zu Hülfe zu eilen; bald sollten noch mehre Umstände, welche man daran knüpfte, dazu beitragen, seine Melancholie zu vermehren. Seine Truppen legten in der Umgegend von Bergen mehre Schanzen an, um die Ausfälle und Streifzüge der Besatzung dieser Stadt zu verhindern, und begaben sich dann nach Brabant, welcher Provinz sie sehr zur Last fielen.

Bald nach seinem Abzuge empfing Prinz Moritz (am 20. November) zu Veere auf Walcheren die Huldigung als Markgraf; die Huldigung zu Vliessingen (auf gleichen Rechtsanspruch) mußte noch bis 1590 unterbleiben. Bei der Feierlichkeit wurden verschiedene Schaumünzen ausgeworfen, deren Unterschriften charakteristisch waren, wie denn überhaupt die lange Reihe der niederländischen Geschichtsmünzen eine höchst interessante Gallerie bildet, in welcher der Geist der Zeiten und der Nation seine ganze Eigenthümlichkeit in treffender Kürze entfaltet. *) So sah man damals auf einigen bei jener Gelegenheit geschlagenen Münzen die verbundenen Wappen von Veere und Nassau mit der Schrift: „Nodus indissolubilis," und auf dem Revers die Hand mit dem nakten Schwerte und berühmte: „Je maintiendray," — auf anderen: zwei in einander geschlungene Hände, den Merkursstab haltend, mit der Schrift: „Auxilia humilia firma consensus facit."

*) Vergleiche das Werk von van Loon „Nederlandsche Historiepenningen."

Mit der Aufhebung der Belagerung von Bergen-op-Zoom und der Einnahme Wachtendonks durch den Grafen von Mansfeld war der Feldzug des Jahres 1588 beendigt; seine Resultate waren ziemlich gering gewesen; die Armada hatte alle Anstrengungen von Freunden und Feinden abgeleitet. Dagegen nimmt die Lösung einer langwierigen Verwickelung in den inneren Landesangelegenheiten, welche noch in diesem verhängnißvollen Jahre 1588 zu Stande gebracht wurde, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dies ist die Unterdrückung des demokratischen Prinzips in Utrecht und demzufolge die endliche Ausgleichung dieser Provinz mit Holland nach so langen Zerwürfnissen.

Wir wissen, wie die Patrizier Utrechts, durch die Umwälzung unter Leicesterschem Einfluß ausgedrängt, geflüchtet waren, — nämlich nach Woerden in Holland; wir kennen die Opposition Utrechts im Geiste der englischen Parthei; wir haben endlich gesehen, wie Leicester selbst seinen standhaften Anhänger, den Statthalter Utrechts, den Grafen von Nieuenaar, sich völlig entfremdet und zum Anschluß an die streng patriotische Parthei getrieben hatte. Die nach Woerden ausgewichenen Edlen hatten von dort aus am letzten Dezember 1587 eine Protestation, in welcher die noch bestehende Leicestersch gesinnte Magistratur scharf mitgenommen wurde, an den Grafen Nieuenaar gesendet, und bei diesem um Abstellung der gewaltsam eingerissenen Mißbräuche (oder vielmehr: der Verletzungen der Provinzialverfassung) nachgesucht. Indessen hatte Nieuenaar, wiewohl selbst gegen die Leicestersche Parthei eingenommen, die sein Ansehen als Statthalter sosehr beeinträchtigte, doch damals nichts so Entscheidendes thun können, wie eine neue Besetzung der Magistratur; er hatte jedoch den Provinzialstaaten von den

Beschwerden und der Protestation der Edlen Anzeige gemacht, während diese sich auch mit einer Bittschrift an die Generalstaaten wendeten. Im Februar 1588 waren hierauf Kommissäre der letzteren mit anderen des Staatsraths und der Staaten von Utrecht zusammengetreten, um die Sache zu entscheiden, was, ungeachtet aller Mühe, vergeblich blieb, da die Edlen eine durchgreifende Veränderung in der Besetzung der Magistratur von Utrecht forderten, wozu man sich diesseits nicht verstehen wollte.

Im Juli hatten die Edlen von Utrecht eine neue Bittschrift an die Generalstaaten eingegeben; Elbert Leoninus und Meister Valke hatten dieselbe nach Utrecht gesandt, damit durch Nieuenaars Vermittlung die Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Mitgliedern der Staaten endlich beigelegt würden. Darüber war jedoch in Utrecht nur eine neue Aufregung entstanden. Mittlerweile hatten die Staaten dieser Provinz, namentlich die von der Stadt sich überzeugt, daß sie sich ohne englische Hülfe in ihrer zunehmenden Verlegenheit wohl schwerlich würden behaupten können, und hatten abermals einen Gesandten an Elisabeth nach England geschickt, um nochmals die Souverainetätsübertragung an dieselbe in Vorschlag zu bringen. Die Intriguen nahmen dabei immermehr zu, Prounink gab sich den Anschein, als wolle er die Bürgermeisterstelle niederlegen, und die Bürgerhauptleute, in denen das demokratische Prinzip vorzugsweise repräsentirt war, fertigten auch von ihrer Seite einen Gesandten nach England ab, mit dem Auftrage, durch Elisabeth und Leicester auf Prounink dahin zu wirken, daß er seine Stelle fortbehalten möchte. Die ganze Sache war abgekartet, und zwar vornämlich darauf abgesehen, daß sich der Statthalter Nieuenaar dann der Empfehlung von Seiten Elisabeths für Prounink nicht widersetzen

könne. Der Abgeordnete der Bürgerhauptleute brachte auch in der That gar bald die gewünschte Empfehlung Elisabeths und Leicesters zurück; aber Nieuenaar setzte indessen der Intrigue eifrige Bemühungen entgegen. Schon seit einiger Zeit unterhielt er einen genaueren Zusammenhang mit allen Feinden Prouninks und der Leicesterschen Parthei; den Staaten theilte er die Briefe aus England mit, und freimüthig erklärte er der Königin selbst, daß er in dem betreffenden Falle ihren Wünschen in Bezug auf Prounink nicht willfahren werde.

Während diese Angelegenheit im Gange war, verlor jedoch Prounink seine wichtigste Stütze in England, den Grafen Leicester, welcher am 14. September 1588 starb. Diesen Verlust empfand Prounink gar bald schwer; denn die Königin erklärte ihm, daß sie in ihrem vorigen Schreiben keineswegs die Absicht gehabt hätte, dem Statthalter, Grafen Nieuenaar, in der Ausübung seiner Rechte das mindeste Hinderniß in den Weg zu legen. Als nun der Zeitpunkt herannahte, wann in Utrecht die übliche Veränderung der städtischen Regierung vor sich gehen sollte, (der elfte Oktober) wurden von beiden Partheien aufs Allereifrigste Anstalten zum Kampfe getroffen. Beide verdoppelten die Sicherheitsmaßregeln; die Aufregung nahm von Tag zu Tag zu und man traf in der Stadt sogar kriegerische Maßregeln. Jedermann befand sich in der höchsten Spannung; als plötzlich Prounink, der Schultheiß Karl von Trillo und mehre Andere, durch Nieuenaars Uebergewicht in Verhaft genommen wurden. Durch seine trefflichen Maßregeln war der Statthalter in Kurzem Meister der Stadt und ließ, während die Bürger noch in Waffen blieben, schnell die Staaten versammeln. Auf sein Ansuchen ermächtigten ihn nun Diese, zur Verhütung größeren Unheils, die städtische Regierung zu verändern. Dies geschah denn auch, und

zwar fünf Tage vor der üblichen Zeit, nämlich schon am 6. Oktober. Statt Ruisch's und Prouninks wurden Dirk Kanter und Dirk de Goyer zu Bürgermeistern erwählt; Schöffenkollegium und Rath wurden gleichfalls großentheils neu besetzt, ebenso die Stellen der Bürgerhauptleute. Nun kehrten auch die Ausgewanderten zurück. Hierauf verordneten die Staaten von Holland, daß sich mehre ihrer Deputirten mit dem Prinzen Moritz nach Schoonhoven begeben und sich dort zur Wiederherstellung der Eintracht zwischen Holland und Utrecht thätig bemühen sollten. Auch versetzten sie Prounink in Anklagestand über 31 wichtige Punkte. Trillo und mehre Andre wußten sich genügend zu rechtfertigen und wurden denn auch bald wieder auf freien Fuß gestellt. Auch Prounink verstand es trefflich, sich zu vertheidigen. Indessen war jedoch die Erbitterung gegen ihn von Seiten der Patrioten zu groß, als daß er sein Leben hätte retten können, wäre nicht Elisabeth selbst für ihn ins Mittel getreten. Durch ihre Intercession, sowie durch die ihres Sekretairs Walsingham und mehrer andrer Engländer wurde Prouninks Sache insoweit verbessert, daß er endlich (Juli 1589) bloß aus Utrecht verbannt und zur Bekleidung aller Aemter und Würden im Staate fortan für unfähig erklärt wurde. Seiner neunmonatlichen Haft entledigt, begab sich dann Prounink eiligst nach England, wo er später mehre fruchtlose Versuche zu seiner Restituirung machte. Im Jahre 1590 kehrte er aus England nach Holland zurück, und zwar mit Briefen Elisabeths versehen, welche er den Staaten gerne persönlich übergeben hätte, was man ihm jedoch rund abschlug. Er brachte den Rest seiner Tage als Privatmann in Holland zu. Noch im Jahre 1601 findet man seiner Erwähnung gethan; er widmete nämlich damals den Staaten eine in

französischer Sprache abgefaßte Schrift über das Vaterunser, wofür man ihm zweihundert Gulden verehrte, und welche im Jahre 1605 erschien. So war denn nun in Utrecht durch Nieuenaars Entschiedenheit das demokratische Prinzip unterdrückt, mit demselben zugleich die Quelle des fremden Einflußes erstickt, und die Vereinigung dieser Provinz mit den übrigen von der Utrechter Union im rein patriotischen Geiste glücklich zu Stande gebracht.

BIBLIOTHECA REGIA

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.

Drittes Buch (1576—1579).

Drittes Kapitel (1579) 3

Viertes Buch (1579—1585).

Erstes Kapitel (1579—1581) 51

Zweites Kapitel (1581—1584) 91

Drittes Kapitel (1584—1585) 148

Fünftes Buch (1585—1589).

Erstes Kapitel (1585—1586) 213

Zweites Kapitel (1586—1587) 258

Drittes Kapitel (1588) 303

Gedruckt auf der Schnellpresse der L. C. Wittich'schen
Hofbuchdruckerei in Darmstadt.

H. HEINRIC
Buchbindere
Rottenburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich von Schiller's historische Schriften

Bd.: 2. Friderich von Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Nie
derlande ; 2

Köln 1841

H.misc. 288 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739382-9